3 1761 09701670 3

Friedrich Nietzsches Gesammelte Briefe

Erster Band

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

Friedrich Nietzsches

Gesammelte Briefe

Friedrich Nietzsches Gesammelte Briefe

Erster Band

Berlin und Leipzig
Schuster & Loeffler
1902

Philos.
N677g

Friedrich Nietzsches Briefe

an

Pinder, Krug, Deussen, Frhrn. v. Gersdorff,
Carl Fuchs, Frau Baumgartner, Frau Louise O.,
Frhrn v. Seydlitz u. A.

Herausgegeben von

Elisabeth Förster-Nietzsche und Peter Gast

Vierte Auflage

69871
20/4/06

Berlin und Leipzig
Schuster & Loeffler
1902

Alle Rechte vorbehalten.

Inhalt

Seite

Vorwort der Herausgeber XV

Briefe:

1864.

1. Schulpforta, 12. Juni; an Wilhelm Pinder und Gustav Krug 1
2. Naumburg, 4. Juli; an Wilhelm Pinder . . . .
3. „ 8. Juli; an Paul Deussen . . . .

1865.

4. Bonn, 25. Mai; an Carl Freiherrn v. Gersdorff . 11
5. „ 6. Juli; an Wilhelm Pinder 16
6. „ 4. August; an Frhrn. v. Gersdorff . . . 19
7. Leipzig, 20. Oktober, an die B. B. „Frankonia" . 22

1866.

8. Naumburg, 7. April; an Frhrn. v. Gersdorff . . 23
9. Leipzig, 5. Juli; an Wilhelm Pinder 28
10. „ Juli } an Frhrn. v. Gersdorff . 31
11. „ 15. August } 36
12. Naumburg, September } 43
13. „ Spätherbst; an Paul Deussen . . . 50
14. Kösen, 11. Oktober; an Frhrn. v. Gersdorff . . . 53

1867.

15. Leipzig, 30. Januar } an Frhrn. v. Gersdorff . 60
16. „ 21. Februar } 64

		Seite
17.	Naumburg, 4. April; an Paul Deussen	69
18.	„ 6. April; an Frhrn. v. Gersdorff . .	76
19.	Leipzig, 1. Auguſt } an Paul Deussen . . .	83
20.	Naumburg, Spätherbſt }	84
21.	„ 24. Nov. u. 1. Dez.; an Frhrn. v. Gersdorff	86

1868.

22.	Naumburg, 16. Febr.; an Frhrn. v. Gersdorff . .	93
23.	„ Mai } an Paul Deussen	99
24.	„ 2. Juni }	104
25.	„ 22. Juni; an Frhrn. v. Gersdorff . .	110
26.	„ 22. Juni; an Paul Deussen	114
27.	„ 8. Auguſt; an Frhrn. v. Gersdorff .	116
28.	„ Mitte Auguſt; an Paul Deussen . .	120
29.	„ 21. Auguſt; an Frhrn. v. Gersdorff .	123
30.	„ Anfang September } an Paul Deussen	125
31.	Leipzig, ca. 20. Oktober }	127

1869.

32.	Leipzig, 18. Januar } an Frhrn. v. Gersdorff .	132
33.	„ 12. Februar }	134
34.	Naumburg, 11. April; an Paul Deussen	135
35.	„ 11. April; an Frhrn. v. Gersdorff. .	137
36.	Baſel, Juli; an Paul Deussen	139
37.	Pilatus-Klimſenhorn, 4. Aug.; an Frhrn. v. Gersdorff	141
38.	Baſel, 25. Auguſt; an Paul Deussen	144
39.	„ 28. September; an Frhrn. v. Gersdorff . .	147
40.	„ Dezember; an Paul Deussen	153
41.	„ 19. Dezember; an Frhrn. v. Gersdorff . .	156

1870.

42.	Baſel, Februar; an Paul Deussen	158
43.	„ 11. März } an Frhrn. v. Gersdorff . . .	160
44.	„ 24. März }	163

		Seite
45.	Basel, Frühling; an Paul Deussen	164
46.	„ 2. Juli; an Frhrn. v. Gersdorff	166
47.	„ 4. Juli; an Paul Deussen	168
48.	Naumburg, 20. Oktober	170
49.	Basel, 7. November } an Frhrn. v. Gersdorff	173
50.	„ 12. Dezember	177

1871.

51.	Basel, 21. Juni; an Frhrn. v. Gersdorff . . .	180
52.	„ 2. Juli } an Paul Deussen	183
53.	„ 12. Sept.	184
54.	„ 18. Sept.; an Frhrn. v. Gersdorff . . .	187
55.	„ 24. Sept. } an Paul Deussen	190
56.	Naumburg, 16. Okt.	191
57.	„ 20. Okt.	192
58.	Basel, 19. Nov.	193
59.	„ 14. Dez. } an Frhrn. v. Gersdorff . .	197
60.	„ 23. Dez.	199

1872.

61.	Basel, 10. Jan.	203
62.	„ 24. Jan. } an Frhrn. v. Gersdorff . . .	204
63.	„ 4. Febr.	205
64.	„ 1. Mai; an Bürgermeister Muncker, Bayreuth	207
65.	„ 1. Mai	208
66.	„ 3. Juni	211
67.	„ 10. Juni	212
68.	„ 24. Juni } an Frhrn. v. Gersdorff . . .	214
69.	„ 25. Juni	215
70.	„ 20. Juli	216
71.	„ Juli; an Paul Deussen	218
72.	„ 2. August	218
73.	Splügen, 5. Okt. } an Frhrn. v. Gersdorff . .	220
74.	Basel, 18. Okt.	224

		Seite
75.	Basel, 12. Dez. } an Frhrn. v. Gersdorff	227
76.	Naumburg, 23. Dez. } an Frhrn. v. Gersdorff	230

1873.

77.	Basel, 23. Januar; an Dr. Carl Fuchs	232
78.	Gersau, 24. Febr. } an Frhrn. v. Gersdorff	233
79.	Basel, 5. April } an Frhrn. v. Gersdorff	237
80.	„ 21. Sept.; an Gustav Krug	241
81.	„ 27. Sept.; an Frhrn. v. Gersdorff	242
82.	„ 30. Sept.; an Dr. Carl Fuchs	245
83.	„ 18. Okt. } an Frhrn. v. Gersdorff	249
84.	„ 27. Okt. } an Frhrn. v. Gersdorff	250
85.	„ 7. Nov. } an Frhrn. v. Gersdorff	253
86.	„ 14. Nov.; an Gustav Krug	256
87.	„ 13. Dez.; an Wilhelm Pinder	257
88.	Naumburg, 26. Dez.; an Frhrn. v. Gersdorff	258

1874.

89.	Basel, 18. Jan.; an Frhrn. v. Gersdorff	260
90.	„ ca. Januar; an Dr. Carl Fuchs	263
91.	„ 11. Febr. } an Frhrn. v. Gersdorff	266
92.	„ Ende Febr. } an Frhrn. v. Gersdorff	268
93.	„ 1. April } an Frhrn. v. Gersdorff	269
94.	„ 28. April; an Dr. Carl Fuchs	272
95.	„ 8. Mai } an Frhrn. v. Gersdorff	275
96.	„ 1. Juni } an Frhrn. v. Gersdorff	277
97.	„ 4. Juli } an Frhrn. v. Gersdorff	279
98.	„ 6. Juli; an Gustav Krug	281
99.	„ 9. Juli } an Frhrn. v. Gersdorff	282
100.	Bergün, 26. Juli } an Frhrn. v. Gersdorff	284
101.	Basel, 22. Aug.; an Gustav Krug	286
102.	„ 24. Sept.; an Frhrn. v. Gersdorff	287
103.	„ 31. Okt.; an Gustav Krug	290
104.	„ 12. Nov.; an Frau Marie Baumgartner	292
105.	„ 16. Nov.; an Frhrn. v. Gersdorff	293

Seite

106. Basel, 21. Dez.; an Dr. Carl Fuchs 294
107. „ 21. Dez.; an Theodor Opitz 297
108. Naumburg, 24. Dez.; an Frhrn. v. Gersdorff . . 298

1875.

109. Basel, Mitte Januar; an Paul Deussen 302
110. „ 6. Febr. } an Frau Marie Baumgartner 304
111. „ 23. Febr. } 306
112. „ 11. März } 307
113. „ 16. März } 308
114. „ 7. April } 309
115. „ 17. April; an Frhrn. v. Gersdorff . . . 311
116. „ 4. Mai; an Frau Appellationsrath Pinder 313
117. „ 8. Mai; an Frhrn. v. Gersdorff 315
118. „ 13. Mai; an Frau Marie Baumgartner . 319
119. „ 21. Mai } an Frhrn. v. Gersdorff . . . 320
120. „ Juni } 322
121. „ Ende Juni; an Dr. Carl Fuchs 324
122. „ 7. Juli } an Frhrn. v. Gersdorff . . . 326
123. „ 12. Juli } 328
124. „ 12. Juli; an Gustav Krug 330
125. „ 14. Juli; an Frau Marie Baumgartner . 332
126. Steinabad, 19. Juli; an Frhrn. v. Gersdorff . . 334
127. „ 19. Juli; an Frau Marie Baumgartner 337
128. „ 21. Juli; an Frhrn. v. Gersdorff . . 340
129. „ 2. Aug.; an Frau Marie Baumgartner 344
130. „ Mitte Aug.; an Dr. Carl Fuchs . . 346
131. Basel, 26. Sept.; an Frhrn. v. Gersdorff . . . 351
132. „ 27. Sept.; an Gustav Krug 355
133. „ 27. Sept.; an Frau Marie Baumgartner . 356
134. „ 16. Nov. } an Frhrn. v. Gersdorff . . . 357
135. „ 13. Dez. } 359

1876.

136. Basel, 18. Jan.; an Frhrn. v. Gersdorff 363

		Seite
137.	Basel, 23. Jan. an Frhrn. v. Gersdorff	365
138.	„ 22. Febr. an Frhrn. v. Gersdorff	366
139.	„ 24. Febr. an Frhrn. v. Gersdorff	368
140.	„ März an Frhrn. v. Gersdorff	369
141.	„ 15. April; an Dr. Romundt	371
142.	„ 15. April; an Frhrn. v. Gersdorff	372
143.	„ Mitte Mai; an Dr. Carl Fuchs	375
144.	„ 26. Mai; an Frhrn. v. Gersdorff	377
145.	„ 10. Juli; an Frau Marie Baumgartner	380
146.	„ 21. Juli; an Frhrn. v. Gersdorff	380
147.	„ 30. Aug. an Frau Louise O.	382
148.	„ 22. Sept. an Frau Louise O.	383
149.	„ September; an Frhrn. v. Seydlitz	384
150.	Bex, 18. Okt. an Frau Marie Baumgartner	386
151.	Sorrent, 28. Okt. an Frau Marie Baumgartner	386
152.	„ 18. Nov. an Frau Marie Baumgartner	387
153.	„ 16. Dez.; an Frhrn. v. Seydlitz	388
154.	„ 16. Dez.; an Frau Louise O.	389

1877.

155.	Sorrent, 9. Jan. an Frau Marie Baumgartner	391
156.	„ 27. Jan. an Frau Marie Baumgartner	392
157.	„ 2. Febr. an Frau Marie Baumgartner	393
158.	„ 4. Febr. an Frau Marie Baumgartner	395
159.	„ Ende Febr. an Frhrn. v. Seydlitz	395
160.	„ Anfang März an Frhrn. v. Seydlitz	397
161.	„ 17. April; an Frau Marie Baumgartner	398
162.	Genua, 11. Mai; an Frhrn. v. Seydlitz	399
163.	Ragaz, 9. Juni; an Frau Marie Baumgartner	400
164.	Rosenlaui, 4. Juli; an Dr. Carl Fuchs	401
165.	„ 24. Juli; an Frhrn. v. Seydlitz	403
166.	„ Ende Juli; an Dr. Carl Fuchs	405
167.	„ Anfang August; an Paul Deussen	408
168.	„ 20. Aug. an Frhrn. v. Seydlitz	410
169.	„ 22. Aug. an Frhrn. v. Seydlitz	411

		Seite
170.	Rosenlaui, 29. Aug.; an Frhrn. v. Seydlitz . . .	413
171.	„ 29. Aug.; an Frau Louise O. . . .	414
172.	„ 30. Aug.; an Frau Marie Baumgartner	416
173.	Basel, 27. Sept. } an Frhrn. v. Seydlitz	418
174.	„ 28. Sept. }	419
175.	„ 23. Nov.; an Frau Louise O.	420

1878.

176.	Basel, 4. Jan. }	420
177.	„ 13. Mai } an Frhrn. v. Seydlitz	422
178.	11. Juni }	424
179.	„ Juni; an Dr. Carl Fuchs	425
180.	„ 26. Juli } an Frau Marie Baumgartner	427
181.	Interlaken, 10. Sept. }	428
182.	Basel, Ende Sommer; an Dr. Carl Fuchs . . .	429
183.	„ 14. Nov.; an Gustav Krug	431
184.	„ 15. Nov.; an Frau Marie Baumgartner .	432
185.	„ 18. Nov.; an Frhrn. v. Seydlitz	434
186.	„ 26. Nov. } an Frau Marie Baumgartner .	435
187.	„ 29. Dez. }	437

1879.

188.	Basel, 6. Januar; an Gustav Krug	438
189.	Genf, 29. März }	438
190.	„ 6. April	439
191.	„ 12. April	440
192.	Basel, 7. Mai } an Fr. Marie Baumgartner	441
193.	Bremgarten, 21. Mai	441
194.	(Tamins, 20. Okt.)	442
195.	Naumburg, 18. Nov. }	444

1880.

196.	Naumburg, Januar } an Dr. Otto Eiser .	445
197.	„ Anfang Febr. }	447
198.	Genua, 16. November; an Gustav Krug	448

Seite

1881.

199. Sils-Maria, 15. Juli; an Frau Marie Baumgartner 449

1882.

200. Genua, Februar; an Gustav Krug 450
201. Naumburg, Anfang Sept.; an Frau Louise O. . 452
202. „ Anfang Sept.; an Dr. Otto Eiser . . 453
203. „ 6. Sept.; an Frau Louise O. . . . 454

1883.

204. Genua, 16. März; an Paul Deussen 454
205. Rom, 28. Mai; an Frau Marie Baumgartner . . 456
206. Sils-Maria, 28. Juni; an Frhrn. v. Gersdorff . 457

1884.

207. Nizza, Anfang Dez.; an Dr. Carl Fuchs 460

1885.

208. Nizza, 12. Febr. } an Frhrn. v. Gersdorff . . . 465
209. „ 9. April } 467
210. Venedig, 9. Mai } 469
211. Nizza, November; an Frhrn. v. Seydlitz 470

1886.

212. Nizza, 28. April; an Frau Prof. Vischer-Heußler . 472
213. Venedig, 7. Mai; an Freifrau v. Seydlitz . . . 474
214. Sils-Maria, 17. Aug.; an Frhrn. v. Seydlitz . . 476
215. „ September; an Paul Deussen . . . 477
216. Nizza, 26. Okt.; an Frhrn. v. Seydlitz 479

1887.

217. Nizza, Februar; an Gustav Krug 481
218. „ 24. Februar; an Frhrn. v. Seydlitz . . . 482

Seite

219. Nizza, 16. November; an Paul Deussen 485
220. „ 14. Dezember; an Dr. Carl Fuchs . . . 486
221. „ 20. Dezember; an Frhrn. v. Gersdorff . . 489

1888.

222. Nizza, 3. Januar; an Paul Deussen 491
223. „ 12. Februar; an Frhrn. v. Seydlitz . . . 495
224. Turin, 14. April; an Dr. Carl Fuchs 497
225. „ 3. Mai; an Paul Deussen 500
226. „ 13. Mai; an Frhrn. v. Seydlitz 501
227. Sils-Maria, 21. Juni; an Karl Knortz 504
228. „ 30. Juni; an Dr. Carl Fuchs . . . 507
229. „ 28. Juni; an Frhrn. v. Seydlitz . . 509
230. „ 24. Juli
231. „ 29. Juli
232. „ 10. August
233. „ 22. August
234. „ 26. August
235. „ Ende August
236. „ 6. September
237. „ 9. September
} an Dr. Carl Fuchs . 511 513 516 517 518 524 527 528
238. „ 13. September; an Frhrn. v. Seydlitz 532
239. „ 14. September; an Paul Deussen . . 534
240. Turin, 11. Dezember
241. „ 27. Dezember
} an Dr. Carl Fuchs . . . 537 538

Anmerkungen 543
Namenregister 585

Vorrede zur dritten Auflage.

Die vorliegende Auflage ist zugleich eine Neuausgabe des ersten Briefbandes, der um vierunddreißig Briefe vermehrt, in einer ganz neuen Anordnung erscheint. Kaum war nämlich seine erste Auflage im Herbst 1900 veröffentlicht, so theilte uns Herr Professor Paul Deussen mit, daß er durch einen glücklichen Zufall noch vierundzwanzig Briefe Nietzsche's aufgefunden habe; ebenso wurden uns von den beiden Freunden der Kindheit und Jünglingszeit Nietzsche's, dem Oberregierungsrath Wilhelm Pinder in Kassel und dem Oberregierungsrath Gustav Krug in Freiburg i. B., noch Briefe aus früher Jugendzeit zugesandt. Durch diese Vervollständigung gewann das gesammte Briefmaterial dieses Bandes ein ganz anderes Aussehen. Während früher die in sich geschlossenen Briefserien jedes Briefempfängers immer mit einem mehrere Jahre späteren Datum einsetzten, hatten wir jetzt drei Briefserien vor uns, die zugleich in der ersten Hälfte der sechziger Jahre beginnen und längere Zeit nebeneinander herlaufen, was dem Leser doch einige Unbequemlichkeiten verursachen würde, da er immer genöthigt wäre, den Lebensgang Nietzsche's wieder von Neuem

anzufangen. Wir glaubten früher durch die Zusammenstellung der Briefe an die einzelnen Adressaten die Eigenart der Stimmung des Autors besonders unterstreichen und hervortreten lassen zu müssen; denn so verwandt auch in der Tonart die Briefe jeder seiner Lebensepochen untereinander sein mögen, so schreibt Nietzsche an jede Person doch anders, je nach ihrem Geist, ihrem Charakter, ihren Interessen und all dem Unnennbaren in den Beziehungen zwischen Seele und Seele. Immerhin erschien dadurch das Lebensbild Nietzsche's in einer zerrissenen Form, wenn auch nicht für uns, die Eingeweihten, so doch für die Fremden, denen sein gesammter Lebensgang nicht so bekannt und gegenwärtig ist. Es mag nun wohl durch die neue, chronologische Zusammenstellung sämmtlicher Briefe in eine Reihenfolge auch wieder manches Zarte verloren gehen, manche einzelne, intimere Melodie nicht in ihrer vollen Abrundung erscheinen, weil ihre Klänge anderen Harmonien eingefügt worden sind (was man wohl am meisten bei den Briefen an Madame O. empfinden wird); — andrerseits aber rauscht in dieser neuen Form die ganze Symphonie eines großen Heldenlebens in vollem Flusse dahin, sodaß der Gesammteindruck der chronologisch geordneten vorliegenden Ausgabe doch ein günstigerer sein wird.

Wir haben von jetzt an für jeden Brief-Band das Prinzip aufgestellt, daß jeder in sich, in chronologischer Anordnung, ein volles Lebensbild des Autors geben soll. Nur beginnt jeder Band mit einer späteren Epoche, z. B. der erste Band mit dem Jahre 1864, der zweite Band mit 1867 und so fort.

Der Inhalt der vorliegenden Briefe umfaßt einen Zeitraum von beinahe 25 Jahren; die daraus folgenden Schwankungen in der Schreibung (Interpunktion, im Setzen von Apostrophen u. s. w.) sind meist getreu beibehalten. Nur in einigen wenigen Fällen schien die Einsetzung eines aus bloßer Schreibflüchtigkeit ausgelassenen Komma's oder Punktes geboten. Die Herausgeber sind bemüht gewesen, alle Irrthümer der alten Auflage zu verbessern und in dieser Neuausgabe den Text möglichst genau wiederzugeben; sie enthält deshalb noch weniger Weglassungen (durch [— —] bezeichnet), als die früheren Auflagen. Man war auf möglichste Vollständigkeit bedacht und wünschte nicht, durch Lücken den Rhythmus des Stiles zu unterbrechen, sodaß hie und da auch persönliche Wünsche der Herausgeber dem Pflichtgefühl zum Opfer gefallen sind. Einige Rücksichten auf die Wünsche der Briefempfänger oder besprochner noch lebender Persönlichkeiten mußten aber dennoch genommen werden, weshalb mehrere Briefe auch in der gegenwärtigen Ausgabe noch wegzubleiben hatten.

Über die Beziehungen Nietzsche's zu den Adressaten giebt zum Theil seine Lebensbeschreibung Auskunft;*) daher muß im Allgemeinen auf dieses leider noch nicht vollendete Werk verwiesen werden, weil manche Briefstelle erst von dorther verständlich wird. Immerhin schien es nöthig, diese Beziehungen in flüchtigen Umrissen dem Leser in der Vorrede zu geben.

*) Das Leben Friedrich Nietzsche's von El. Förster-Nietzsche C. G. Naumann, Leipzig).

1. u. 2. Die beiden Herren Oberregierungsrath Wilhelm Pinder in Kassel und Oberregierungsrath Gustav Krug, Freiburg i. B. (gest. 29. Juli 1902) sind Nietzsche's früheste Jugendfreunde; der glückliche Verkehr mit ihnen ist in der Biographie ausführlich behandelt. Die Väter dieser Jugendfreunde haben auf Nietzsche's Bildungsgang in der Kindheit einen nicht unbedeutenden Einfluß ausgeübt und sind von ihm auf das Wärmste verehrt worden. Während Appellationsgerichtsrath Pinder den Knaben Fritz vielleicht zuerst mit Goethe bekannt gemacht hat, und überhaupt der wissenschaftlichen und litterarischen Entwicklung des Kindes mancherlei Förderung zu Theil werden ließ, so empfing er durch den Einfluß des Geheimrath Krug, eines leidenschaftlichen Musikfreundes und ausgezeichneten Klavierspielers, die frühesten, tiefmusikalischen Eindrücke. Das geistig und musikalisch sehr bewegte Innenleben der drei Jugendfreunde führte zu einer wissenschaftlich-künstlerischen Vereinigung, „Germania" genannt, deren Mitglieder durch ihre hohen Ziele und Leistungen in so jugendlichem Alter in Erstaunen setzen. In der Biographie sind die merkwürdigen und ergötzlichen Einzelheiten dieser Verbindung ausführlich dargestellt.

3. Professor Dr. Paul Deussen, jetzt an der Universität Kiel, war in Schulpforta Jahre hindurch Nietzsche's Classenkamerad. Beide verließen die Anstalt am 7. Sept. 1864, blieben dann zwei Wochen in Nietzsche's Familie, reisten am 23. Sept. an den Rhein und nach Oberdreis im Westerwald, wo sie drei Wochen im elterlichen Pfarrhause Deussen's verlebten, gingen am 16. Oktober an die Universität Bonn und wurden

gleichzeitig Mitglied der Burschenschaft Frankonia. Über den Einfluß, den Nietzsche auf Deussen gewann, schreibt dieser selbst: „Er entflammte frühzeitig in mir, in intimem Gespräch über alle möglichen Dinge, eine Begeisterung für alles Große und Schöne, die seitdem nie wieder erloschen ist, und er flößte mir mehr noch durch sein Beispiel, als durch seine Worte, die gebührende Verachtung für das Verfolgen wissenschaftlicher Bestrebungen im Dienste materieller und persönlicher Zwecke ein. Hand in Hand mit ihm drang ich im ersten Universitätsjahre zur vollen Freiheit von den Fesseln des Aberglaubens durch, und wiederum war *er* es, der diese negative Wirkung nach der positiven Seite hin ergänzte; denn er hat mich zuerst im späteren brieflichen Verkehr auf Schopenhauer, den göttlichen, hingewiesen, in dem ich dann, je länger je mehr, auch ohne und weiterhin sogar gegen Nietzsche's Einfluß, für das ganze Leben den unerschütterlichen Grund meines wissenschaftlichen sowie meines religiösen Bewußtseins gefunden habe. Endlich will ich nicht unerwähnt lassen, daß Friedrich Nietzsche die erste Veranlassung war zu einer Wendung meines Lebensschicksals, welche mich im Herbst 1872 aus engen und drückenden Verhältnissen herausriß und die Freiheit für eine würdigere Bethätigung meiner Kräfte gewährte". Über Deussen's Art, die indische Philosophie aus dem Geiste Schopenhauer's zu erfassen (s. Deussen's „System des Vedânta" 1883 und „Sûtras des Vedânta" 1887) war Nietzsche umsomehr erfreut, als er bis dahin bei den englischen und deutschen Sanskritisten, welche sie zum Gegenstand ihrer Studien gemacht hatten, eine beklagenswerthe

Oberflächlichkeit bemerken mußte. — Anfang September 1887 kam Professor Deussen, auf einer Reise nach Griechenland, in's Engadin, um Nietzsche nach langer Zeit wiederzusehn.

4. Nietzsche's Freundschaft zum Freiherrn von Gersdorff auf Ostrichen (Schlesien) reicht in die Pfortenser Zeit zurück. Auf Befragen berichtete uns Freiherr von Gersdorff Folgendes: „Über meinen Aufenthalt in Schulpforta besitze ich leider keine schriftlichen Aufzeichnungen; doch weiß ich aus lebhafter Erinnerung, wie sehr Nietzsche meine Aufmerksamkeit schon in Untersecunda erregte, wohin man mich Ostern 1861 versetzt hatte. Er war mir ein halbes Jahr voraus, sodaß wir immer nur ein Halbjahr in jeder Classe beisammen sein konnten. Ich wohnte als Extraneer beim alten Professor August Koberstein, dem bekannten Litterarhistoriker, der auch in Untersecunda deutschen Sprachunterricht gab. Eines Tages hatte Nietzsche eine aus freiem Antrieb gefertigte kritisch-historische Arbeit über die Ermanarich-Sage bei Koberstein eingereicht. Dieser war dadurch hocherfreut und voll des Lobes über die Gelehrsamkeit, Combinationsgabe, den Scharfblick und die stilistische Gewandtheit seines Schülers. Koberstein sprach sonst bei Tisch wenig. Da er sich nun diesmal mir gegenüber so freudig erregt geäußert hatte, nahm ich Anlaß, Nietzsche davon Mittheilung zu machen, und dies um so lieber, als ich, wie angedeutet, schon bald nach Eintritt in die Untersecunda herausgefühlt hatte, daß er allen seinen Mitschülern an Geist und Gesittung weit überlegen sei und einst Großes leisten werde. Zu engerem Anschluß führte dies Vorkommniß jedoch noch

nicht: häufig und innig wurde unser Verkehr erst von Prima an. Nicht wenig trug die Musik dazu bei. Allabendlich zwischen 7 und $^1/_2$8 Uhr kamen wir im Musikzimmer zusammen. Seine Improvisationen sind mir unvergeßlich; ich möchte glauben, selbst Beethoven habe nicht ergreifender phantasiren können, als Nietzsche, namentlich wenn ein Gewitter am Himmel stand." — Ostern 1865 ging Freiherr von Gersdorff nach Göttingen, später nach Leipzig und Berlin, um anfangs Jura, dann Germanistik zu studiren. 1870 nahm er am Krieg gegen Frankreich Theil. Im Dezember 1872 verlor er den jüngeren Bruder (Brief 75), nachdem ihm der ältere bereits 1867 an den Folgen einer im österreichischen Feldzug erlittnen Ellbogenverletzung gestorben war (Brief 15). Infolge dieser Todesfälle sah sich Freiherr von Gersdorff genöthigt, Chemie und Landwirthschaft (in Hohenheim, Württemberg) zu studiren, um als künftiger Majoratsherr die Güter seines Vaters übernehmen und verwalten zu können. Nietzsche fand, trotz seines Traumes, mit seinem Freunde zusammen einst dessen Felder zu betrachten und die Sonne untergehen zu sehn (S. 263), leider nie Gelegenheit, Gersdorff's Besitzungen kennen zu lernen. Dagegen ist Gersdorff in den 70er Jahren mehrmals nach der Schweiz gekommen, um sich Nietzsche in aufopferndster Weise litterarisch hülfreich zu erweisen.

5. Nietzsche's Bekanntschaft mit Dr. Carl Fuchs datirt aus dem Ende des Jahres 1872. Beide trafen sich zufällig im Hause des Musikalienverlegers E. W. Fritzsch. Eine weitere Begegnung fand wahrscheinlich in den Weihnachtsferien 1873 zu Naumburg statt,

desselben Jahres, in welchem am 16. April Dr. Fuchs auf der Leipziger Tonkünstlerversammlung des Allgemeinen Deutschen Musikvereins einen Vortrag über die „Geburt der Tragödie" gehalten hatte. Der spätere Verkehr war nur brieflich.

6. Frau Marie Baumgartner, die Gattin eines bekannten Lörracher Großindustriellen, trat in Beziehung zu Nietzsche nach dem Erscheinen von „Schopenhauer als Erzieher". Sie hatte ihm Anfang November 1874 brieflich ihre Bewunderung über dies Buch ausgesprochen und sich beglückwünscht seinen Verfasser den Lehrer ihres Sohnes nennen zu dürfen. Von ihren Übersetzungen der III. und IV. Unzeitgemäßen (auf welche in den Briefen 110—114, sowie 150—152 und 155—158 Bezug genommen wird) ist leider nur Richard Wagner à Bayreuth erschienen (Leipzig, C. G. Naumann). Frau Baumgartner starb 1897.

7. Mit Madame Louise O., einer jugendlichen, nach Paris verheiratheten Elsässerin von äußerstem Liebreiz, wurde Nietzsche gelegentlich der ersten Nibelungen-Aufführungen zu Bayreuth 1876 bekannt. Seine sieben Briefe an sie gehören zum Anmuthigsten, was er geschrieben, und für die Psychologie seines Wesens zum Bezeichnendsten. Sie reden eine wärmere Sprache, als die der bloßen Freundschaft. Wie zart aber weiß Nietzsche, im erhabenen Bewußtsein der ihm zugefallenen Lebensaufgabe, seiner Empfindung zu wehren und sie, von allem Anfang an, in die Grenzen des Geziemenden zu verweisen! — Wie sagte er doch einmal? „Alles Illegitime ist wider meine Natur."

8. Herrn R. Freiherr von Seydlitz lernte Nietzsche im Juli 1876 bei den Aufführungen des Ringes des Nibelungen kennen. Doch wurden bei einer Begegnung im Hôtel zum schwarzen Adler nur wenige Worte zwischen Beiden gewechselt. Mit Nietzsche's fünf bis dahin veröffentlichten Schriften machte sich Freiherr von Seydlitz erst nach Bayreuth bekannt und schrieb ihrem Autor im September desselben Jahres einen Dankesbrief von Kreuznach aus. Nietzsche richtete, wie wir sehen, verschiedene dringende Aufforderungen an das Ehepaar von Seydlitz, nach Sorrent zu kommen, wo er den Winter 76—77 zubrachte. Anfang April 1877 folgten Hr. u. Fr. v. Seydlitz dieser wiederholten Einladung und verlebten mit Fräulein von Meysenbug und Nietzsche zusammen einige schöne, glückliche Wochen. Der August 1877 brachte in Rosenlaui im Berner Oberland ein kurzes Wiedersehen; die Hôtels waren jedoch überfüllt, sodaß das Ehepaar von Seydlitz nach Grindelwald übersiedelte, wo es mit der ausgezeichneten Mutter des Freiherrn längere Zeit verweilte. Über den Bergrücken, der zwischen ihnen lag, wurden Briefe und wohl auch Besuche gewechselt. Im September 1877 gab es ein abermaliges, ungemein heiteres Wiedersehen in Basel, wo Nietzsche mit seiner Schwester damals noch wohnte. Als Freiherr von Seydlitz im April 1879 ein Exemplar der „Vermischten Meinungen und Sprüche" durch Nietzsche's Verleger zugesandt erhielt, glaubte er es seiner Redlichkeit schuldig zu sein, Nietzsche mitzutheilen, daß ihm ein weiteres Zusammengehen mit ihm als Denker nicht mehr möglich sei. Dieser hat ihm das aber niemals nachgetragen, sondern er gedachte seiner stets in

unverminderter Freundschaft. Im Herbst 1885 besuchte er den ehemaligen Freund ganz plötzlich in München und verstand sich wieder so gut mit ihm, daß er ihm in liebevollster Weise die Brüderschaft antrug. (Genauere Einzelheiten giebt der Aufsatz „Friedrich Nietzsche. Briefe und Gespräche". Von R. Freiherrn v. Seydlitz, im Juniheft 1899 der „Neuen Deutschen Rundschau".)

9. Der Frankfurter Arzt Dr. Otto Eiser knüpfte mit Nietzsche im Winter 1876/77 an. Im Glauben, daß Nietzsche in Basel sei, lud er ihn ein, bei Eröffnung des damals gegründeten Frankfurter Wagner-Vereins die Festrede zu halten. Nietzsche war aber im fernen Sorrent und mußte dankend ablehnen. Als nächsten Sommer Nietzsche in Rosenlaui weilte, ging er eines Tags nach dem nahen Meiringen: dort lernte er durch Zufall Dr. Eiser und dessen Frau persönlich kennen und schätzen. Dr. Eiser interessirte sich sehr für Nietzsche's Krankheit und gab manchen Rath, ohne doch Nietzsche direkt zu behandeln. Auf seine Empfehlung hin reiste auch Nietzsche im Spätherbst 1877 zu dem Augenarzt Dr. Krüger in Frankfurt, bei dieser Gelegenheit Eiser's Gastfreundschaft in Anspruch nehmend. Weitere Begegnungen fanden nicht statt, dagegen blieb es bei einem leidlich ununterbrochnen Briefverkehr. Dr. Eiser starb vor wenigen Jahren. Seine Sammlung Nietzsche'scher Briefe ereilte ein großes Mißgeschick: ein Schlosser sollte die u. a. auch Nietzsche's Briefe enthaltende Schublade, deren Schloß ruinirt war, öffnen; die dabei angewandten Mittel (Hineinfahren mit glühendem Eisen u. s. w.) waren so barbarisch, daß der größte Theil der Briefe versengt und zerfetzt zu Tage kam;

Dr. Eiser war über das in seiner Abwesenheit Geschehene außer sich. —

Außerdem enthält dieser Band noch verschiedene Einzelbriefe:

an die Burschenschaft Frankonia, in welchem Nietzsche seinen Austritt aus der Verbindung erklärt;

an Herrn Dr. Heinrich Romundt, der, als ein langjähriger Freund Nietzsche's eine große Anzahl interessanter Briefe erhalten hatte. Zu seinem großen Bedauern sind sie ihm bei einem Umzug verloren gegangen;

an Herrn Bürgermeister Muncker wegen der Bayreuther Grundsteinlegung im Jahre 1872;

an Herrn Theodor Opitz als Dank für die Übersendung eines Gedichtes und eines Briefes, worin der genannte Herr seine Bewunderung für Nietzsche's dritte unzeitgemäße Betrachtung „Schopenhauer als Erzieher" ausdrückt;

an Frau Professor Sophie Vischer-Heußler, in welchem Nietzsche den Tod ihres Gatten, des Historikers Professor Wilhelm Vischer-Heußler innig beklagt und mit Verehrung des alten Rathsherrn Wilhelm Vischer (des Vaters des Vorigen) gedenkt, der Nietzsche nach Basel berufen hatte;

und an Professor Karl Knortz in Evansville (Indiana), der, seit Jahren bemüht, den Amerikanern die neusten Erscheinungen der deutschen Litteratur nahe zu bringen, es auch Ende der 80er Jahre mit Nietzsche's Philosophie versuchte. Ehe er sie öffentlich besprach, wandte er sich an Nietzsche selbst. Dieser scheint ihm

drei Briefe geschrieben zu haben, wovon der mitgetheilte der mittlere sein wird. Die übrigen zwei sind nicht bekannt geworden.

Weimar, Oktober 1902.

Die Herausgeber.

Anmerkung. — Die Briefe sind, der leichteren Übersicht wegen, durchgängig am Kopf datirt. Alle Daten in eckigen Klammern sind Herausgeber-Zusätze.

Briefe

1864—1888.

Nr. 1.

An Wilhelm Pinder und Gustav Krug.

[Schulpforta, 12. Juni 1864.]

Meine lieben Freunde,

es ist wahrhaftig nicht der erste Brief, den ich nach unsrer Trennung von einander beginne, aber ich hoffe, es wird der erste sein, den ich vollende und wirklich absende. Öfter habe ich mich aus den Mühseligkeiten der Gegenwart herausgehoben, indem ich ein Blatt Papier nahm, an Euch die Aufschrift richtete und frohe und trübe Gedanken gleichsam vor Euch aussprach.

Ihr habt mir so angenehme und der alten Liebe so volle Briefe geschrieben: das muß ich hoch, sehr hoch schätzen. Denn die leichten Schaumwellen eines freien Lebens löschen leicht die alten Bilder von der Tafel der Seele ab. Verzeiht mir, wenn ich einen solchen Gedanken ausgesprochen habe. Aber gedacht habe ich ihn.

Unsre Aussichten auf eine neue Vereinigung an derselben Stätte scheinen sich nicht zu erfüllen. Wenig-

stens vor der Hand ist kaum daran zu denken. Zwingt mich nicht weiter, mit Zahlen und Berechnungen Gründe anzugeben. Das kann ich nicht. Aber wir treffen uns jedenfalls noch einmal, ob ich nun in Bonn oder anderswo studire; ich suche Euch sicher einmal in Eurer selbstgeschaffnen Häuslichkeit auf. Wenn Euch etwas daran liegt, von meinen gegenwärtigen Studien etwas zu erfahren, so hört dies: Ich schreibe eine große Arbeit über Theognis, nach einer freien Wahl. Ich habe mich wieder in eine Menge von Vermuthungen und Phantasien eingelassen, denke aber die Arbeit mit recht philologischer Gründlichkeit und so wissenschaftlich als mir möglich zu vollenden. Ich habe mir schon einen neuen Standpunkt bei der Betrachtung dieses Mannes errungen und urtheile in den meisten Punkten verschieden von den gewöhnlichen Ansichten. Die besten Sachen, die darüber geschrieben sind, habe ich gründlich durchstudirt.

Nun eine Bitte, und eine recht lästige. Es ist vor Kurzem in dem Düppelkampfe auch ein junger Philolog Rintelen aus Münster gefallen. Dieser Mann promovirte mit einer dissertatio de Theognide Megarensi. Und um diese Dissertation möchte ich Euch ersuchen. Vielleicht wendet Ihr Euch persönlich an einen Professor oder an den Bibliothekar. Sie wird jedenfalls vorhanden sein. Ihr thut mir einen ungemeinen Gefallen; es ist das Neuste, was über Theognis geschrieben ist. Sobald Ihr es auftreiben könnt, übersendet es mir. Ich kann meine Arbeit nicht eher anfangen, als bis ich diese Schrift gelesen habe.

Das ist naiv von mir, aber ich kann nicht anders. Wer thäte mir wohl den Gefallen eher, als Ihr, meine lieben Freunde? Aber nun erscheint es fast, als ob ich den Brief nur dieses Wunsches halber geschrieben hätte?

Meine Abhandlung über die Naturanschauung im griechischen und deutschen Volksepos muß natürlich jetzt völlig ruhen. Und bei so manchem Andern thut es mir leid, daß ich auf die Universität gehe, ohne es vollendet zu haben.

Meine Hundstagsferien werden mit fortwährenden Studien aller Art ausgefüllt werden. Ich habe Mutter und Schwester gebeten, Naumburg für diese Zeit zu verlassen, damit ich einsam bin.

Musik tacet. Wenn ich etwas Zeit habe, so spiele ich, meistens in Gegenwart mehrerer musikliebender Menschen und muß improvisiren mit deren wohlfeiler Bewunderung. Trotzdem fühle ich mich ganz entsetzlich brach.

Gestern war hier ein Conzert oder vielmehr eine Vorlesung, denn das Conzert war die Nebensache. Der junge Koberstein las zuerst die Kraniche des Ibykus unter eines Gewitters Begleitung, sodann die berühmte Antoniosceне, aus Julius Cäsar, recht gut beides und so, daß man viel daraus lernen konnte.

Zur Shakespearefeier habe ich früh ein Gedicht vorgetragen, und Koberstein hat eine gute Rede gehalten. Nachmittags lasen wir vor einem großen Publikum Heinrich den IV. Ich habe den Heinrich Percy mit viel Aufregung und Wuth gelesen.

Ich bitte Dich, lieber Gustav, auf das Instän-

1*

digſte, etwas der kleinen Compoſitionen, von denen Du in Deinem Briefe ſprachſt, zuzuſenden und möglichſt bald. Wie der Hirſch ſchreit nach friſchem Waſſer ꝛc., ſo ſehnet ſich meine Seele nach ſo etwas.

So, nun wende ich die vierte Seite um, und wieder wird bald meine abgeriſſne Unterhaltung auf meine Namensſchrift und guten Wünſche hinauslaufen. Und wenn Euch dieſe Zeilen alle mit ihrer melancholiſchen Färbung vor die Augen treten, ſo werdet Ihr wohl nicht in der Stimmung ſein und auch nicht ſein wollen, dieſe Färbung auf Eure Seele überzutragen. Ich möchte es auch um alles in der Welt nicht. Je froher Ihr Euch fühlt, je mehr Ihr das Leben genießt, umſo höher iſt auch meine Freude, und ich bin ein Narr, wenn ich Euch durch melancholiſche Briefe die Laune verderbe. —

So lebt recht wohl, meine lieben Freunde, erfüllt mir meine Bitte und vergeßt mich nicht.

Euer Fritz.

Am Sonntagsmorgen, 12. Juni, geſchrieben.

Nr. 2.

An Wilhelm Pinder.

[Naumburg, 5. Juli 1864.]

Lieber Wilhelm,

Guſtavs und meinen Geburtstag haben wir in den letzten Jahren nie zuſammen in unſrer Dreiheit ge-

feiert, den Deinigen noch am häufigsten, ja fast immer. Das ist nun auch vorüber. Ein Blatt muß nun aussprechen, was sonst der Mund sagte: und sagte es der Mund nicht, so der Blick: und sagte es der Blick nicht, so Dein eigner Gedanke.

Wir wissen ein jeder von uns, was er sich von seinen Freunden gewünscht haben will. Und vielleicht dürfte ich gerade das, was Du auf Deinem Wunschzettel von mir wünschtest, Dir nicht erfüllen können. Hab' ich es nicht schon auf dem letzten Blatt, das ich Dir zusandte, ausgesprochen? Man spricht häufig, wenn man von südlichen Universitäten spricht, von Bonn und Heidelberg mit Einem Mund; und ob sie schon so nahe zusammenzugehören scheinen, sind sie doch weit genug von einander entfernt, um uns ebenso zu trennen wie wir jetzt getrennt sind. Man sieht den Andern, geben's die Himmlischen günstig, im Jahr ein-, zweimal; sonst liegt eine Kluft dazwischen, die der Gedanke häufig, das Papier und das Porto selten überspringt. Sonst, sei überzeugt, was Du sonst von mir wünschst, sei es eine Million, natürlich à la Falstaff in Liebe ausgezahlt, Du erhältst es. Und Du wirst mir zugeben, daß das nicht so viel ist, als es zu sein scheint. Und doch wieder viel mehr, als man glauben sollte.

Ich habe eben eine Mittagsmahlzeit vollbracht und trinke eben, wie meine Gewohnheit, nach Tische warmes Wasser. Und Du fürchtest nun, daß mein Brief recht lauwarm werden wird; denn es ist richtig, die Zeit nach Tische ist nicht die empfindungsreichste. Indessen danke Gott, daß Du auf diese Weise noch

den vernünftigsten Brief erhältst. Gestern Abend hätte ich einen sehr phantastischen tollen, heute Morgen einen langweilig gelehrten geschrieben. Meine Theognisarbeit habe ich heute Morgen begonnen, fünf Bogenspalten sind fertig; die Latinität ist scherzhaft, ich habe heute schon einige Male gelacht über die vielen kurzen Fragen.

Daß Du das Buch zu bekommen gesucht hast, ist mir sehr lieb und ich danke Dir recht schön; lieber wäre mir's, Du hättest es auch bekommen, aber mehr danken hätte ich Dir doch nicht können.

Nun ich muß auch ohne das Buch auskommen.

Die Ferien haben begonnen zu schleichen, und Arbeit früh und Arbeit spat ist meine Lieblingsmelodie. Wohlverstanden, ich esse außerdem, ich schlafe, ich gehe mitunter spazieren, ich rühre die Tasten, aber doch — Arbeit hier und dort, jetzt und dann, heute und morgen!

Und aus der Ferne grinst mir ein anmuthig Gespenst, vor ihm Graun und Qual, und dahinter schöne Gefilde wie sie Hannibal seinen Soldaten nach dem Übergang über den Mont Cenis zeigte — das Examen. —

Der alte Ortlepp ist übrigens todt. Zwischen Pforte und Almrich fiel er in einen Graben und brach den Nacken. In Pforte wurde er früh morgens bei düsterem Regen begraben; vier Arbeiter trugen den rohen Sarg; Professor Keil folgte mit einem Regenschirm. Kein Geistlicher. Wir sprachen ihn am Todestag in Almrich. Er sagte, er gienge sich ein Logis im Saalthale zu miethen. Wir wollen

ihm einen kleinen Denkstein setzen; wir haben gesammelt; wir haben an 40 Thaler.

Nun lebe recht wohl, lieber Wilhelm, grüße Gustav recht herzlich von mir und bleibe gesund, fröhlich und mein Freund, wie immer!

Dein

Fritz.

Nr. 3.

An Paul Deussen.

[Naumburg, im Juli 1864.]

Mein sehr lieber Deussen,

es ist Freitag 5 Uhr Nachmittag, und ich habe soeben meiner Theognisarbeit letztes Blatt geschrieben, das Ganze zusammen gelegt und es in der Hand gewogen. Darauf zog ich das erste, beste Stück Papier heraus, um Dir Nachricht von mir zu geben.

Wenn je, so hätte ich Dich jetzt recht nöthig; vielleicht hast Du eine ähnliche Empfindung.

Montag früh begann ich meine Arbeit zweifelhaften Sinnes und schrieb an diesem Tag 7 große Bogenspalten; am zweiten Tag Abends hatte ich 16 Seiten, am dritten 27; ist da nicht eine schöne Progression in diesen Zahlen 1.7, 2.8, 3.9? Donnerstag und heute schrieb ich den Rest; es sind 42 große, enge Seiten, die in's Reine geschrieben

recht bequem 60 geben werden, wahrscheinlich mehr. Eine Einleitung von einer Seite, 3 Capitel:

I. De Megarensium Theog. aetate rebus. De Theog. vita.

II. De Theogn. scriptis.

III. Theogn. de deis, de moribus, de rebus publicis opiniones examinantur.

Ein kurzer Schluß.

Ob ich damit zufrieden bin? Nein, nein. Aber ich hätte kaum etwas Besseres, selbst wenn ich mich noch mehr angestrengt, sagen können. Einige Parthien sind langweilig. Andere sprachlich unbeholfen. Hier und da Einiges überspannt, wie ein Vergleich des Theognis mit Marquis Posa! Meine vorher angefertigten Collektaneen über Theognis habe ich zum größten Theil ausgeschrieben. Aergerlich ist mir, daß ich sehr oft habe Stellen abschreiben müssen. Citirt habe ich Theognis so oft, daß sicher der größere Theil der Fragmente von mir citirt ist.

Nun vernimm von meinem Leben. Früh, nicht allzu früh stehe ich auf und trinke dann Kaffee. Nach demselben begebe ich mich in meine Stube, ein großer Tisch steht hier, ganz bedeckt mit zum Theil aufgeschlagnen Büchern; ein gemüthlicher Großvaterstuhl; ich selbst bekleidet mit meinem schönen Schlafrock. Ich schreibe nun. Ungefähr um 1 esse ich mit Mutter und Schwester zu Tisch, trinke mein heißes Wasser, spiele ein geringes Klavier und trinke Kaffee. Dann schreibe ich wieder. Um sechs wird mir der Thee und mein Abendbrot auf meine Stube gebracht; ich trinke und esse und schreibe. Es wird

dunkel. Ich raffe mich auf, sehe nach der Uhr: halb Neun. Ich ziehe mich schleunigst an, verlasse unsre Wohnung und eile in dem Düster der hereinbrechenden Nacht in die Saale. Diese ist kühl, kalt, darum erquickend; der Fluß rauscht, alles ist still, der Nebel und ich ruhen auf dem Wasser. Der Wind bläst, wenn ich zurückgehe. Ich bin guter Dinge durchweg. Bis jetzt greift mich auch meine etwas anstrengende Lebensweise noch nicht sehr an.

Morgen kommt unser Schenkel und bleibt bis Dienstag. Diese Tage sind der Erholung geweiht. Ich freue mich auf ihn. Und will ihn von Dir grüßen.

Jetzt weißt Du von meiner Arbeit und meinem Leben, was beides so ziemlich in einander aufgeht.

Die nächste Zeit lasse ich die Arbeit ruhen. Nun kommen die andern Studien, die ebenso drängen. —

Ei daß wir uns nicht wieder gesehen haben am Tage der Abreise! Indessen bist Du mir noch wohl erinnerlich in Deiner letzten Handlung: Du kaufteſt Dir Cigarren; ich bilde mir ein, es geht Dir wohl, denn Du hast ja Taback.

Wenn mir nur alles sogleich einfiele, was ich Dir noch mitzutheilen oder von Dir zu fragen hätte! Halt! Dies, was Dir lieb sein wird. Die Aussichten für Bonn sind gut und werden von meiner Mutter durchaus protegirt. Insgleichen die der Rheinreise, was Dir gewiß von Interesse.

Ich ergreife gerade diese Gelegenheit, Dich zu bitten, mich Deinen verehrten Eltern auf das Beste zu empfehlen.

Sonnabend war ich bei Kletschke; er ist nun abgereist. Corssen ist abgereist und am andern Tage zurückgekommen. Echt corssenhaft!

Was ich bis jetzt allein von Musik treibe: Ich übe mir „Gretchen", den zweiten Theil der Faustsinfonie, ein (von Liszt natürlich). Zauberhaft gut und wohlthuend ist dies Gretchen. Dagegen ist mir „Faust" zu großartig und „Mephistopheles" zu groteſk und schrullenhaft.

Melodien kommen in den Kopf und gehen; denn ich habe keine Zeit, sie zu verarbeiten. Verschen habe ich auch machen wollen. Aber es wurde nichts. Dann und wann singt mir meine Schwester ein schönes Lied vor.

Ich bin übrigens so ungestört und wohl aufgehoben und meiner Zeit eigner souveräner Herr, daß ich meinen Wunsch des Alleinseins in die Rumpelkammer der Schrullen verweise. Es geschieht mir so manches Liebe und Erheiternde. Das erweitert den Geist ungemein. Viel mehr als brütendes Alleinsein.

Lebe recht wohl, mein lieber Deussen! Theile mir in Kürze vieles Spezielle mit. Ich interessire mich für alles. Meine Dissertation von Rintelen habe ich nicht bekommen können. Vielleicht siehst Du zu. Ich denke oft und gern an Dich.

Dein

Fritz N.

Nr. 4.

An Freiherrn von Gersdorff.

[Bonn, 25. Mai 1865.]

Lieber Freund,

ich muß es Dir im Voraus gestehn, daß ich Deinen ersten Brief aus Göttingen mit einer ganz besonderen Sehnsucht erwartet habe; denn ich hatte dabei außer dem freundschaftlichen noch ein psychologisches Interesse. Ich hoffte, daß er den Eindruck widerspiegeln werde, den gerade auf Dein Gemüth das Corpsleben mache, und ich war versichert, daß Du Dich offen darüber aussprechen würdest.

Das hast Du denn auch gethan, und ich sage Dir meinen herzlichsten Dank dafür. Wenn Du also jetzt in Bezug auf das Corpsleben die Ansicht Deines verehrten Bruders theilst, so kann ich nur die sittliche Kraft bewundern, mit der Du, um im Strome des Lebens schwimmen zu lernen, Dich sogar in ein beinahe schlammiges, trübes Wasser stürzst und darin Deine Übungen machst. Verzeihe die Härte des Bildes, aber ich glaube, es ist treffend.

Indessen kommt noch etwas Wichtiges hinzu. Wer als Studirender seine Zeit und sein Volk kennen lernen will, muß Farbenstudent werden; die Verbindungen und ihre Richtungen stellen meist den Typus der nächsten Generation von Männern mög-

lichst scharf dar. Zudem sind die Fragen über eine Neuorganisation studentischer Verhältnisse brennend genug, um nicht den Einzelnen zu veranlassen, die Zustände aus eigner Anschauung kennen zu lernen und zu beurtheilen.

Freilich müssen wir uns hüten, daß wir dabei nicht selbst zu sehr beeinflußt werden. Die Gewöhnung ist eine ungeheure Macht. Man hat schon sehr viel verloren, wenn man die sittliche Entrüstung über etwas Schlechtes verliert, das in unserm Kreise täglich geschieht. Das gilt z. B. in Betreff des Trinkens und der Trunkenheit, aber auch in der Mißachtung und Verhöhnung andrer Menschen, andrer Meinungen.

Ich gestehe Dir sehr gern, daß ähnliche Erfahrungen, wie Du sie gemacht hast, bis zu einem gewissen Grade sich auch mir aufdrängten, daß mir der Ausdruck der Geselligkeit auf den Kneipabenden oft im hohen Maße mißbehagte, daß ich einzelne Individuen ihres Biermaterialismus wegen kaum ausstehn konnte; ebenfalls daß mit unerhörter Anmaßung über Menschen und Meinungen en masse zu meinem größten Ärger abgeurtheilt wurde. Trotzdem hielt ich gern in der Verbindung aus, da ich viel dadurch lernte und im Allgemeinen auch das geistige Leben darin anerkennen mußte. Allerdings ist ein engerer Umgang mit einem oder zwei Freunden eine Nothwendigkeit; hat man diese, so nimmt man die übrigen als eine Art Zukost mit, die einen als Pfeffer und Salz, die andern als Zucker, die andern als nichts.

Nochmals versichere ich, daß alles, was Du mir über Deine Kämpfe und Unruhen geschrieben hast, meine Achtung und Liebe zu Dir nur steigern kann.

Deine Gedanken über Deinen Beruf habe ich mit dem größten Behagen gelesen. Es war mir, als ob wir uns hierdurch noch einen Schritt näher treten müßten. Über das jus habe ich keine Ansicht. Von Dir aber weiß und glaube ich, daß Du, um deutsche Sprache und Litteratur zu studiren, Neigung und Fähigkeit hast, ja daß Du, was das Wichtigste ist, auch den Willen haben wirst, die bedeutenden und nicht immer interessanten Arbeitsmassen auf diesem Gebiet zu bewältigen. Wir haben im Allgemeinen eine gute Vorbereitung in Pforta dazu genossen, wir haben ein ausgezeichnetes Vorbild in Koberstein, den hier unser geistvoller Professor Springer für den bei weitem bedeutendsten Litterarhistoriker unsrer Zeit erklärt hat. Du wirst in Leipzig Curtius, wichtig für Sprachvergleichung, finden, sodann Zarncke, dessen Nibelungenausgabe ich kenne und schätze, dann den eitlen Minckwitz, den Aesthetiker Flathe, den Nationalökonomiker Roscher, den Du natürlich hören wirst. Du wirst sodann mit allergrößter Wahrscheinlichkeit dort finden: unsern großen Ritschl, wie Du in den Zeitungen gelesen haben wirst. Damit ist die philosophische Fakultät Leipzigs die bedeutendste Deutschlands. Und nun kommt noch etwas Angenehmes. Sobald Du mir schriebst, daß Du nach Leipzig gehen wolltest, habe ich es auch fest beschlossen. So werden wir uns wiederfinden. Nachdem ich diesen Entschluß gefaßt hatte, hörte ich auch

von Ritschl's Abgang, und das bestärkte mich darin. Ich will in Leipzig womöglich gleich in das philologische Seminar kommen und muß tüchtig arbeiten. Musik und Theater können wir reichlich genießen. Natürlich bleibe ich Kameel.

Hier in Bonn herrscht immer noch die größte Aufregung, die größte Gehässigkeit wegen des Jahn-Ritschlstreites. Ich gebe Jahn unbedingt Recht. Es thut mir sehr leid, ihn Michaeli verlassen zu müssen. Er ist ungemein liebenswürdig. Meine Danaearbeit ist längst abgegeben und ich bin außerordentliches Mitglied des Seminars geworden. Denke Dir, daß drei Pförtner jetzt ordentliche Mitglieder geworden sind, während bloß vier Stellen offen waren. Haushalter, Michael, Stedtefeld. Das ist ein besondrer Triumph für die alte Pforta. Zum Schulfest haben die hiesigen sämmtlichen Pförtner dem Lehrercollegium ein Telegramm zugeschickt und eine sehr freundliche Antwort erhalten. Gräfe, Bodenstein und Lauer sind in die Frankonia eingesprungen, das wirst Du wohl schon gehört haben.

Für dies Semester habe ich zunächst eine archäologische Arbeit für das Seminar zu machen. Sodann für den wissenschaftlichen Abend unsrer Burschenschaft eine größere Arbeit über die politischen Dichter Deutschlands, bei der ich viel zu lernen hoffe, aber auch gewaltig viel lesen und Material sammeln muß. Vor allem aber muß ich an einer größern philologischen Arbeit, über deren Thema ich noch nicht klar bin, arbeiten, um durch sie in das Leipziger Seminar zu kommen.

Als Nebensache treibe ich jetzt Beethoven's Leben nach dem Werk von Marx. Vielleicht componire ich auch wieder einmal, was ich bis jetzt in diesem Jahre ängstlich vermieden habe. Ebenso wird nicht mehr gedichtet. Pfingsten ist in Köln das rheinische Musikfest, bitte komm herüber von Göttingen. Zur Aufführung kommen vornehmlich Israel in Ägypten von Händel, Faustmusik von Schumann, Jahreszeiten von Haydn und vieles andre. Ich bin ausübendes Mitglied. Gleich darauf beginnt die internationale Ausstellung in Köln. Alles Nähere findest Du in den Zeitungen.

Zum Schluß freue ich mich sehr, daß Du die „Problematischen Naturen" gelesen hast. Es ist bedauerlich, daß Spielhagen in seinem neusten Roman „Die von Hohenstein" keine Fortschritte zeigt. Es ist ein wüstes Parteigemälde. Seine adelfeindliche Richtung in den Problematischen Naturen ist hier zum ausgesprochenen Hasse geworden. — Ich bin außer mir über Feder und Tinte, schon seit vier Seiten hat mich alle Gemüthlichkeit verlassen; ich referire bloß noch auf das Trockenste einige Fakta. —

Einige Kapitel in den Problematischen Naturen habe ich bewundert. Sie haben wirklich Goethische Kraft und Anschaulichkeit. So sind gleich die ersten Kapitel Meisterstücke.

Du hast doch auch die Fortsetzung „Durch Nacht zum Licht" gelesen? Die schwächste Partie ist die Romantik im Hineinspielen der Zigeuner.

Du kennst doch Freytag's „Verlorene Handschrift"? —

Ich hoffe Spielhagen diesen Sommer kennen zu lernen.

So, lieber Freund, lebe recht wohl und denke meiner freundlichst. Ich freue mich auf unser Wiedersehn. Ich wünsche Dir Heiterkeit und Frohsinn, vor allem einen Menschen, dem Du Dich näher stellen kannst. Verzeihe mir meine unausstehliche Schrift und meinen Mißmuth darüber; Du weißt, wie sehr ich mich darüber ärgere, und wie meine Gedanken dabei aufhören.

Dein treuer Freund Fr. Nietzsche.

Bonn am Tage der Himmelfahrt 1865.

Nr. 5.

An Wilhelm Pinder.

[Bonn, 6. Juli 1865.]

Lieber Wilhelm,

unser Briefwechsel hat eine Unterbrechung erlitten. Wir haben uns eine lange, fast jährige Zeit hindurch nicht gesehn und gesprochen. Deinen Geburtstag kann ich aber doch nicht lautlos vorübergehen lassen. Zu sehr mahnt mich gerade heute die Erinnerung. Wie deutlich steht doch der 6. Juli aus verschiedenen Jahrgängen in meiner Erinnerung. Als ich vor einem Jahr an Dich schrieb, war ich noch von den

Banden der Schule umklaftert. Ich schrieb gerade über Theognis. Ein ander Mal hatte ich intensive Leibschmerzen und konnte Dir nicht persönlich gratuliren. Immer aber fühlte ich mich um diese Zeit glücklich im Genuß der Natur, der Familie, der Ferien. Rechnen wir einige Jahre zurück, so existirten noch unsre wissenschaftlichen Synoden, am 25. Juli feierten wir auf der Rudelsburg die Stiftung unsres Vereins. (Schön!) In den Hundstagen machten wir unsre gemeinsamen Irrfahrten. In denselben Zeiten sind wir einige Tage zusammen gewesen bei meinem Onkel in Gorenzen. Wo ich hinsehe, sind Punkte der angenehmsten Vergangenheit.

Es ist sicher, das Universitätsleben trennt; die Interessen ziehen nach verschiedenen Seiten auseinander. Wir haben ein jeder selbsteigne Erfahrungen gemacht und sind nicht mehr im Stande gewesen, unsre beiderseitige Entwicklung zu überwachen. Es ist vorläufig auch keine Aussicht, daß wir wieder längere Zeit zusammen leben könnten. Nächstes Semester gehe ich nach Leipzig; Du wirst wahrscheinlich nach Berlin übersiedeln.

Nach diesen sentimentalen Vorerinnerungen — es ist übrigens drückend heiß — bringe ich Dir meine herzlichsten Glückwünsche dar. Ich brauche nicht weiter zu wünschen, daß es Dir immer gut gehen möge. Denn so wie ich Dich kenne, wäre es schreiender Undank von allen Göttern, wenn es Dir nicht immer auf das beste gienge. Ich kann also nur wünschen, daß Du derselbe bleiben mögest, als der Du in meiner Erinnerung stehst. In diesem Wunsch ist

auch die Bitte um Deine fernere Freundschaft mit eingeschlossen. —

Was macht Dein juristisches Studium? Kürzlich schrieb mir einer, daß er die höchste Unlust daran empfinde, nämlich Gersdorff, den Du ja kennen gelernt hast. Gersdorff wird wahrscheinlich nach Leipzig gehen, um dort deutsche Litteratur und Sprache zu treiben. Er beabsichtigt die akademische Carrière. Noch erfreulicher war mir seine Mittheilung, daß er sich im Corps (Saxonia) höchst unglücklich fühle; er betrachte es nur als eine Prüfung für den Charakter, hält sich sehr von den Andern zurück und zürnt über deren Treiben und Richtungen. Er ist durch sein Einspringen in große Kümmerniß gerathen und wird es nicht länger als ein halbes Jahr darin aushalten. Das ist alles höchst charakteristisch sowohl für Gersdorff als das Corpsleben.

Was meine Frankonia betrifft, so haben wir wieder einige Entwicklungsstadien hinter uns. Wir Pförtner haben jetzt eine wissenschaftliche Richtung durchgebracht, ein Kneipabend ist ihr zum Opfer gefallen. Seit Ostern ist v. Gräfe unter uns, den Du vielleicht namentlich kennst. Neulich habe ich einen größeren Vortrag gehalten über Deutschlands politische Dichter. Unser Ziel ist: Bekämpfung aller Anachronismen in der Verbindung. So ist jeglicher Kneipcomment schon beseitigt.

Unendliches fällt mir ein, was ich Dir noch mündlich erzählen werde. Jetzt lebe wohl, grüße Gustav auf das freundlichste von mir und macht es

irgendwie möglich, daß wir unsre Heimreise wenigstens zusammen verleben.

Dein Friedrich Wilhelm Nietzsche.

Bonn, am 6. Juli 1865.

Nr. 6.

An Freiherrn von Gersdorff.

Bonn, 4. August 1865.

Mein lieber Freund!

Wie spät bekommst Du Nachricht von mir. Ich will mich auch mit keinem Wort entschuldigen, sondern einfach mein Vergehen eingestehen. So bekommst Du denn den Nachklang meines ganzen Bonner Lebens, das ich wirklich schon als abgeschlossen betrachte. In einer Woche werde ich nicht mehr hier sein.

Ich habe die Hoffnung, daß wir uns sicher in Leipzig treffen. Ritschl hat mir gestern erzählt, daß er sein Wort den Leipzigern gegeben habe und daß er sehr gern dahin gienge. Er freut sich, nach den Wirren einer vielseitigen amtlichen Thätigkeit wieder einfacher, simpler Professor zu werden. Er wird als Privatum die Geschichte der griechischen Tragödie und die Sieben gegen Theben lesen, als Publikum lateinische Epigraphik, und zwar als Interpretationscolleg; er läßt zu diesem Behufe von jedem epigraphischen Monument 50 Platten abnehmen. Es

wird eine kleine Bonner Kolonie nach Leipzig über=siedeln.

Ich gehe nun zwar nicht nach Leipzig, um dort nur Philologie zu treiben, sondern ich will mich wesent=lich in der Musik ausbilden. Dazu habe ich in Bonn schlechterdings keine Gelegenheit. Vielleicht schrieb ich Dir um Neujahr, daß ich in diesem Jahre weder dichten noch componiren wollte. Das Erstere habe ich bis jetzt durchgesetzt — genug Grund, um zu glauben, daß diese Ader erschöpft ist —; gegen das Zweite habe ich erst ganz kürzlich verstoßen, indem ich wieder ein Lied gemacht habe. Ich werde ein wenig zu kritisch, um mich noch länger über etwaige Begabung täuschen zu können. Darum suche ich mein kritisches Vermögen überhaupt zu entwickeln.

Mein lieber Freund, wie schaal und langweilig sind alle diese Notizen. Ebenso nüchtern zähle ich einige Feste auf, an denen ich schöne und glückliche Augenblicke — und das Glück zählt nach Augen=blicken — genossen habe. So nenne ich in erster Reihe das Kölner Musikfest. Sodann das Arndtfest, über das Du das Genauere aus den Zeitungen wissen wirst. Das Beste daran war die Rede von Sybel am zweiten Tage.

Einige recht ruhige schöne Tage habe ich in letzter Zeit in Bad Ems erlebt. Ich bin die letzten Wochen immer krank gewesen und habe viel zu Bett gelegen. sogar in jenen glühenden Tagen; mein Leiden ist ein heftiger Rheumatismus, der aus den Armen in den Hals kroch, von da in die Backe und in die Zähne und gegenwärtig mir täglich die stechendsten Kopf=

schmerzen verursacht. Ich bin durch diese fortwährenden Schmerzen sehr abgemattet und meistens ganz apathisch gegen Außendinge. An einigen Tagen, wo ich mich besser fühlte, war ich in Ems. Du kannst Dir vorstellen, wie wohlthuend dies stille, rücksichtsvolle, diäte Leben, diese immerfrische und erhebende Natur, diese frohen geputzten Menschen auf mich wirkten.

Für die letzte Zeit meines Aufenthaltes in Bonn habe ich fabelhaft zu thun, besonders für den studentischen Gustav-Adolfverein, dessen Schriftführer ich bin. Dann harren eine große Menge Briefe der Beantwortung.

Eben denke ich daran, daß heute die Pförtner wieder in ihre Mauern einziehen. O über die Armen, die mit kaltschauerlichen Empfindungen zum ersten Male wieder in den neuangestrichnen, ungemüthlichen Betsaal hinuntersteigen!

Kuttig und Schmidtborn, so wie auch Ammon haben uns öfter in der letzten Zeit besucht.

Was den Leipziger Aufenthalt betrifft, so habe ich die freudige Aussicht, daß meine Mutter und Schwester mit mir ein Jahr nach Leipzig übersiedeln werden.

Verzeihe, lieber Freund, mir auch diesen ungemüthlichen Brief. Aber das heftige Stechen im Kopf hindert jeden Zusammenhang. Auf ein fröhliches Wiedersehn in Leipzig!

Dein Dich herzlich liebender F. W. Nietzsche.

Nr. 7.

An die Burschenschaft „Frankonia“, Bonn.

Leipzig, am 20. Oktober 1865.

An die B. B. „Frankonia“.

Ich habe dem Convent der „Frankonia“ anzuzeigen, daß ich hiermit durch Einsendung meines Bandes meinen Austritt erkläre. Ich höre damit nicht auf, die Idee der Burschenschaft überhaupt hochzuschätzen. Nur das will ich offen eingestehen, daß mir ihre gegenwärtige Erscheinungsform wenig behagt. Dies mag zum Theil an mir liegen. Es ist mir schwer geworden, ein Jahr hindurch in der Frankonia auszuhalten. Ich habe es aber für meine Pflicht gehalten, sie kennen zu lernen. Jetzt halten mich keine engeren Bande mehr mit ihr zusammen, darum sage ich ihr Lebewohl.

Möge die Frankonia recht bald das Entwicklungsstadium überstehen, in dem sie sich jetzt befindet. Möge sie immer nur Mitglieder von tüchtiger Gesinnung und guter Sitte zählen.

Friedrich Nietzsche.

Nr. 8.

An Freiherrn von Gersdorff.

[Naumburg, 7. April 1866.]

Lieber Freund,

gelegentlich kommen Stunden jener ruhigen Betrachtung, wo man in Freude und Trauer gemischt über seinem Leben steht, ähnlich jenen schönen Sommertagen, die sich breit und behaglich über die Hügel hinlagern, wie Emerson sie so vortrefflich beschreibt: dann wird die Natur vollkommen, wie er sagt, und wir: dann sind frei wir vom Banne des immer wachenden Willens, dann sind wir reines, anschauendes, interesseloses Auge. In dieser vor allem Anderen zu ersehnenden Stimmung nehme ich die Feder zur Hand, um Dir auf Deinen freundlichen und gedankenreichen Brief zu antworten. Unsre gemeinsamen Besorgnisse sind bis zu einem kleinen Reste zusammengeschmolzen: wir haben wieder gesehen, wie von ein paar Federstrichen, schließlich vielleicht sogar von zufälligen Launen Einzelner die Geschicke Unzähliger bestimmt werden, und überlassen es gern den Frommen, für diese zufälligen Launen ihrem Gotte Dank zu wissen. Es mag sein, daß uns diese Reflexion zum Lachen stimmt, wenn wir uns in Leipzig wiedersehen.

Von dem individuellsten Gesichtspunkt aus hatte ich mich bereits mit dem militärischen Gedanken vertraut gemacht. Ich wünschte mich öfter herausgerissen

aus meinen gleichförmigen Arbeiten, ich war nach den Gegensätzen der Aufregung, des stürmischen Lebensdranges, der Begeisterung begierig. Denn so sehr ich mich auch angestrengt habe, so ist es mir doch täglich deutlicher geworden, daß man eine solche Arbeit nicht aus den Ärmeln schüttelt. Ich habe die Ferien sehr viel — relativ — gelernt, und mein Theognis findet mich nach den Ferien mindestens um ein Semester fortgeschrittner. Dabei habe ich manche einleuchtende Dinge gefunden, die eine Bereicherung meiner quaestiones Theognideae werden sollen. Eingemauert bin ich in Bücher — durch Corssen's ungemeine Gefälligkeit. Ebenso muß ich mich über Volkmann äußern, der mich redlich unterstützt hat, besonders mit der ganzen Suidaslitteratur, deren Hauptkenner er ist. Ich habe mich so gut in dies Gebiet hineingelebt, daß ich es auch selbständig angebaut habe, indem ich kürzlich den Nachweis fand, warum das Violarium der Eudokia nicht auf Suidas, sondern auf die Hauptquelle des Suidas, eine epitome des Hesychius Milesius (natürlich verloren) zurückgeht: dies giebt für meinen Theognis ein überraschendes Resultat, das ich Dir später einmal darlegen will. Ich erwarte übrigens täglich einen Brief von Dr. Dilthey aus Berlin, einem Schüler Ritschl's, der in Theognisfragen mehr wie ein Andrer bewandert ist. Ich habe mich ihm ganz geöffnet und ihm weder meine Ergebnisse noch meinen Studentenstand verschwiegen. Ich hoffe, daß ich, in Leipzig angelangt, rüstig an das Niederschreiben gehen kann; ich habe mein Material ziemlich zusammen. Zu

leugnen ist es übrigens nicht, daß ich mitunter kaum diese mir selbst aufgelegte Sorge verstehe, die mich von mir selbst abzieht (dazu von Schopenhauer — was oftmals Eins ist), mich in ihren Folgen dem Urtheile der Leute aussetzt und womöglich gar mich zur Maske einer Gelehrsamkeit zwingt, die ich nicht habe. Man verliert jedenfalls etwas dadurch, daß man gedruckt wird. Manche Aufhaltungen und Verdrießlichkeiten sind nicht ausgeblieben. Die Berliner Bibliothek wollte die Theognisausgaben des 16. und 17. Jahrhunderts nicht herausrücken. Eine Anzahl sehr nöthiger Bücher hatte ich mir von der Leipziger Bibliothek ausgebeten durch Roscher's Vermittlung. Roscher aber schrieb mir, daß seine Gewissenhaftigkeit nicht zuließe, Bücher, die auf seinen Namen geschrieben wären, aus der Hand zu geben. Welche Gewissenhaftigkeit zu tadeln mir nicht einfällt, nur kam sie mir unbequem genug.

Drei Dinge sind meine Erholungen, aber seltne Erholungen: mein Schopenhauer, Schumann'sche Musik, endlich einsame Spaziergänge. Gestern stand ein stattliches Gewitter am Himmel, ich eilte auf einen benachbarten Berg, „Leusch" genannt (vielleicht kannst Du mir dies Wort deuten), fand oben eine Hütte, einen Mann, der zwei Zicklein schlachtete, und seinen Jungen. Das Gewitter entlud sich höchst gewaltig mit Sturm und Hagel, ich empfand einen unvergleichlichen Aufschwung und ich erkannte recht, wie wir erst dann die Natur recht verstehen, wenn wir zu ihr aus unsern Sorgen und Bedrängnissen heraus flüchten müssen. Was war mir der Mensch und sein

unruhiges Wollen! Was war mir das ewige „Du sollst", „Du sollst nicht"! Wie anders der Blitz, der Sturm, der Hagel: freie Mächte, ohne Ethik! Wie glücklich, wie kräftig sind sie, reiner Wille, ohne Trübungen durch den Intellekt!

Dagegen habe ich Beispiele genug erfahren, wie trübe oftmals der Intellekt bei den Menschen ist. Neulich sprach ich Einen, der als Missionar in Kürze ausgehen wollte — nach Indien. Ich fragte ihn etwas aus; er hatte kein indisches Buch gelesen, kannte den Oupnekhat nicht dem Namen nach und hatte sich vorgenommen, mit den Brahmanen sich nicht einzulassen, — weil sie philosophisch durchgebildet wären. Heiliger Ganges!

Heute hörte ich eine geistreiche Predigt ***'s über das Christenthum, „Der Glaube, der die Welt überwunden hat", unerträglich hochmüthig gegen alle Völker, die nicht Christen sind, und doch wieder sehr schlau. Alle Augenblicke nämlich substituirte er dem Worte Christenthum etwas Anderes, was immer einen richtigen Sinn gab, auch für unsre Auffassung. Wenn der Satz „das Christenthum hat die Welt überwunden" mit dem Satz „das Gefühl der Sünde, kurz, ein metaphysisches Bedürfniß hat die Welt überwunden" vertauscht wird, so hat das für uns nichts Anstößiges, man muß nur consequent sein und sagen „die wahren Inder sind Christen" und auch: „die wahren Christen sind Inder". Im Grunde aber ist die Vertauschung solcher Worte und Begriffe, die einmal fixirt sind, nicht recht ehrlich; es werden nämlich die Schwachen im Geiste vollends verwirrt. Heißt

Christenthum „Glaube an ein geschichtliches Ereigniß oder an eine geschichtliche Person", so habe ich mit diesem Christenthum nichts zu thun. Heißt es aber kurz Erlösungsbedürftigkeit, so kann ich es höchst schätzen und nehme ihm selbst Das nicht übel, daß es die Philosophen zu discipliniren sucht: als welche zu wenige sind gegen die ungeheure Masse der Erlösungsbedürftigen, zudem aus gleichem Stoffe gemacht. Ja und wären Alle, die Philosophie treiben, Anhänger Schopenhauer's! Aber nur zu oft steckt hinter der Maske des Philosophen die hohe Majestät des „Willens", der seine Selbstverherrlichung in's Werk zu setzen sucht. Herrschen die Philosophen, so wäre *τὸ πλῆθος* verloren; herrscht diese Masse, wie jetzt, so steht es dem Philosophen, raro in gurgite vasto, immer noch zu, *δίχα ἄλλων* wie Aeschylus, *φρονέειν*.

Dabei ist es für uns allerdings höchst lästig, unsre noch jungen und kräftigen Schopenhauergedanken so halb ausgesprochen zurückzuhalten und im Ganzen diese unglückliche Differenz zwischen Theorie und Praxis immer auf dem Herzen lasten zu haben. Wofür ich gar keinen Trost weiß, im Gegentheil trostesbedürftig bin. Mir ist es so, als müßten wir den Kern milder beurtheilen. Er steckt auch in dieser Collision.

Damit lebe wohl, lieber Freund, empfiehl mich Deinen Angehörigen, wie die meinen Dich bestens grüßen lassen; und es bleibt dabei, wenn wir uns wiedersehen, so lächeln wir — mit Recht.

Dein Freund Friedrich Nietzsche.

7. Apr. 1866. Naumburg.

Nr. 9.

An Wilhelm Pinder.

[Leipzig, 5. Juli 1866.]

Lieber Wilhelm,

wenn ich genau berichtet bin, so wirst Du Deinen Geburtstag nicht im Feldlager oder in der Garnison, sondern bescheidentlich in Deiner Berliner Studirstube feiern. Einstweilen scheint es mir, als ob unsre beiderseitigen Kräfte noch wenig vermißt würden; denn bis jetzt schlagen sich unsre Soldaten ebenso tapfer als glücklich; sollte aber das Kriegsglück eine Schwenkung machen, so sind wir beide schwerlich im Stande, es in seinem Willen aufzuhalten. Sodann dienen wir ja auch in unsern Studien dem Vaterlande, das von den Seinen bald dies, bald jenes verlangt, körperliche oder geistige Leistungen. Jeder aber gebe sein Bestes: „denn liebend“ wie Hölderlin sagt, „giebt der Sterbliche vom Besten“. Ergo: ärgern wir uns nicht darüber, daß wir zu Hause hocken, während die waffenfähigen jungen Leute blutbespritzte Ehrenzeichen einhandeln.

Im Ganzen ist das Zuschaun zu solchem Spektakel interessant genug: besonders nachdem die erste Zeit drückender Besorgnisse vorbei ist, nachdem der Krieg Zugwasser bekommen hat und sich mit „affenartiger Schnelligkeit“, wie die Wiener Presse sagt,

vorwärtsbewegt. Mein Leben in der preußischen Stadt Leipzig bietet Stoff zu vielen psychologischen Bemerkungen. Die gebildeteren Sachsen sind fast unerträglicher, als die Masse. Jene nämlich sind im Grunde zu feige, um Partei zu ergreifen mit ihren Sympathien. Sie stellen sich gern auf preußischen Standpunkt, zeigen gern eine gewisse Aufklärung darin, daß sie die Preußen als die unvermeidlichen einstigen Besitzer Sachsens darstellen: denn diese Nothwendigkeit begreifen sie alle. Umsomehr aber reizt sie ihr kleinlicher Geist zu fortwährenden mißgünstigen Blicken auf unsre Erfolge, zu kleinen Verdächtigungen und Detrektationen. Dies Benehmen habe ich schon sehr satt bekommen.

Dagegen haben wir in Leipzig lebenden Preußen alle mit herzlicher Freude empfunden, daß die Schritte unsrer Regierung seit etwa den letzten sechs Wochen unsren unbedingten Beifall haben. Wie ist es zu beklagen, daß dieser so begabte und thatkräftige Minister seiner Vergangenheit viel zu sehr obligirt ist. [— —] Man kann nicht das Beste mit schlechten Mitteln erreichen. Das Richtige haben die französischen Zeitungen erkannt, die ihn einen Revolutionär nennen.

Man kann sehr viel in solchen Zeiten lernen. Der Boden, der fest und unerschütterlich schien, wankt: die Masken fallen von den Gesichtern ab. Die selbstsüchtigen Neigungen zeigen unverhüllt ihr häßliches Antlitz. Vor Allem aber bemerkt man, wie gering die Macht des Gedankens ist.

Schließlich willst Du vielleicht wissen, was meine

Studien machen. Die Collation des römischen codex ist in meinen Händen. Die Pariser wird jeden Tag erwartet. Ich nehme mir sehr viel Zeit. Denn vor Erledigung des Kriegs ist an keine Herausgabe zu denken. Viel Freude erlebe ich an unserem philologischen Verein.

Nun noch eine Anfrage, lieber Wilhelm. Ich habe für meinen Theognis noch manches auf der Berliner Bibliothek zu thun. Dazu wäre es mein Wunsch, etwa die letzte Woche des Semesters in Berlin zuzubringen. Könntest Du mich vielleicht logiren? Schreibe mir doch einmal ganz offen Deine Meinung. Ich würde mich sehr darauf freuen, mit Dir zusammen einmal eine Woche lang leben zu können: ein Vergnügen, das mir lange nicht mehr zu Theil geworden ist.

Unser Gustav also ist auch Krieger. Gersdorff steht in Spandau als Avantageur. Deussen ist horribile dictu: Theolog in Tübingen.

Bewahre mir auch fernerhin Deine Liebe!

Dein treuer Freund

F. W. N.

Leipzig, Elisenstraße 7 Parterre.

Nr. 10.

An Freiherrn von Gersdorff.

[Leipzig, Juli 1866.]

Lieber Freund,

Du haſt wohl eine ſchleunigere Beantwortung Deines Briefes und auch mit Recht erwartet. Aber ich war ein paar Tage verreiſt und komme alſo erſt heute dazu, Dir meinen Dank und meine Freude über Deinen Brief auszuſprechen. Wie ſchnell laufen jetzt die Ereigniſſe. Was liegt zwiſchen dem Tage Deines Schreibens und dem heutigen für eine Fülle von Erlebniſſen, von großen freudigen Erlebniſſen. Ich kann nicht abſtreiten, daß ich in den Wochen der böhmiſchen Aktion mit der lebhafteſten Beſorgniß Deiner Brüder gedachte; nun habe ich jetzt von Deinem älteſten Bruder Nachricht. Er iſt verwundet, am Kopf, aber nicht ſchwer. Dagegen iſt mir von einem Soldaten, der hier im Lazareth liegt, über ſeine maſſive Tapferkeit berichtet worden, daß ich mich auch in Deine Seele hinein ſehr gefreut habe. Der Soldat ſagte, ſie hätten ſeinem Ungeſtüm gar nicht nachkommen können; er ſei immer vorweg geweſen und ſei im Kampfe mit Dreien durch einen Säbelhieb verwundet worden. Das wird für Dich eine ſchwere Zeit der Aufregung geweſen ſein. Aber ſtolz müſſen wir ſein, eine ſolche Armee zu haben, ja ſogar — horribile dictu — eine ſolche Regierung zu beſitzen,

die das nationale Programm nicht bloß auf dem Papiere hat, sondern mit der größten Energie, mit ungeheurem Aufwand an Geld und Blut, sogar gegenüber dem französischen großen Versucher Louis le diable, aufrecht erhält. Im Grunde ist jede Partei, die diese Ziele der Politik gut heißt, eine liberale, und so vermag ich auch in der bedeutenden conservativen Masse des Abgeordnetenhauses nur eine neue Schattirung des Liberalismus zu sehen. Denn ich vermag nicht zu glauben, daß diese Männer sämmtlich nur Regierungsmänner sind, Leute, die blindlings jeder regierenden Gewalt sich anschmiegen und etwa 6 Monate vorher in Östreich den Hort der conservativen Interessen erblicken, 6 Monate später aber einem nationalen Krieg gegen dasselbe die Mittel bewilligen. Es schadet aber gar nichts, wenn der Name „conservativ" für unsre Regierungsform beibehalten wird. Für die Einsichtigen ist es ein Name, für die Vorsichtigen ein Versteck, endlich für unsern vortrefflichen König eine Art Tarnkappe, die ihm selbst seine Augen verhüllt und ihn auf seinen freisinnigen und erstaunlich kühnen Pfaden ruhig weitergehen läßt.

Immerhin kommt jetzt erst, wo das Ausland sich auf das Bedenklichste einzumischen beginnt, die große Prüfezeit, die Feuerprobe für den Ernst des nationalen Programms. Jetzt muß man erkennen, wie viel unter dieser Firma sich an rein dynastischen Interessen verbirgt. Ein Krieg gegen Frankreich muß ja eine Gesinnungseinheit in Deutschland hervorrufen; und wenn die Bevölkerungen eins sind, dann mag sich Herr von Beust sammt allen mittelstaat-

lichen Fürsten einbalsamiren lassen. Denn ihre Zeit ist vorbei.

Niemals seit 50 Jahren sind wir der Erfüllung unsrer deutschen Hoffnungen so nahe gewesen. Ich beginne allmählich zu begreifen, daß es doch wohl keinen anderen, milderen Weg gab, als den entsetzlichen eines Vernichtungskrieges. Die Zeit ist noch nicht fern, wo die Ansicht von Corssen „daß nur auf Östreichs Trümmern sich die deutsche Zukunft erbaue" für entsetzlich roth galt. Nun zertrümmert sich aber so ein altes Gebäude nicht so leicht. Mag es noch so baufällig sein, so wird es doch immer „gute und getreue" Nachbarn geben, welche es stützen; es könnten ja ihre eignen Häuser bei seinem Sturz einen Schaden erleiden. Dies, angewandt auf unsre europäischen Zustände, ist die napoleonische Lehre vom Gleichgewicht, einem Gleichgewicht, wo das Centrum in Paris liegen soll. An dieses Centrum appellirt das bedrängte Östreich. Und so lange in Paris das Centrum ist, wird es in Europa im Ganzen beim Alten bleiben. Es wird also unsern nationalen Bestrebungen nicht erspart bleiben, europäische Zustände umzuwälzen, jedenfalls ihre Umwälzung zu versuchen. Mißlingt es, so haben wir Beide hoffentlich die Ehre, von einer französischen Kugel getroffen auf dem Kampfplatz zu fallen.

Nach diesen allgemeinen Betrachtungen, die jetzt übrigens ein Jeder anstellt, komme ich auf die Leipziger und schließlich auf meine Zustände. Du hast hoffentlich im „Daheim" die zwei ausgezeichneten Bilder gesehen „preußische Kriegsknechte mit den Töchtern

des Landes verkehrend", Scenen aus dem Pleißenburghofe, wie sie die Wirklichkeit jeden Abend bietet. Das ist eine Illustration unsrer Leipziger Verhältnisse. Man ist nun einmal hier eines lebhaften Hasses wie einer lebhaften Zuneigung nicht recht fähig. Aber gemüthlich ist man unter allen Umständen und man fügt sich. Ich habe mich bei einem Soldaten Deines Regiments nach Deinem Herrn Schwager erkundigt und mir von Spandau erzählen lassen.

Eine Erholung seltner Art haben wir hier inmitten der aufregendsten Ereignisse gehabt, das ungewöhnlich lange Gastspiel der Hedwig Raabe, die vom Leipziger Publikum als „blonder Engel" förmlich angebetet wird. Ihren Gipfelpunkt erreichte die Freude, als sie mit Devrient zusammen in der Waisen von Lowood auftrat. Sie lebt übrigens seit einiger Zeit bei einer ihr befreundeten Familie in Gohlis, und zwar bei niemand Anderem als meinem Onkel. Ich ärgere mich gewaltig, daß ich im vorigen Winter diese Familie so vernachlässigt habe. Ich ertrage es jetzt als eine Strafe meiner ungeselligen Gesinnung.

Nun wirst Du auch wissen wollen, was mein Theognis macht. Vor zwei Wochen bekam ich die römische Collation; vorgestern kam ich Nachts von einer Reise zurück und fand einen Brief von Ritschl vor mit der Notiz: „Theognidea Parisina praesto sunt teque expectant". Ich holte sie mir denn am folgenden Mittag ab und erfuhr dabei Wichtiges. Zwei Gelehrte nämlich beabsichtigen eine neue Ausgabe des Theognis, dessen gesammte codices sie neu

verglichen haben. Also periculum in mora. Ritschl empfahl mir also, einstweilen von einer Ausgabe abzustehn und meine Ergebnisse möglichst schnell in Form eines Aufsatzes drucken zu lassen. Er bot mir dazu das Rheinische Museum für Philologie an. Ich bin über diese Wendung sehr glücklich. Denn ich hatte schon den ganzen Plan aufgegeben und wußte doch nicht recht, wie ich mich meiner Verpflichtungen gegen Ritschl entledigen sollte. So ist es vortrefflich. In drei Wochen muß der Aufsatz fertig sein. Dann wird er, wie Ritschl versprochen hat, sehr schnell gedruckt. Dann habe ich die Hand für nächstes Semester frei und brauche nicht in Leipzig zu bleiben. Übrigens ist Ritschl jetzt liebenswürdiger als je und hat mir auch z. B. im Vertrauen mitgetheilt, daß meine Aufstellung der codices-Gruppen auch nach den neuesten Untersuchungen sich durchaus bestätige.

Jetzt will ich Dir noch von *** Einiges mittheilen, der Dir seine Grüße sendet. Woher? Aus Tübingen. Als was? Als theologus, und zwar als unwiderruflicher. Ich schrieb ihm einen Brief mit den triftigsten Gründen. Aber es scheint bei ihm Sache des Willens zu sein: da wirken die Gründe nicht mehr. Er schrieb mir z. B. „ich sollte ihm folgende Möglichkeiten widerlegen: es könnte ja doch einen Gott geben, dieser Gott könnte sich doch offenbart haben, diese Offenbarung könnte ja in der Bibel enthalten sein.“ Heiliger Brahma! Wenn man seinen Lebenslauf bestimmen soll auf drei solche Möglichkeiten hin! Und die soll ich noch widerlegen!

Nun lebe recht wohl. Niemals habe ich so viel

3*

Deiner gedacht wie jetzt — schon weil ich trotz meiner vielen Bekanntschaften etwas vereinsamt bin —, aber ich fürchte, daß ich die nächste Zeit fortwährende Besorgnisse für Dich haben muß. Mich will man nicht zum Soldat haben. Theile mir doch, wenn Du zur Armee abgehst, es ganz kurz mit. Meine Adresse ist, wie immer, Elisenstraße 7.

Ich soll Dir auch noch von Brockhaus viele herzliche Grüße sagen, ebenso vom Vetter.

Zum Schluß unser beiderseitiges Motto:

κάλλιστον τὸ δικαιότατον, λῷστον δ' ὑγιαίνειν,
πρῆγμα δὲ τερπνότατον τοῦ τις ἐρᾷ τὸ τυχεῖν.

Dein Freund F. W. N.
philologischer Lumpensammler.

Nr. 11.

An Freiherrn von Gersdorff.

[Leipzig, 15. August 1866.]

Lieber Freund,

da ich schlechterdings nichts Bestimmtes weiß, ob Du noch in Spandau weilst oder glücklich mit dem größten Theile Deines Regiments in Nürnberg angelangt bist: so will ich annehmen, was ich Dir wünsche, nämlich das Letztere und meinen Brief ruhig nach Nürnberg transportiren lassen. Findet er Dich dort nicht auf, so mag er eine Rückreise nach Leipzig und

von hier nach Spandau antreten. Der Brief wird ebenso wenig wie Du selbst darüber unglücklich sein, daß er das liebenswürdige Nürnberg gesehen und kennen gelernt hat.

Im Grunde muß Deine Lage jetzt beneidenswerth sein; Du hast es vortrefflich erreicht, zwar nicht Heldenthaten zu verüben — soweit die Zeitungen darüber richtig melden —, aber doch eine kräftige militärische Spritzfahrt in ein feindliches, außerordentlich angenehmes Land mitzumachen. Zudem sollt Ihr Euch in Nürnberg sehr wohl fühlen, die Bevölkerung soll zuvorkommend sein, die Zeitungen berichten von Conzerten, die Euer Regiment giebt, mit abscheulichen, aber wenigstens recht preußischen Programmen, wie ich deren eins im Schützenhause gehört habe; als bei welchem ich Dich zu treffen hoffte.

Gleich zu Anfang meines Briefes will ich Dich nun einladen, nächstes Semester doch ja wieder in Leipzig zu verleben. Du kannst ja als preußischer Soldat „zum Staunen der Bürger und Bürgerfrauen" auch hier fortdienen; ich hoffe wenigstens, daß das in Deiner Hand stehen wird. Daß es sich in Leipzig behaglich leben läßt, hast Du auch erfahren; für ein besseres, von gewissen Schrecknissen freies Logis würden wir zusammen sorgen. Ich für mein Theil bleibe noch hier aus allen möglichen Gründen, die Dir am Schlusse des Briefes ganz deutlich sein werden.

Die reinen Sachsen beginnen schon wieder recht üppig zu werden; man weiß leider Gottes, daß die Integrität der Landesgrenzen gewahrt wird und be-

ginnt mit voller Lunge auf Preußen zu schimpfen. Unerträglich ist mir besonders das leise Verdächtigen, das ironische Bezweifeln preußischer Bestrebungen. Die Menschen können ebenso wenig hassen wie lieben; aber „Beust ist ein großer Mann!“ Was man von preußischen Sympathien in Sachsen spricht, gilt doch sehr ausschließlich nur von einer politischen Partei, die Biedermann mit seiner Deutschen Allgemeinen und Freytag mit den Grenzboten vertreten. Die Landescommission hat wirklich das Land hinter sich; was ich zuerst nicht glauben wollte. Sie hat jetzt die Treitschkesche Schrift verboten trotz des entschiedenen Widerstandes von Seiten des preußischen Civilcommissars. Ein Buchhändler brüstet sich damit, daß eines Tages Herr von Glycinsky, der Stadtcommandant, in Civilkleidung bei ihm erscheint, die Schrift verlangt und recht gründlich abfällt. Bei Kintschy ist jetzt ein förmliches preußisches Heerlager alle Nachmittage; der alte Kintschy immer voran. Aber anderswo, z. B. bei Mahn, hört man die abscheulichste sächsische Kannegießerei, besonders von Solchen, die unparteiisch erscheinen wollen und doch mit wahrer Gier alles irgendwie Preußen Nachtheilige zusammenscharren.

Deshalb komme nur her als preußischer Leutnant; dann sind wir doch wenigstens in unserem Dunstkreis vor solchen Gesprächen sicher.

Zum Besten für die Verwundeten u. s. w. hat der Riedel'sche Verein ein großartiges Conzert in der Nikolaikirche gegeben, das über 1000 Thaler eingebracht hat. Frau Flinsch, Frau Krebs-Michalesi, Herr Auer aus Düsseldorf u. s. w. waren die Solisten.

In den Todtenlisten habe ich auch einen mir sehr lieben Namen wahrgenommen. Ich habe Dir wohl öfter von meinem ersten Obergesellen, dem ich sehr viel verdanke, erzählt, Krämer, der zuletzt Sekondeleutnant und Adjutant im 72. Regiment war; er fiel bei Sadowa. Solche Verluste von so edelherzigen und intelligenten Menschen wiegen nicht zehn Östreicher auf.

Die napoleonischen Befürchtungen der letzten Tage haben überall eine, wie ich hoffe, unverdiente Aufregung hervorgerufen. Immerhin bleiben noch genug Nüsse übrig, die unser Minister mit seinem kräftigen Gebiß knacken mag. Befürchtungen von jener Seite könnten am Ende das begonnene Einigungswerk am schnellsten zu Stande bringen.

Unsre Thronrede, die gerade in der Stunde vor dem Riedel'schen Conzert erschien, hat auf mich, wie auf Viele, einen sehr wohlthuenden Eindruck gemacht. Ich war ganz entzückt, sang in der Kirche noch einmal so schön und dachte sehr optimistisch über Preußens und Deutschlands nächste Zukunft. Aber diese fürchterliche Kreuzzeitung hat mir den Magen verdorben, und dazu die Rede von Senfft-Pilsach. Jetzt soll gar das Wort „Indemnität" so viel bedeuten wie „Erklärung der Continuität"; da sträuben sich meine moralischen sowie philologischen Haare.

Lieber Freund, es ist zwar rein egoistisch, aber Du wirst es begreifen, wenn ich ganz besonders Dich bitte, nach Leipzig wieder zu kommen. Mit wem in aller Welt soll ich mich jetzt aussprechen? Die Masse der Bekannten thut's wahrlich nicht; es sind viele

liebenswürdige und verständige Menschen darunter, aus denen ich besonders Kleinpaul heraushebe. Aber die Zeit, wo man schnell Freundschaften — was doch viel mehr sagen will — schließt, ist für mich vorüber. Lieber lebe ich da etwas einsam und schreibe Briefe an meine wirklichen Freunde, in denen ich sie bitte, nach Leipzig zu kommen.

Auch auf Deussen will ich noch versuchen, brieflich einzuwirken. Nachdem wir uns zweimal geschrieben hatten, brachte sein letztes Schreiben das Bekenntniß, „er habe einen dummen Streich gemacht". Kant und Schopenhauer haben ihm zu dieser Einsicht verholfen. Wie Vielen haben sie nicht schon geholfen! Trotzdem will er sein Joch bescheiden zu Ende tragen; was ich gar nicht verstehe. Er will nämlich nach seinem ersten theologischen Examen zur Philologie zurückkehren. Nein, nein. Er muß nächstes Semester nach Leipzig kommen und in unsern philologischen Verein eintreten.

Dieser Verein nämlich gedeiht vortrefflich. Ich halte streng an dem Grundsatz, bei der Aufnahme neuer Mitglieder möglichst hart zu sein und auf keine äußeren Vorzüge, etwa Liebenswürdigkeit und dergleichen, Rücksicht zu nehmen. Die Leute sollen etwas wissen und besonders wissensbegierig sein. Zu unsern neuen Mitgliedern gehören Rohde, Heinemann, Kron, alle drei der Ritschl'schen Societät angehörig. In dieser existirt jetzt mancher Schund, wie mir erzählt wird. [— —] Unser Verein ist jetzt öffentlich anerkannt; neulich haben wir Ritschl, dem geistigen Erzeuger des Vereins, unser Gesammtbild zum Geschenk gemacht.

Nun wirst Du wissen wollen, wie es mit meinem Theognis geht. Gut. Ich danke schön. Zwei Drittel der Arbeit sind fertig in Ritschl's Händen, am letzten arbeite ich und denke in wenigen Tagen fertig zu sein. Ritschl war sehr zufrieden mit dem, was ich ihm brachte: es hätte alles Hand und Fuß. Nach ihm will es auch W. Dindorf durchlesen, mit dem ich jetzt in Geschäftsverbindung trete. Jetzt kommt eine neue Geschichte, lieber Freund, die aber ganz geheim gehalten werden muß. Ritschl fragte mich neulich, ob ich wohl gewillt wäre, auch einmal etwas für Honorar zu arbeiten. Ich antwortete „warum nicht, wenn es etwas Ordentliches dabei zu lernen giebt". Es handelt sich also um ein Lexikon zum Aeschylos von dem Standpunkte der jetzigen Philologie aus. Lexika schreiben ist keine Wollust; aber denke, was man bei Aeschylos gerade lernen kann, wie man genöthigt ist, den ungeheuren und höchst gediegenen Apparat durchzuarbeiten. Gestern Abend war ich also bei W. Dindorf, der die Sache arrangirt. Zunächst also soll ich eine Anzahl Probeseiten machen, wie Dindorf sagte, um zu sehen, wie groß ungefähr das Buch wird, — in Wirklichkeit um zu sehen, was ich kann, besonders ob ich methodisch verfahre. Das ist nun eine hübsche Probe, vor der ich mich nicht zu sehr fürchte. Vielleicht weil ich die Schwierigkeiten noch nicht kenne. Nach den Ferien bringe ich ihm die paar Seiten, die ich recht mit Muße ausarbeite, und dann stellt er mir sein ganzes Material zu Gebote, damit ich dann aus vollem Zeuge arbeiten kann. Darunter sind, worüber ich ganz glücklich bin, auch

die einzigen vollständigen Collationen des codex Mediceus, um den sich die ganze Aeschyloskritik dreht.

Was die Größe des Buches anbetrifft, so schätzte es W. Dindorf ungefähr auf 60 Bogen. Das würden also 2 Bände, jeder zu circa 500 Seiten. Verleger ist Teubner. Ritschl meinte, daß die Arbeit sehr gut bezahlt würde. Doch das verstehe ich nicht, bevor ich nicht weiß, wieviel Zeit und Mühe dazu nöthig ist.

Nicht wahr, das sind neue Aussichten? Im Grunde habe ich hier und da einmal Glück. Ritschl sorgt doch sehr liebenswürdig dafür, daß ich etwas lerne, und in einer Art, wie es mir wohl behagt. Die Bekanntschaft mit Dindorf ist ebenfalls sehr zu schätzen; er hat mir schon von codices erzählt, die er besitzt und die er mir später zeigen will. Er ist ein großer Börsenspekulant und überhaupt ein schlauer Mann. In Geldgeschäften werde ich mich hüten selbständig zu verhandeln: das muß alles Ritschl besorgen. —

Die theatralischen Genüsse Leipzigs dauern fort. Jetzt ist Frau Niemann-Seebach da. Ich habe sie schon als Gretchen gesehen und bin erschüttert worden wie wohl nie; dann als Julie in Romeo u. s. w. Heute hoffe ich sie als Maria Stuart zu bewundern.

Schließlich habe ich Dir zu sagen, was füglicher am Anfang gesagt sein würde. Ich sage Dir meinen herzlichsten Dank für Deinen letzten so inhaltsreichen und freundschaftlichen Brief. Mag Alles, was Du wünschest, in Erfüllung gegangen sein!

Wenn Du einmal etwas Zeit hast, so schreibe

mir doch, aber sende den Brief nach Naumburg, wohin ich nach Beendigung meiner Theognisarbeit abreisen will.

Lebe recht wohl und gedenke

Deines Freundes
Fr. Nietzsche.

Leipzig, am 15. August 1866.

Nr. 12.

An Freiherrn von Gersdorff.

[Naumburg, September 1866.]

Lieber Freund,

„die Post hat keinen Brief für mich?" wirst Du oft in Verwunderung gefragt haben. Aber sie hat einen von mir, die abscheuliche Post, und hat ihn Dir nicht herausgerückt. „Sei still, mein Herz!"

Je länger der Zeitraum ist, in dem Du von mir nichts erfahren hast, je größer Dir mein Undank erscheinen muß, als welcher auf Deinen vorletzten ebenso herzlichen wie gedankenreichen Brief keine Zeile der Antwort zurückerstattete — weil nämlich die Nürnberger Feldpost meinen Brief verschlungen hat, ohne ihn wieder von sich zu geben —, umsomehr fühle ich das Bedürfniß, das, was die Post verschuldet hat, wieder gut zu machen und mich also von dem scheinbar sehr gerechten Vorwurfe des Undankes zu entlasten.

Es ist sehr bitter, Dich im Felde zu wissen, verstimmt durch fehlgeschlagne Pläne, durch wenig behagliche Umgebung, durch geisttödtende Bewegungen und endlich gar durch die Nachlässigkeit eines Freundes. Denn nicht anders mußte es Dir erscheinen. Genug ich erröthe, wie man öfters erröthet, ohne sich schuldbewußt zu fühlen, in dem Gedanken, man könne irgend wodurch in der Meinung andrer, vorzüglich lieber Menschen sinken.

Deine Briefe waren meinem subjektiven Gefühle nach mit das Angenehmste, was der Sommerfeldzug erzeugt hat. Wie ganz anders nimmt sich ein von Freundeshand geschildertes Ereigniß, selbst kleiner Art, aus, als irgend welche Großthaten, über denen der häßliche Dunst des Zeitungspapiers sich lagert.

Leider kann ich von meinen Erlebnissen nur Weniges und dazu Kleinliches mittheilen. Meine Arbeit ist fertig in Ritschl's Händen: ich habe sie in drei Theilen zu Stande gebracht und bin so lange in Leipzig geblieben, bis ich den letzten Strich (meine Namensunterschrift) gemacht hatte. Nie habe ich mit solcher Unlust geschrieben; ich habe schließlich den Stoff in der einförmigsten Weise abgehaspelt: doch war Ritschl mit einem Theile, den er gelesen hatte, recht zufrieden. Im Oktober wird es wohl erscheinen. Ritschl will die Arbeit aufmerksam durchlesen, auch Wilhelm Dindorf hat sich die Erlaubniß ausgebeten. Mit Letzterem trete ich wahrscheinlich in Geschäftsverbindung. Er hat mir durch Ritschl den Antrag machen lassen, ob ich ein Aeschylos-Lexikon nach dem neuesten Standpunkte der Aeschyloskritik ausarbeiten

wolle. Natürlich für gutes Honorar. Ich habe mir überlegt, daß ich dabei viel lernen kann, daß ich mit Aeschylos recht intim vertraut werde, daß ich die Dindorf'sche (unter deutschen Gelehrten einzig vollständige) Collation des codex Mediceus in die Hände bekomme, daß ich bequeme Gelegenheit, ja Nöthigung habe, mir ein Stück, etwa die Choephoren, zu einer zukünftigen Vorlesung vorzubereiten, und bin nach allen diesen Überlegungen darauf eingegangen. Nur muß ich erst meine Befähigung dazu nachweisen, indem ich einen Probebogen in diesen Ferien auszuarbeiten habe. Übrigens ist eine solche Arbeit bei Aeschylos gerade nicht uninteressant; man ist genöthigt, fortwährend strengste Kritik zu üben gegen die Unzahl von Conjekturen. Dindorf veranschlagte das Buch mindestens auf 60 Bogen. Nach den Ferien trete ich mit Teubner — falls ich angenommen werde — in Geldunterhandlungen. Ritschl ist immer freundlicher gegen mich.

Folglich bleibe ich auch nächstes Semester in Leipzig, wo es mir, alles gerechnet, vortrefflich behagt. Sollte es Dir nicht möglich sein, in Leipzig fortzudienen? Ich wäre darüber sehr glücklich, denn Du fehlst mir ganz besonders. Zwar habe ich jetzt viel Bekannte, aber keinen, mit dem ich so viel gemeinsame Vergangenheit und Gegenwart habe, als mit Dir. Vielleicht kann ich auch den alten Deussen noch bewegen, nach Leipzig zu kommen; er schrieb mir neulich, er sehe jetzt vollkommen ein, daß er einen dummen Streich gemacht habe. „Spät kommst du, doch du kommst", nämlich die Erkenntniß über das

theologische Studium. Er will Tübingen verlassen; die Wahl einer Universität ist ihm gleichgültig, weil er für seine Theologie, deren Joch er bis zu Ende (nicht dem aller Dinge, sondern bis zum ersten Examen) tragen will, nirgends viel zu finden hofft. Vielleicht ist er auch jetzt noch einmal zu einer „Umkehr" zu bestimmen. Die Philologie wird sich immer freuen, wenn der lang verlorene Sohn, der sich mit den Träbern der Theologie gemästet hat, zurückkehrt, und die Sprachvergleichung besonders darf schon zu Deussen's Ehren ein Kalb schlachten.

Unser philologischer Verein blüht: neulich hat er sich photographiren lassen und Ritschl ein Bild verehrt zu dessen großer Freude. Rohde ist jetzt auch ordentliches Mitglied, ein sehr gescheuter, aber trotziger und eigensinniger Kopf. Bei der Aufnahme von neuen Mitgliedern wirke ich dafür, daß mit möglichster Strenge und Sichtung verfahren wird. Herr von V. hat nicht die Ehre gehabt, aufgenommen zu werden.

Die letzten Wochen waren in Leipzig sehr interessant. Der Riedel'sche Verein gab in der Nikolaikirche ein Conzert zum Besten der Verwundeten. Das Gedränge war an allen Kirchenthüren wie am Theater, wenn die Hedwig Raabe spielte. Wir haben eine Einnahme von mehr als 1000 Thalern gehabt. Eine halbe Stunde vor Beginn des Conzertes kam das Telegramm der Thronrede nach Leipzig: ich bin nie über eine That unseres Königs so glücklich gewesen, wie über diese versöhnliche, unzweideutige Rede. Die alten Parteilager sind jetzt gänzlich verwüstet, d. h. die extremen Standpunkte. Männer wie Treitschke und Roggen-

bach sind plötzlich die Vertreter der allgemeinen Meinung geworden. Ein großer Theil der sogenannten Conservativen, z. B. der Rath P. in Naumburg, schwimmt lustig in dem neuen Fahrwasser. Es ist auch für mich — offen gestanden — ein seltner und ganz neuer Genuß, sich ganz einmal im Einklang mit der zeitweiligen Regierung zu fühlen. Zwar muß man verschiedne Todte ruhen lassen, außerdem sich deutlich machen, daß das Bismarck'sche Spiel ein überaus kühnes war, daß eine Politik, welche va banque zu rufen wagt, je nach dem Erfolg ebenso verflucht wie angebetet werden kann. Aber der Erfolg ist diesmal da: was erreicht ist, ist groß. Minutenlang suche ich mich einmal von dem Zeitbewußtsein, von den subjektiv natürlichen Sympathien für Preußen loszumachen, und dann habe ich das Schauspiel einer großen Haupt- und Staatsaktion, aus solchem Stoff, wie nun einmal die Geschichte gemacht ist; beileibe nicht moralisch, aber für den Beschauer ziemlich schön und erbaulich.

Du wirst wohl die Schrift über die Zukunft der Mittelstaaten von Treitschke gelesen haben. Mit großer Mühe habe ich sie mir in Leipzig verschafft, wo sie wie überhaupt in Sachsen — proh pudor — verboten war. Dagegen haben unsre Gesinnungsgenossen, die Freytage, die Biedermänner u. s. w. ein Votum der sächsischen liberalnationalen Partei erzielt, das sich für unbedingte Annexion ausspricht. Dies würde auch meinen persönlichen Interessen das Dienlichste sein. Hoffentlich ist König Johann starrköpfig genug, Preußen zur Annexion zu zwingen.

Schließlich soll auch Schopenhauer noch erwähnt werden, an dem ich noch mit vollster Sympathie hänge. Was wir an ihm haben, hat mir kürzlich erst eine andere Schrift recht deutlich gemacht, die in ihrer Art vortrefflich und sehr belehrend ist: Geschichte des Materialismus und Kritik seiner Bedeutung für die Gegenwart von Fr. A. Lange 1866. Wir haben hier einen höchst aufgeklärten Kantianer und Naturforscher vor uns. Sein Resultat ist in folgenden drei Sätzen zusammengefaßt:

1) Die Sinnenwelt ist das Produkt unsrer Organisation.
2) Unsre sichtbaren (körperlichen) Organe sind gleich allen andern Theilen der Erscheinungswelt nur Bilder eines unbekannten Gegenstandes.
3) Unsre wirkliche Organisation bleibt uns daher ebenso unbekannt, wie die wirklichen Außendinge. Wir haben stets nur das Produkt von beiden vor uns.

Also das wahre Wesen der Dinge, das Ding an sich, ist uns nicht nur unbekannt, sondern es ist auch der Begriff desselben nicht mehr und nicht weniger als die letzte Ausgeburt eines von unsrer Organisation bedingten Gegensatzes, von dem wir nicht wissen, ob er außerhalb unsrer Erfahrung irgend eine Bedeutung hat. Folglich, meint Lange, lasse man die Philosophen frei, vorausgesetzt, daß sie uns hinfüro erbauen. Die Kunst ist frei, auch auf dem Gebiet der Begriffe. Wer will einen Satz von Beethoven widerlegen, und wer will Raffael's Madonna eines Irrthums zeihen? —

Du siehst, selbst bei diesem strengsten kritischen Standpunkte bleibt uns unser Schopenhauer, ja er wird uns fast noch mehr. Wenn die Philosophie Kunst ist, dann mag auch Haym sich vor Schopenhauer verkriechen; wenn die Philosophie erbauen soll, dann kenne ich wenigstens keinen Philosophen, der mehr erbaut als unser Schopenhauer.

Damit lebe heute wohl, lieber Freund. Überlege Dir's, ob Du nicht nach Leipzig kommen kannst. Jedenfalls aber theile mir mit, wann und wo wir uns treffen können. Denn allzu gern möchte ich Dich einmal sehen, was in Leipzig mir nicht zu Theil wurde, da Ihr Euch so schnell wieder aus der Umgebung von Leipzig verzoget. Doch habe ich die Musik Deines Regiments gehört, etwas unklassisch, und besonders viel Afrikanerin.

In Pforte bin ich noch nicht gewesen. Volkmann ist glücklich verheirathet. Deine Grüße werde ich treulich ausrichten. Meine Angehörigen lassen sich Dir bestens empfehlen und versichern Dich ihrer Theilnahme.

Adieu, lieber Freund,

Dein F. W. Nietzsche.

Nr. 13.

An Paul Deussen.

[Spätherbst 1866.]

Lieber Freund,

wenn ich nur irgend etwas über Dein Geschick wüßte. Und wahrlich, es ist nicht meine Schuld. Ich muß annehmen, daß mein letzter Brief von Ende August nicht an Dich gelangt ist: denn offen gestanden, ich würde es ebenso wenig verzeihen als begreifen können, wenn Du gerade diesen Brief unbeantwortet gelassen hättest. Also nehme ich den milderen Fall an, der mir allerdings sehr ungelegen gekommen ist: viele Briefe von mir könnten verloren gegangen sein an Stelle dieses einen, in dem ich Dich auf das Angelegentlichste bat, Dein theologisches Bärenfell abzustreifen und Dich als jungen philologischen Löwen zu gebärden.

ad vocem Bärenfell. Ich bitte, mir dies nicht übel zu deuten. Gewiß wirst Du tüchtig gearbeitet haben, aber ich bin nicht mehr im Stande, diese Arbeit zu schätzen, wenn ich an *eine* Bedingung dabei nicht glaube: nämlich daß diese Art Arbeit Dein Beruf sei. Ich glaube daran nicht, weil Du nach Deinem eignen Zeugnisse nicht daran glaubst. Und selbst wenn Du jetzt anders darüber denken solltest, wie Du zur Zeit Deines letzten Briefes dachtest: ich

fürwahr für meinen Theil werde mich nie überzeugen lassen, daß Du in Deinem Berufe arbeitest, so lange Du Dich für ein theologisches Examen vorbereitest.

Lieber Paul, es ist wirklich keine Kleinigkeit, in den 20ger Jahren längere Zeit über seinen Beruf im Unklaren zu sein. Wir Menschen haben nur wenige wirklich produktive Jahre: diese sind unvermeidlich mit dem bezeichneten Lebensalter entflohen. Die originalen Ansichten, die unser ganzes späteres Leben ausführen, mit Beispielen und Erfahrungen belegen und bekräftigen soll, werden in diesen Jahren geboren: da aber unser Beruf uns unser Leben hindurch begleitet, so ist es nöthig, daß in ihm jene Ansichten und Einsichten gefunden werden. Unser philologisches Studium hat aber die Eigenart, daß, um in ihm etwas Neues zu erkennen, um eine bahnbrechende Methode zu finden, auch zugleich ein Grad von Gelehrsamkeit und Routine, d. h. Erfahrung und Übung nöthig ist. Also viel gelernt und viel verdaut, aber noch viel mehr gesucht, combinirt, erschlossen.

Dazu gehört Zeit, viel Zeit. Ich beherzige immer die Klage Ritschl's, der sich seine Studentenzeit wieder ersehnte, weil es die einzige Zeit des Lebens wäre, wo man viel und zusammenhängend arbeiten könnte. Nun, lieber Freund, Du weißt, wohin alles dies zielt. Es ist mir nicht bekannt, wie viel davon in Deiner Macht steht. Jedenfalls fürchte ich, daß Du nicht wie jeder andre Körper durch Deine eigne Schwere gefallen (und ich kann Dein theologisches Studium nur als Deinen Fall bezeichnen) bist, son-

dern gezogen von Anderen. Wer diese sind, ist allerdings nicht gleichgültig: aber in Anbetracht der für das Leben entscheidenden Wichtigkeit dieses Schrittes dürfen diese „Anderen" nicht in Betracht kommen.

Du siehst, daß ich immer noch die Hoffnung auf Deinen philologischen „Flug" nicht aufgegeben habe. Diese Hoffnung muß also sehr stark sein. Ich ärgere mich, wenn ich an Deine „Theologie" denke: und deshalb verzeihe, wenn ich mich auch in diesem Briefe von ihr wegwende.

Je mehr ich und je heller ich, in den Vorhöfen der Philologie stehend, in ihre Heiligthümer einblicke, umso mehr suche ich für sie Jünger zu gewinnen. Das ist ein Studium, bei dem es manchen Tropfen Schweißes kostet, das aber auch wirklich jede Mühe lohnt. Die kräftige und kräftigende Empfindung einer Lebensaufgabe stellt sich dem wirklichen Philologen bald genug ein. Es soll uns ja nicht, lieber Paul, auf eine Lebensversicherungsanstalt und zeitige Pfründe ankommen. Aber wohl ersehnen wir beide Vertreibung jenes melancholischen Zustandes, wo der junge Geist noch keine Bahn gefunden hat, auf der er gesund einhergehen kann; wohl ersehnen wir beide*)

*) Der anschließende zweite Bogen des Briefes ist leider abhanden gekommen.

Nr. 14.

An Freiherrn von Gersdorff.

[Kösen, 11. Oktober 1866.]

Lieber Freund,

Du bekommst heute Nachricht über mein einförmiges, zwar für mich durchaus nicht langweiliges, aber doch für das Auge des objektiven Beschauers herzlich trocknes und interesseloses Leben. Im Grunde ist nur der Mangel an mittheilbarem Stoff die Veranlassung, daß Dein letzter Brief, wie alle Deine Briefe für mich ein freudiges Ereigniß, so lange unbeantwortet blieb. Ich bin diese Ferien nicht verreist, sondern sitze in arbeitsamer Einsamkeit in Kösen, das meine Mutter und ich, um der Naumburger Cholera zu entgehen, seit vier Wochen bewohnen: während meine Schwester sächsischen Verwandten ihre Besuche macht. Zwar sind die letzten Tage schwer kalt (ich schreibe Dir im Überrock, mit einer Decke über meine Füße, da unser Zimmer keinen Ofen hat), doch hat dieser Zustand schon Sonnabend sein Ende, wo wir wieder nach Naumburg zurückkehren. Abgesehen von diesen letzten, kalten, nebeldichten Herbsttagen haben wir uns nur über liebenswürdig helles und warmes Wetter zu freuen. Einige Nachmittage waren so mild und sonnig, daß ich unaufhörlich jener einzigen und unwiederbringlichen Zeit gedenken mußte, wo ich, zum

ersten Male vom Schulzwange frei, ohne die Fessel des nicht verbindenden Verbindungslebens, den Rhein mit dem freien stolzen Gefühl einer unerschöpflich reichen Zukunft sah. Wie schade, daß ich mich um diese wirkliche Poesie durch jene selbsteignen Qualen brachte, die dem unmündigen Studenten so leicht als Quellen der Freude erscheinen.

Bei diesem Rückblick auf vergangne Zeiten bin ich übrigens nicht undankbar gegen die Gegenwart. Meine Wünsche sind im letzten Jahre durch die Wirklichkeit in mehreren Punkten überholt worden. Wenn alsbald ein Umschlag eintritt, so darf ich nicht murren, sondern Unglück gegen Glück compensiren. Gerade durch den Gegensatz gegen das Bonner Leben ist mir das letzte Studienjahr in Leipzig so lieb. Während ich mich dort unverständigen Gesetzen und Formen fügen mußte, während mir Vergnügungen oktroyirt wurden, die mir widerstanden, während ein arbeitsloses Leben unter leidlich rohen Menschen mich mit tiefer Verstimmung erfüllte, hat sich in Leipzig unvermutheter Weise alles umgekehrt. Angenehme, liebe, freundschaftliche Beziehungen, unverdiente Bevorzugung von Seiten Ritschl's, eine Anzahl mitstrebender Studiengenossen, gute Wirthsleute, gute Conzerte u. s. w., wahrhaftig, hinreichend, um mir Leipzig zu einer sehr lieben Stadt zu machen! Daher kannst Du Dir mein Vergnügen vergegenwärtigen, als ich kürzlich im „Muthigen Ritter" das Leipziger Tageblatt fand. Dies studire ich täglich und eifrig, überlese die Speiselisten, die Conzertanzeigen, die Recensionen von Dr. E. Kneschke, die Choleralisten, all'

die kleinen Zänkereien und Streitigkeiten, deren Organ jenes Blatt ist. Beiläufig erwähne ich, daß der Philosoph Leipzigs, Weiße, sowie der Aesthetiker, Flathe, auch jener Seuche zum Opfer gefallen sind, ebenso der Weinhändler Dähne. Vom alten Rohn bekam ich neulich einen längeren Brief, worin er mittheilte, daß er nicht zur Keil'schen Auktion kommen könnte, weil er sein Geschäft in den Meßtagen „sauber pflegen müßte", außerdem „Vermehrung in nächsten Tagen!" Womit er auf die zu erwartende Bereicherung seiner Familie in nächster Zeit hindeuten wollte. Die besagte Auktion ist auch glücklich ohne ihn vom Stapel gelaufen: die Preise waren sehr hoch, was den Bestrebungen der Calvary'schen Antiquariatshandlung und der Pförtner Lehrer zu danken ist. Letztere nämlich zahlten mitunter höher als der Ladenpreis war, indem sie in den Büchern des ehemaligen Collegen Keil sich selbst ehrten. Besonders kaufte Corssen für die Pförtner Bibliothek theuer genug. Der Coetus kaufte mit Begeisterung die Revolutionslitteratur des alten Keil auf und bot durchweg auf die unnützlichsten Bücher. Ich habe gegen 24 Thaler dabei ausgegeben, unter andern ist der Bernhardy'sche Suidas für 9 Thaler in meinen Besitz gekommen. Wichtiger ist mir diese Auktion dadurch geworden, daß ich einen Dr. Simon, den Socius der Calvary'schen Handlung, kennen lernte und mit ihm wahrscheinlich ein großes Geschäft machen werde. Ich suche mir für mehrere Hundert Thaler nach den umfassenden Katalogen Calvary's aus, und bezahle diese Summe in jährlichen Raten

von 60 Thaler. Auf diese Art komme ich in den Besitz einer hübschen Bibliothek. Du kannst es würdigen, wenn meine täglichen Gedanken sich längere Zeit auf den Erwerb einer Bibliothek gerichtet haben. Ohne eine solche ist nun einmal all' unser philologisches Arbeiten Stückwerk.

Mein Theognismanuscript habe ich noch einer letzten Revision unterworfen; seit zwei Wochen wird es in der Druckerei sein. Dindorf hat es auch durchgelesen. Der Titel ist: „Zur Geschichte der Theognideischen Spruchsammlung". Von Ritschl habe ich in diesen Ferien auch einen sehr freundlichen Brief bekommen. Meine lexikalischen Arbeiten habe ich mit sehr mangelhaftem Apparat begonnen; die Pförtner Bibliothek und Corssen haben mich unterstützt. Wenn ich nach Leipzig komme und Dindorf meinen Probebogen annimmt, so wird die Arbeit aus vollem Zeug begonnen. Doch lasse ich mich möglichst wenig in anderen Studien stören. Ich will mir vor allem noch die Hauptresultate der Sprachforschung aneignen, um mein Lexikon wirklich vom Standpunkte der modernen Philologie aus schreiben zu können. Es ist so, wie ich Dir neulich schrieb: Ritschl findet immer einen hübschen Weg, mich zum Arbeiten zu veranlassen.

Du kennst den Dr. Richter; er gefällt mir sehr gut, und ich besuche ihn gern. Der arme Mann hat litterarische Gegner, und darunter den höchst groben Lucian Müller. In Kürze erscheint eine Ausgabe der Tragödien Seneka's von ihm, in denen er das bekannte eurhythmische Princip entdeckt zu haben glaubt. Die Urtheile Richter's über Pförtner Zu-

stände sind sehr richtig; [— —] Wir können uns aber glücklich schätzen, daß wir noch in den Strahlen der untergehenden Sonne in Pforte gelebt haben. Die große Zeit dieser Anstalt ist völlig vorüber, die bestimmte Richtung einiger Regierungsbeamten, die Pforte zu dem Niveau anderer Gymnasien hinunterzudrücken, siegt vollkommen. Auch Peter wird es nicht mehr lange aushalten, nachdem jetzt nun auch der beste Lehrer der Anstalt, Corssen, seinen Abschied verlangt und erhalten hat. Vielleicht ist Dir dies eine Neuigkeit, jedenfalls eine schmerzliche. Denn das schöne Bild der Pforte lebt nur noch in unsrer Erinnerung. Was ist Pforte ohne Steinhart und Corssen. Letzterer geht nach Berlin, um dort seine großen Studien im Kreise von gelehrten Freunden fortsetzen zu können. Ich bitte Dich, Jedem, der Corssen kennt, zu sagen, daß er nicht fortgeschickt worden ist, sondern daß man ihn sehr ungern fortgelassen hat, wenigstens von Seiten des Pförtner Collegiums. Schließlich hat man ihm noch die Herausgabe der Pförtner Alterthümer übertragen und ihm dazu 1500 Thaler bewilligt. Auch hat er die Absicht, einige Zeit nach Italien zu gehen. Ich freue mich, daß er sehr freudig in die Zukunft blickt. Wenn Du in Berlin sein solltest, so besuche ihn sicherlich. Seine Mutter wohnt Commandantenstraße 40.

Über Politik habe ich heute keine Lust zu sprechen, doch sage ich Dir meinen Dank für Deine Ergießungen im letzten Briefe, in denen Du genau meine Ansicht theilst. Übrigens sieht man Zeichen und Wunder allenthalben.

Musik habe ich wenig getrieben, da ich in Kösen kein Klavier zur Verfügung habe. Dagegen hat mich der Klavierauszug der „Walküre" von Richard Wagner begleitet, über die meine Empfindungen sehr gemischt sind, sodaß ich kein Urtheil auszusprechen wage. Die großen Schönheiten und virtutes werden durch eben so große Häßlichkeiten und Mängel aufgewogen. + a + (— a) giebt aber nach Riese und Buchbinder 0.

Jetzt arbeitet derselbe Componist den Zeitungen nach an einer Hohenstaufenoper und läßt sich ab und zu vom König, „dem holden Schirmherrn seines Lebens", wie es in der Widmung heißt, besuchen. Es schadete übrigens nichts, wenn der „König mit dem Wagner gienge" (gehen in des Wortes verwegenster Bedeutung), natürlich aber mit anständiger Leibrente.

Von Deussen höre ich nichts. Er schreibt nicht, deshalb hoffe ich, daß er noch nicht definitiv über nächstes Semester entschieden hat, folglich noch correktionsfähig ist. Der Kampf wider die Vorurtheile seiner Mutter mag nicht leicht sein. Ich werde mich sehr freuen, wenn er nach Leipzig kommt und ich ihm nach irgend einer Seite hin gefällig sein kann. Nächstes Semester höre ich griechische Grammatik bei Curtius, lateinische bei Ritschl, dann Paläographie bei Tischendorf's Gnaden (codices lesen versteht er gründlich, und das ist abscheulich schwer). Im Theater ist der junge Wachtel als Tenor engagirt, also der Sohn des von uns bewunderten. Die Euterpedirektion ladet zum Abonnement ein und verspricht lauter bekannte Sachen.

Die Universität hat den Anfang der Collegien

drei Wochen lang hinausgeschoben. Was die Herren faul sind! Wie freudig sie sich hinter das Banner der Cholera stecken! Mich wird es nicht hindern, am 17. Oktober wieder in Leipzig einzuziehen. Am 13. verlasse ich Kösen und siedle nach Naumburg über.

Damit ist heute meine karge Fülle an unbedeutenden Nachrichten bis zur Neige ausgeschöpft, und es bleibt mir nichts übrig als die Grüße zu referiren, die mir aufgetragen sind, die Grüße meiner Mutter, sowie der Pförtner Lehrer Volkmann, Corssen, Peter, Koberstein u. s. w.

Über Deine glückliche Beförderung bin ich sehr erstaunt. Ich würde mich nicht wundern, wenn Du auch noch einen Orden erhalten hättest; denn ich kann mir denken, wie gern man Dich als Kriegsmann im Heere zurückhalten möchte.

Zum Schluß ein solonisches Distichon, das sich zum Motto für Bismarck eignet:

ἔστην ἀμφιβαλὼν κρατερὸν σάκος ἀμφοτέροισι,
νικᾶν δ' οὐκ εἴασ' οὐδετέρους ἀδίκως.

„Hab' einen mächtigen Schild vor beide Parteien gestellt: so
Steh' ich und lass' in Gewalt keiner von beiden den Sieg."

Dein Freund F. W. Nietzsche.

Kösen, 11. Oktober 1866.

Nr. 15.

An Freiherrn von Gersdorff.

[Leipzig, Ende Januar 1867.]

Mein lieber Freund,

es war ebenfalls in den ersten Tagen des Januar, wo auch ich in Naumburg an einem Sterbebette stand, an dem einer nahen Verwandten, die nächst Mutter und Schwester die nächsten Anrechte auf meine Liebe und Verehrung hatte, die treulich an meinem Lebenswege Antheil genommen hatte und mit der ein ganzes Stück meiner Vergangenheit und vornehmlich meiner Kindheit von uns gewichen ist. Und doch, als ich Deinen Brief empfieng, mein lieber, armer, schwergetroffner Freund, ergriff mich ein viel heftigerer Schmerz: war doch auch der Unterschied der beiden Sterbefälle so groß. Dort war ein Leben vollbracht, mit guten Handlungen ausgenützt, mit schwachem Körper bis zum Alter getragen: wir hatten alle die Empfindung, daß die Kräfte des Körpers und Geistes verzehrt waren und daß der Tod nur für unsre Liebe zu früh komme. Aber was schied mit Deinem auch von mir stets bewunderten und verehrten Bruder.

Es schied von uns eine jener seltenen, edlen Römernaturen, auf die Rom in seiner besten Zeit stolz gewesen wäre, auf die Du als Bruder noch viel mehr Anrecht hast stolz zu sein. Denn wie selten bringt unsre erbärmliche Zeit solche Heldengestalten hervor.

Aber Du weißt es ja, wie die Alten darüber denken: „Der Götter Lieblinge sterben früh".

Was hätte eine solche Kraft noch thun können. Wie hätte sie als Vorbild eines selbsteignen, rühmlichen Strebens, als Beispiel eines entschiedenen, in sich klaren, um Welt und Weltmeinung unbekümmerten Charakters Tausenden in des Lebens Wirren Stärkung und Trost sein können. Wohl weiß ich, daß dieser vir bonus im schönsten Sinne Dir noch mehr war, daß er Dein anzustrebendes Ideal, wie Du mir oft früher sagtest, Dein sicherer Leitstern für die wechselvollen und durchaus nicht bequemen Bahnen des Lebens war. Vielleicht war dieser Tod der größte Schmerz, der Dich überhaupt treffen konnte.

Nun, lieber Freund, Du hast jetzt — das merke ich an dem Tone Deines Briefes — jetzt selbst an Dir erfahren, warum unser Schopenhauer das Leiden und die Trübsale als ein herrliches Geschick, als den δεύτερος πλοῦς zur Verneinung des Willens preist. Du hast auch die läuternde, innerlich beruhigende und festigende Kraft des Schmerzes erfahren und empfunden. Es ist eine Zeit, in der Du selbst erproben kannst, was wahr ist an der Lehre Schopenhauer's. Wenn das vierte Buch seines Hauptwerkes jetzt auf Dich einen häßlichen, trüben, lästigen Eindruck macht, wenn es nicht die Kraft hat, Dich zu erheben und Dich aus dem äußeren heftigen Schmerze hindurchzuführen zu jener wehmüthigen, aber glücklichen Stimmung, die uns auch beim Anhören edler Musik ergreift, zu jener Stimmung, in der man die irdischen Hüllen von sich abfallen sieht: dann mag

auch ich nichts mehr mit dieser Philosophie zu thun haben. Der Schmerzerfüllte kann und darf allein über solche Dinge ein entscheidendes Wort sagen: wir Anderen, mitten im Strome der Dinge und des Lebens stehend, jene Verneinung des Willens nur ersehnend als ein glückseliges Eiland, wir können es nicht beurtheilen, ob der Trost solcher Philosophie auch für die Zeiten tiefer Trauer ausreicht.

Es wird mir schwer, auf etwas Anderes überzugehen: denn ich weiß nicht, ob Dich nicht Erzählungen über mein Geschick und Ergehen in dieser Stimmung verdrießen. Doch wird Dir lieb sein zu hören, daß Einsiedel und ich in Folge gemeinsamen Schmerzes jetzt öfter zusammengekommen sind und auf Mittel und Wege sinnen, wie wir Dir eine kleine Freude und Erholung verschaffen können. Überhaupt hast Du an Einsiedel einen sehr theilnehmenden und mitfühlenden Freund; soeben habe ich ihm Deinen schönen, ausführlichen und mit herzlichster Liebe geschriebenen Brief vorgelesen. Wir wünschen Beide nichts sehnlicher, als Dich einmal sehen und sprechen zu können.

Mir geht es wohl. Die Arbeit ist groß, aber fruchtbringend, darum erfreuend. Ich schätze ein stetiges und concentrirtes Arbeiten von Tag zu Tage mehr. Augenblicklich versuche ich meine Kräfte an einer Preisaufgabe der hiesigen Universität „de fontibus Diogenis Laertii“; ich habe dabei die wohlthuende Empfindung, nicht erst durch Anlockung von Ehre und Geld auf dies Thema gekommen zu sein, sondern es mir selbst gestellt zu haben. Das wußte Ritschl und war so gefällig, nachher dies Thema als

Preisaufgabe vorzuschlagen. Ich habe einige Mitstreiter, wenn ich recht berichtet bin: doch habe ich in diesem Falle nicht geringes Selbstvertrauen, da ich bis jetzt lauter sehr schöne Resultate gefunden habe. Schließlich kommt es allein auf Förderung der Wissenschaft an: sollte ein Anderer noch mehr gefunden haben, so soll mich dies nicht sehr kränken.

Von Deussen habe ich im neuen Jahre Nachricht: er ist wieder Philolog, bravo: und empfindet, wie er selbst schreibt, wieder festen Boden unter sich. Er studirt in Bonn und scheint allmählich in das Fahrwasser zu kommen. Er schickte mir seine Übersetzung eines französischen Buches: „Theodor Parker's Biographie" mit, mit der er sich Geld verdient hat.

Zum Schluß, lieber Freund, bitte ich Dich um Eins: belästige Dich nicht mit Briefschreiben. In kurzer Zeit bekommst Du von mir wieder Nachricht in einem recht ausführlichen Briefe, den heute zu schreiben mir nicht möglich ist. Dasselbe läßt Dir auch Einsiedel sagen.

Ich schließe mit einem warmen Lebewohl und einem Spruch des Aristoteles:

τί γάρ ἐστιν ἄνθρωπος; ἀσθενείας ὑπόδειγμα, καιροῦ λάφυρον, τύχης παίγνιον, μεταπτώσεως εἰκών, φθόνου καὶ συμφορᾶς πλάστιγξ.

Dein treuer, gleichfalls tief getroffner Freund

Friedrich Nietzsche.

Leipzig, Mittwoch.

Nr. 16.

An Freiherrn von Gersdorff.

[Leipzig, Februar 1867.]

Lieber Freund,

wenn Du nicht in der Stimmung bist, eine Anzahl von seltsamen Dingen anhören zu können, so lege den Brief bei Seite und verspare ihn Dir für eine andere Stunde.

Heute war nämlich die große Leipziger Wahlschlacht, die Entscheidung eines mit allen Mitteln geführten Parteienkampfes, heute ist das Schlußwort in der Sache Stephani gegen v. Wächter gesprochen worden. Wie es ausfiel, will ich noch nicht verrathen.

Du kennst das Ergebniß der ersten Wahl: unser Vertreter, der vortreffliche, makellose vir strenuus Stephani (neuerdings St. Stephan in den Inseraten des Tageblattes genannt) siegte mit 1000 Stimmen über den Hort des sächsischen Partikularismus Herrn von Wächter: jedoch war dieser Sieg nicht ausreichend, es fehlte an circa 200 Stimmen an einer absoluten Majorität. Also mußte eine engere Wahl vorgenommen werden, bei der die Kämpen einer dritten und einer vierten Partei, Würkert und Wuttke, gar nicht mehr in Betracht kamen. Diese Beiden sind also recht jämmerlich durchgefallen, am meisten Wuttke, genannt „das Reichswiesel", der von einer sogenannten

Volkspartei, im Grunde von den tollsten Preußenfressern auf den Schild gehoben war und mit circa 300 Stimmzetteln von demselben wieder herunterfiel. Das Organ dieser schwarzgelben Färbung ist die „Sächsische Zeitung", ehedem „Abendpost".

Würkert, groß, wie das Tageblatt sagt, als Bierwirth, Mensch, Gefangener, Dichter, Redner, wurde von den Lasalleanern in der 12. Stunde aufgestellt und mit einer solchen Fluth von Reklame aufgeschwemmt, daß er selbst an seiner Wahl nicht zweifelte. Ihm zu Ehren wurde eines Sonntags um 11 Uhr eine Volksversammlung unter freiem Himmel veranstaltet, die nach mäßiger Berechnung von 12000 bis 15000 Menschen besucht wurde. Er hielt mit vortrefflichem weittönenden Organ, mit antiker Schwenkung seines Kutschermantels eine Wahlrede, mit kräftigen Worten über höchst unkräftige und unreale Dinge, z. B. über einen europäischen Arbeiterstaat, ließ sodann über seine Wahl abstimmen und erklärte, daß er gegen 4 Stimmen von der ganzen Versammlung gewählt sei. Dies war eine optische Täuschung: denn am Tage der Wahl hatte er c. 900 Stimmen für sich.

Jetzt kam Alles auf die durchgefallnen Parteien und ihre neue Stellung an. Die Agitation wurde wirklich großartig: wo man gieng oder stand, drückte einem ein Dienstmann ein Programm, ein Pamphlet, eine Ermahnung in die Hand, selbst in das Haus wurden die Zettel getragen: das Tageblatt und die Nachrichten strotzten von Annoncen.

Ich glaube nicht, daß ein Gesichtspunkt noch übrig ist, aus dem noch Agitationsblei zu schmelzen

wäre. An Übertreibungen fehlte es nicht, z. B. wurde Wächter ein alter Mann genannt, dessen Gehirn nach Bock einen Stoffwechsel durchgemacht habe und der deshalb nicht mehr politisch fähig sei. Oder man benutzte eine Rede Stephani's, worin er versprach, als Vicebürgermeister seinen Verpflichtungen nachzukommen, aber eine Wahl, wenn sie auf ihn ohne sein Zuthun fallen würde, annehmen zu wollen, und ließ den zweiten Satz weg, sodaß es scheinen mochte, als ob Stephani eine Wahl ablehne. Kurz, moralische und unmoralische Mittel, Stempel, Dienstmänner, Verleumdungen, riesige Maueranschläge, Fahnen mit den betreffenden Namen, alles war in Bewegung gesetzt — für den heutigen Tag.

Dieser war trübe und nebelig. An den Wahlstätten lagerten müßige Volksschichten, flatterten die Fahnen, knarrten die Stempelpressen, strahlten in bunten Farben die Plakate. Nachmittags giengen wir zu drei in das Rosenthal und kamen auf den Einfall, das Orakel über den Ausgang zu befragen. Nach allen nur denkbaren Versuchen gab es immer *ein* Resultat: wenn ein Rabe krächzend flog, wenn wir fragten, ob Mann oder Weib zuerst uns begegnen würden, ob eine aufrecht geworfne Münze die Bildseite zeige u. s. w., immer antwortete uns der „Zufall": „*Wächter*"; was uns in heitre Stimmung brachte, sodaß wir einen jungen Philologen, der uns begegnete, mit unsrer Orakelweisheit zu bethören suchten und ihm sagten, daß Wächter gewählt sei:

„Weiß schon, sagte das Unglückskind, mit 1000 Stimmen Majorität."

Und so ist es. Inzwischen hat sich die Wächter'sche Partei um 2000 Stimmen vermehrt. Wir sind unterlegen. Der Vetter triumphirt, der Partikularismus schwingt die Fahne des Siegs.

Nun einiges Persönliche. Denn politische Dinge möchte ich nicht berühren — aus begreiflichen Gründen. Einstweilen also bleibe ich noch hier und zwar denke ich dabei sowohl an das nächste als das nächstfolgende Semester. Im Grunde bin ich sehr wenig genirt (wenn mich nur der Kriegsstand nicht noch genirt!), lebe ein behagliches Dasein, soweit dies in einer solchen Welt möglich ist, habe gute Freunde und getreue Nachbarn und gute Lehrer, sitze täglich bei Kintschy mit Kohl und Rohde zusammen, die jetzt meinen nächsten Umgang bilden, bin für unsern philologischen Verein nach Kräften thätig, kaufe mir sehr viel philologische Bücher, finde ab und zu einen leidlichen Gedanken und arbeite etwas unruhig. Thematen, die mich beschäftigen, sind

„de Laertii Diogenis fontibus",

„über die Büchertitel bei den Alten",

im Hintergrunde schwebt ein Plan zu einer kritischen Geschichte der griechischen Litteratur. Wenn ich Dir eine Lektüre empfehlen darf, die Dich zugleich an das Alterthum fesselt und an Schopenhauer erinnert, so nimm einmal die epistulae morales des Seneka vor.

Schließlich kommt das, was den Anfang meines Briefes hätte machen sollen, mein Dank für Deinen lieben Brief, den ich aus mehreren Gründen ganz besonders schätze. Erstens weil weder ich, noch irgend

Jemand von Dir jetzt Briefe erwartet, da wir vielmehr erfreut und dankbar sind, wenn Du nur Lust und Stimmung hast, unsre Briefe zu lesen. Zweitens aber war mir besonders Dein Bekenntniß zu unserm Philosophen lieb und werth, da es in einer Zeit ernster und schwerer Erfahrungen, entscheidender Schicksalsschläge gesprochen worden ist.

Fromme Menschen glauben, daß alle Leiden und Unfälle, die sie treffen, mit genauester Absichtlichkeit auf sie berechnet sind, sodaß der und jener Gedanke, dieser gute Vorsatz, diese Erkenntniß in ihnen geweckt werden sollte. Uns fehlen zu einem solchen Glauben die Voraussetzungen. Wohl aber steht es in unsrer Gewalt, jedes Ereigniß, kleine und große Unfälle für unsre Besserung und Tüchtigung zu benutzen und gleichsam auszusaugen. Die Absichtlichkeit des Schicksals des Einzelnen ist keine Fabel, wenn wir sie also verstehen. *Wir* haben das Schicksal *absichtlich* auszunützen: denn an und für sich sind Ereignisse leere Hülsen. Auf unsre Verfassung kommt es dabei an: den Werth, den *wir* einem Ereigniß beilegen, hat es für uns. Gedankenlose und unmoralische Menschen wissen nichts von einer solchen Absichtlichkeit des Schicksals. An ihnen haften eben Ereignisse nicht. *Wir* aber wollen aus ihnen lernen: und jemehr sich unser Wissen in sittlichen Dingen mehrt und vervollständigt, umso mehr werden auch die Ereignisse, die uns getroffen haben, einen festgeschlossnen Kreis bilden oder vielmehr zu bilden scheinen. Du weißt, lieber Freund, was diese Reflexion soll.

Heute nehme ich von Dir Abschied, indem ich noch Einsiedel's, meines Vetters, sowie auch meiner Mutter theilnehmende Grüße verzeichne.

Dein treuer Freund

Friedrich N.

Nr. 17.

An Paul Deussen.

[Naumburg, 4. April 1867.]

Mein lieber Freund,

als ich Deinen vorletzten Brief von Naumburg aus geschickt bekam, hatte ich sehr angenehme Empfindungen. An demselben Morgen hatte ich schon andre Briefe bekommen und sonst Dinge erlebt, ich weiß nicht mehr was, die mich sehr glücklich stimmten. Ich hatte einen glücklichen Tag, aber das Hauptereigniß war für mich Dein Brief oder vielmehr die Nachrichten, der Ton, die Hoffnungen, die Entschlüsse Deines Briefes. Allerdings lachte ich mich im Stillen aus, daß ich noch vor wenig Tagen an eben denselben Menschen, der so zuversichtlich, sicher und auf festen Boden gestellt an mich schreibt, eine lange Epistel voller Wünsche und Aufforderungen geschickt hatte. Dieser Brief war an ein Phantom gerichtet: mein heutiger gilt endlich wieder dem Menschen, dem lieben Freunde und Philologen, der sich selbst und sein

Studium wiedergefunden hat, der aus dem Irrgarten theologischer Scrupel zurückgekehrt ist, um seine Hochzeit mit der Philologia zu feiern. Jener liebe Freund hat mir auch schon in seinem letzten Briefe die glückliche Entbindung seiner Frau mitgetheilt, sodaß über das Glück jener Ehe gar kein Zweifel sein kann.

Wirklich, lieber Paul, selbst wenn Deine Briefe nicht so viel Verführungen und Lockungen meiner Eitelkeit enthielten, wenn ihr ganzer Inhalt in den Satz zusammengefaßt wäre „ich bin Philologe, arbeite das und das und bin zufriedner als je", so würden sie für mich auch dann die liebsten Genüsse und erhebendsten Freuden sein, die ich kenne. Der Gedanke ist mir allzu wohlthuend, nicht mehr zwischen uns hebräische Nebel zu haben, die uns verhindern, in rechter Gedankengemeinsamkeit miteinander durch das Leben zu gehen.

Heute nun erfülle ich zunächst Deinen Wunsch und schreibe ein philologisches Billet. Das Lexikon von W. Böttticher ist für Dich unentbehrlich, weil es einen Artikel besitzt über den Ablativus mit sehr schätzbaren und reichen Zusammenstellungen; wenn man auch die Citate immer erst prüfen muß, da die Collationen, denen Böttticher folgte, nichts taugten. Aber es muß auch noch Spezialarbeiten über den Taciteischen Ablativ geben, Gott weiß aber wo. Ich habe leider keine bibliographischen Handbücher. Über den Genitiv hat gut gehandelt ein gewisser Zernial. Sehr nützlich soll eine Arbeit von Dräger sein „Die Taciteische Syntax". Auch vom Dr. Schmidt in Jena, dem Schildknappen Lucian Müller's, ist ganz

kürzlich eine Schrift über ſyntaktiſche Eigenheiten des Tacitus erſchienen, die ſehr gerühmt wird. Autorität in ſolchen Fragen ſcheint übrigens E. Wölfflin in Winterthur zu ſein, der vor Kurzem im „Philologus“ einen Jahresbericht über derartige Fragen gab. Darin hat mir beſonders der Nachweis gefallen, daß derartige Sammlungen ſtreng nach der chronologiſchen Folge der Taciteiſchen Schriften angelegt werden müſſen, weil der usus des Tacitus ſich in vielen kleinen Dingen verändert hat. Jedenfalls ſtehſt Du, lieber Freund, mit ſolchen Unterſuchungen auf einem gefährlichen Terrain, weil Du nach ſehr viel Anſtrengung plötzlich die Entdeckung machen kannſt, daß Deine Mühe unnütz, wenigſtens für die Wiſſenſchaft, war. Wenn ich Dir aber einen Schriftſteller nennen darf, wo derartige ſchätzenswerthe Einzelunterſuchungen noch nicht einmal begonnen ſind, ſo meine ich Ammian Marcellin. Ebenſo ergebnißreich, denke ich, werden Ablativſtudien im Apuleius ſein. Welche Erweiterungen des Ablativgebrauchs verſchafft ſich doch die afrikaniſche Latinität? Ich weiß nichts davon und kenne auch niemanden, der dieſes Gebiet irgendwie inne hat.

Da Du zu Deinen anderen Studien auch den Photius benutzt haſt, ſo wird bei Dir wohl etwas Intereſſe für deſſen *βιβλιοθήκη* hängen geblieben ſein. Hier haben wir wirklich eine vernachläſſigte Provinz. Ich weiß nicht, ob die Textkritik hier noch viel zu thun hat, aber ich glaube es (vielleicht iſt in eben jenem cod. 176 ſtatt *τήν τε ἕκτην καὶ ἑβδόμην καὶ δὴ καὶ τὴν ἑνάτην* scil. *διαπεπτωκέναι ἔφησάν τινες*

zu schreiben: ἑβδόμην καὶ ὀγδόην καὶ κτλ. Es ist wohl ein τεῦχος von 4 Büchern verloren gegangen). Doch das meine ich nicht. Es läßt sich aber sehr viel aus den bibliographischen Angaben des Photius schließen und lernen. Die Gelehrsamkeit, die er mitunter zeigt, wird entweder aus den Prologen der Bücher selbst stammen oder sie ist nachweisbar aus einem früher beschriebenen Buche entnommen. So mache ich Dich auf eine Stelle aus der Beschreibung der ἐκλογαὶ Sopater's aufmerksam cod. 161 p. 177 H. Hier scheint die Quelle zu sein für seine Kenntnisse über Lebensumstände der Redner, die zumeist wörtlich mit der pseudoplutarchischen Schrift de decem orat. vit. stimmen. Daraus ist nur zu lernen, daß schon Sopater nicht mehr den Verfasser jener Schrift kannte, die Schäfer mit Sicherheit dem Plutarch abspricht.

Doch wir haben Wichtigeres zu thun, als über Photios zu sprechen. Zunächst vernimm, daß ich nicht von Leipzig fortgehe, daß also ein gemeinsamer Berliner Aufenthalt einstweilen zu den Unwahrscheinlichkeiten gehört.

Du glaubst nicht, wie persönlich ich an Ritschl gekettet bin, sodaß ich mich nicht losreißen kann und mag. Dazu habe ich immer die traurige Empfindung, daß allzu lange sein Leben nicht mehr hingesponnen wird; ich fürchte, es geht einmal schnell zu Ende. Du kannst nicht ahnen, wie dieser Mann für jeden Einzelnen, den er lieb hat, denkt, sorgt und arbeitet, wie er meine Wünsche, die ich oft kaum auszusprechen wage, zu erfüllen weiß und wie wiederum sein Umgang so frei von jenem zopfigen Hochmuth

und jener vorsichtigen Zurückhaltung ist, die so vielen Gelehrten eigen ist. Ja, er giebt sich sehr frei und unbefangen, und ich weiß, daß solche Naturen sehr oft anstoßen müssen. Es ist der einzige Mensch, dessen Tadel ich gern höre, weil alle seine Urtheile so gesund und kräftig, von solchem Takte für die Wahrheit sind, daß er eine Art wissenschaftliches Gewissen für mich ist.

Also: ich bleibe noch etwas in seiner Nähe. Meine Aussichten in die Zukunft sind unbestimmt, somit ziemlich günstig. Denn nur die Gewißheit ist schrecklich. Mein Bestreben geht dahin, mir jährlich auf eine ehrenhafte und wenig Zeit raubende Weise ein paar hundert Thaler zu erwerben, damit mir aber für eine Reihe von Jahren die Freiheit meiner Existenz zu wahren. Z. B. will ich gern etwa im Anfang nächsten Jahres nach Paris gehen und dort ein Jahr an der Bibliothek arbeiten. Doch das wird Dich nicht interessiren, mehr vielleicht, was und wie ich jetzt arbeite. Denn daß man in Briefen an Freunde von sich und seinen Erfahrungen spricht, ist nicht nur zulässig, sondern auch wünschenswerth. Briefe sind eben subjektive Stimmungsbilder.

Meine Laertiusarbeit wird in diesen Wochen niedergeschrieben. Mein Bestreben ist diesmal, das logische Grundgerippe nicht so sichtbar durchblicken zu lassen, wie dies in meiner mitfolgenden Theognis-studie der Fall ist. Dies ist übrigens sehr schwer. Wenigstens für mich. Ich möchte derartigen Dingen ein etwas künstlerisches Kleid geben. Du wirst meinen Eifer lächerlich finden, mit dem ich Farben reibe,

überhaupt mich anstrenge, einen leidlichen Stil zu schreiben. Aber es ist nöthig, nachdem ich mich so lange vernachlässigt habe. Sodann vermeide ich möglichst streng die Gelehrsamkeit, die nicht nöthig ist. Das kostet auch manche Selbstüberwindung. Denn manches superfluum muß hinweggeschnitten werden, das uns gerade sehr gefällt. Eine strenge Exposition der Beweise, in leichter und gefälliger Darstellung, womöglich ohne jeden morosen Ernst und jene citatenreiche Gelehrsamkeit, die so billig ist: das sind meine Wünsche.

Das Schwerste ist immer, den Gesammtconnex von Gründen, kurz den Riß des Gebäudes zu finden. Dies ist eine Arbeit, die im Bett und auf Spaziergängen sich oft besser macht als am Studirtisch. Das grobe Material zusammen zu schaffen ist eine freundliche Arbeit, ob sie gleich oft etwas Handwerkmäßiges hat. Aber die Erwartung des endlich sich enthüllenden Zauberbildes hält uns munter. Am peinlichsten ist mir die Ausarbeitung, und hier reißt mir sehr oft die Geduld.

Jede größere Arbeit, das wirst Du auch empfunden haben, hat einen ethischen Einfluß. Das Bemühen, einen Stoff zu concentriren und harmonisch zu gestalten, ist ein Stein, der in unser Seelenleben fällt: aus dem engen Kreise werden viele weitere.

Kannst Du mir nicht einmal ganz offen schreiben, lieber Freund, wie viel Du zu Deiner jährlichen Existenz brauchst? Willst Du wirklich so schnell wie möglich und mit beiden Füßen zugleich in das Schulamt hineinspringen? Ich habe den entgegengesetzten

Wunsch: möglichst lange von solchen äußeren Fesseln frei zu sein. Überhaupt bin ich sehr abgeneigt, mich wie eine Maschine mit Kenntnissen zu überladen. Vielleicht studirst Du auch etwas zu viel. Das Liebste ist mir, einen neuen Gesichtspunkt zu finden und mehrere und für diese Stoff zu sammeln. Mein Gehirnsmagen ist ärgerlich über jede Überfüllung. Vieles Lesen stumpft den Kopf entsetzlich ab. Die meisten unsrer Gelehrten würden auch als Gelehrte mehr werth sein, wenn sie nicht zu gelehrt wären. Speise nicht zu starke Mahlzeiten.

Das Berliner Seminar taugt wenig. Ich habe über dasselbe genaue Mittheilungen von einem unsrer ehemaligen Vereinsmitglieder, der diesem Seminar jetzt angehört. Die Behandlung der Studenten ist sehr grob.

Lieber Freund, überlege Dir einmal Folgendes. Du willst nach Berlin gehen und kommst also über Naumburg. Hier besuchst Du mich und theilst mir Deine Gedanken über folgenden Vorschlag mit. Ich kann Dir eine Arbeit, die nebenbei, täglich etwa zwei Stunden, gethan werden kann, zuweisen, die Dir einige Hunderte Thaler erwirbt. Bedingung ist, daß sie in Leipzig gemacht wird. Sie beschäftigt Dich ein halbes Jahr. Du lernst mancherlei dabei. Was Dich sonst in Leipzig erwartet, weißt Du. Ein Jahr in Berlin des Examens wegen zuzubringen, ist ganz unnöthig. Wenn Du darauf eingehst, Du wirst mir's einmal noch danken. Denke nur an Ritschl. Sage niemandem, selbst Deinen verehrten Eltern und Geschwistern nichts von diesem Vorschlag. Laß nur alle

in dem Glauben, daß Du nach Berlin gehest. In Naumburg besprechen wir alles Nähere. Ich reise von hier am 31. dieses Monats ab. Also lieber Freund sei verschwiegen, aber folge mir. Grüße alle, die sich meiner erinnern, und erfreue durch Deinen Besuch Deinen treuen Freund

4. April 1867. F. W. N.

Meine Mutter hat sich sehr über Deinen lieben und heiteren Brief gefreut und sagt Dir ihren besten Dank.

Gersdorff, der mir immer sehr nahe steht, ist jetzt Offizier in Spandau. Vom Tode seines ältesten, auch von Dir besungenen Bruders weißt Du. Von Mushacke habe ich immer nur gute Nachrichten. Unser philologischer Verein in Leipzig blüht.

Nr. 18.

An Freiherrn von Gersdorff.

[Naumburg, 6. April 1867.]

Mein lieber Freund,

mein langes Stillschweigen hat Gott weiß worin seine Ursache. Denn nie bin ich dankbarer und freudiger gestimmt, als wenn Deine Briefe ankommen und mir von Deinen Erlebnissen und Stimmungen treue Kunde geben. Sehr oft kommt die Gelegenheit,

von Dir zu sprechen; als welche ich nie vorübergehen lasse. Noch häufiger läuft mein Gedanke zu Dir, wenn ich gerade mitten drin in Büchern stecke und an alle möglichen gelehrten Dinge denken sollte, die Dir mit Recht etwas abschmeckend sind. Und trotzdem schreibe ich nicht. Mitunter wundere ich mich selbst darüber. Jetzt eben fällt mir ein, was der Grund sein wird. Die Hand, die den ganzen Tag schreibt, das Auge, das von früh bis Abend weißes Papier schwarz werden sieht, verlangt nach Abwechslung oder Ruhe. Heute aber am ganzen Nachmittag mußten Suidas und Laertius warten, weil ich Besuch hatte: darum werden sie auch heute Abend warten müssen. Warum geben sie ihr Regiment aus den Händen? Mögen sie nun den Nachtheil haben, ich habe wenigstens einen Vortheil dabei, ich kann mich mit meinem lieben Freunde brieflich unterhalten und brauche nicht die beiden alten Knaben zu beaufsichtigen, deren Thorheiten mich für gewöhnlich beschäftigen.

In diesen Ferien nämlich will ich meine Arbeit über die Quellen des Laertius zu Papier bringen und stehe jetzt noch ziemlich in den Anfängen. Ich will zu Deiner Belustigung gestehen, was mir die meiste Mühe und Sorge macht: mein deutscher Stil (vom lateinischen nicht zu reden: habe ich mich mit der Muttersprache auseinandergesetzt, so sollen auch fremde Sprachen daran kommen). Mir fallen die Schuppen von den Augen: ich lebte allzulange in einer stilistischen Unschuld. Der kategorische Imperativ „Du sollst und mußt schreiben" hat mich aufgeweckt.

Ich suchte nämlich, was ich nie gesucht hatte außer auf dem Gymnasium: gut zu schreiben, und plötzlich erlahmte die Feder in der Hand. Ich konnte es nicht und ärgerte mich. Dazu dröhnten mir die Ohren von Lessing'schen, Lichtenberg'schen, Schopenhauer'schen Stilvorschriften. Ein Trost war mir immer, daß diese drei Auktoritäten einstimmig behaupten, es sei schwer gut zu schreiben, von Natur habe kein Mensch einen guten Stil, man müsse arbeiten und hartes Holz bohren, ihn zu erwerben. Ich möchte wahrhaftig nicht wieder so hölzern und trocken, nach der logischen Schnürbrust schreiben, wie ich es z. B. in meinem Theognisaufsatz gethan habe: an dessen Wiege keine Grazien gesessen haben (vielmehr brummte es aus der Ferne wie von Königgrätz her). Es wäre sehr unglücklich, nicht besser schreiben zu können und es doch warm zu wünschen. Vor allem müssen wieder einige muntere Geister in meinem Stil entfesselt werden, ich muß darauf wie auf einer Claviatur spielen lernen, aber nicht nur eingelernte Stücke, sondern freie Phantasieen, so frei wie möglich, aber doch immer logisch und schön.

Zweitens beunruhigt mich ein andrer Wunsch. Einer meiner ältesten Freunde, Wilhelm Pinder aus Naumburg, steht jetzt dicht vor seinem ersten juristischen Examen; die wohlbekannten Ängste in solchen Zeitläuften kennen wir auch. Aber was mir gefällt, ja mich zur Nachahmung anstachelt, liegt nicht im Examen, sondern in der Vorbereitung dazu. Wie nützlich, ja wie erhebend muß es sein, etwa in einem Semester alle Disciplinen seiner Wissenschaft an sich

vorüber marschiren zu lassen und somit wirklich einmal eine Gesammtanschauung über dieselbe zu bekommen. Ist es nicht ebenso, als ob ein Offizier, stets nur gewöhnt seine Compagnie einzuexerciren, plötzlich in einer Schlacht zum Begriffe dessen kommt, was seine kleinen Bemühungen für große Früchte zeitigen können. Denn wir wollen es nicht leugnen, jene erhebende Gesammtanschauung des Alterthums fehlt den meisten Philologen, weil sie sich zu nahe vor das Bild stellen und einen Ölfleck untersuchen, anstatt die großen und kühnen Züge des ganzen Gemäldes zu bewundern und — was mehr ist — zu genießen. Wann, frage ich, haben wir doch einmal jenen reinen Genuß unsrer Alterthumsstudien, von dem wir leider oft genug reden.

Drittens ist überhaupt unsre ganze Art zu arbeiten entsetzlich. Die 100 Bücher vor mir auf dem Tische sind eben so viele Zangen, die den Nerv des selbständigen Denkens ausglühen. Ich glaube, lieber Freund, Du hast mit kühnem Griff das allerbeste Loos erwählt. Nämlich einen wirksamen Contrast, eine umgedrehte Anschauungsweise, eine entgegengesetzte Stellung zum Leben, zum Menschen, zur Arbeit, zur Pflicht. Ich lobe wahrhaftig damit nicht Deinen jetzigen Beruf als solchen, sondern nur, soweit er Negation Deines vorigen Lebens, Strebens, Denkens war. Unter solchen Contrasten bleibt Seele und Leib gesund und bringt nicht jene nothwendigen Krankheitsformen hervor, die sowohl das Übergewicht gelehrter Thätigkeit, als das übermäßige Vorherrschen der körperlichen erzeugen, die der Gelehrte so gut als

der Bauerntölpel hat. Nur daß bei diesem diese Krankheiten anders sich zeigen als bei jenem. Die Griechen waren keine Gelehrten, sie waren aber auch nicht geistlose Turner. Müssen wir denn so nothwendig eine Wahl zwischen der einen oder andern Seite treffen, ist vielleicht hier auch durch das „Christenthum" ein Riß in die Menschennatur gekommen, den das Volk der Harmonie nicht kannte? Sollte nicht das Bild eines Sophokles jeden „Gelehrten" beschämen, der so elegant zu tanzen und Ball zu schlagen verstand und dabei doch auch einige Geistesfertigkeiten aufzeigte. Doch es geht uns in diesen Dingen, wie es uns im ganzen Leben geht: wir bringen es schon zur Erkennung eines Übelstandes, aber damit ist auch noch kein Finger gerührt, ihn zu beseitigen. Und hier könnte ich wirklich ein viertes Lamento beginnen: als welches ich vor meinem militärischen Freunde zurückhalte. Denn einem Krieger müssen solche Klagen viel mehr zuwider sein, als einem Stubenhocker, als ich jetzt bin.

Da fällt mir eine jüngsterlebte Geschichte ein, die zwar eine Illustration der gelehrten Krankheitsformen ist und als solche verschwiegen werden dürfte, die Dich aber amüsiren wird, weil sie nur die Übersetzung des Schopenhauer'schen Aufsatzes „über die Philosophieprofessoren" in die Wirklichkeit zu sein scheint.

Es giebt eine Stadt, in der ein junger Mann, mit besonderen Denkfähigkeiten ausgerüstet und besonders zu philosophischer Spekulation befähigt, den Plan faßt, sich die Doktorwürde zu erwerben. Zu

diesem Zwecke stellt er sein in einigen Jahren mühsam zusammengedachtes System „über die Grundschemen der Vorstellung" zusammen und ist glücklich und stolz, es gethan zu haben. Mit solchen Gefühlen überreicht er es der philosophischen Fakultät jenes Ortes, an dem sich zufällig eine Universität befindet. Zwei Philosophieprofessoren haben ihr Gutachten abzugeben und geben es dahin ab, daß der eine äußert, die Arbeit zeige Geist, aber vertrete Anschauungen, die hier gar nicht gelehrt würden, der andre aber erklärt, die Ansichten entsprächen nicht dem gemeinen Menschenverstand und wären paradox. Somit wurde die Arbeit zurückgewiesen und dem Betreffenden der Doktorhut nicht aufgesetzt. Glücklicherweise ist der Betroffene nicht demüthig genug, in diesem Urtheil die Stimme der Weisheit zu hören, ja ist so übermüthig zu behaupten, daß eine gewisse philosophische Fakultät die philosophische facultas vermissen lasse.

Kurzum, lieber Freund, man kann nicht selbständig genug seine Bahnen gehn. Die Wahrheit wohnt selten dort, wo man ihr Tempel gebaut und Priester ordinirt hat. Was wir gut oder dumm machen, das haben wir auszubaden, nicht diejenigen, die uns den guten oder dummen Rath ertheilen. Man lasse uns doch wenigstens das Vergnügen, eine Dummheit aus freien Stücken zu begehen. Ein allgemeines Recept, wie jedem Menschen zu helfen ist, giebt es nicht. Man muß an sich selbst sein Arzt sein, zugleich aber auch an sich die ärztlichen Erfahrungen sammeln. Wir denken wirklich an unser Wohl zu

wenig: unser Egoismus ist nicht klug genug, unsre Vernunft nicht egoistisch genug.

Damit, lieber Freund, sei es heute genug. Leider habe ich Dir gar nichts „Solides", „Reelles" oder wie sonst die Schlagwörter der jungen Kaufleute heißen, zu berichten: aber Du wirst auch nicht darnach verlangen. Daß ich mich mit Dir freue, wenn Du einen unsrer Gesinnungsgenossen entdeckst und dazu noch so einen tüchtigen und liebenswerthen, wie Krüger — das versteht sich. Unsre Freimaurerei mehrt sich und breitet sich aus, obschon ohne Abzeichen, Mysterien und Bekenntnißformeln.

Es ist späte Nacht, und draußen heult der Wind. Du weißt, daß ich in Leipzig auch im nächsten Semester bleiben werde. Meine Wünsche tragen mich, den Philologen, nach Paris in die kaiserliche Bibliothek, wohin ich vielleicht im nächsten Jahre abgehe, wenn bis dahin der Vulkan nicht ausgebrochen ist. Mich, den Menschen, aber tragen meine Gedanken oft genug und so auch heute Nacht zu Dir, dem ich hiermit von Herzen „Gute Nacht" sage.

Friedrich Nietzsche
in treuer Freundschaft.

Naumburg den 6. April: als welchen Ort ich am 30. April verlassen werde. Meine neue Wohnung in Leipzig, Weststraße 59, 2. Etage.

Nr. 19.

An Paul Deussen.

[Leipzig, 1. August 1867.]

Mein lieber Freund,

Dein Vorschlag ist so freundschaftlich und so weit abliegend von jener breiten Straße des Egoismus, daß ich ihn nicht annehmen kann.

Zudem werde ich die Ferien doch wohl in Naumburg verleben, nachdem ich eine längere Reise in die bayrischen Alpen und Salzburg mit meinem Freunde Rohde gemacht haben werde.

Ich lese, daß es Dir gut geht, und fühle den zufriednen Ton Deines Briefes. Du wirst mir viel zu erzählen haben. Kürzlich dachte ich gerade an Dich lebhaft, als in mir der Gedanke aufstieg, in Berlin einen philologischen Verein zu gründen. Dieser Plan wird von Stapel laufen, so sicher mich der Sklave, der hinter mir mein Hab und Gut einpackt, bestiehlt.

Leb wohl, lieber Freund. Sage Allen, die mich kennen, meine Grüße, und genieße Deinen Plato wie ein Mann, dem das Alterthum trotz der Philologie noch nicht verleidet ist.

Dein

Leipzig, 1. August. Fritz Nietzsche.

6*

Nr. 20.

An Paul Deussen.

[Naumburg, Ende 1867.]

Mein lieber Freund,

eine Fluth von Gründen bestimmt mich Dir zu schreiben, Pflichten der Dankbarkeit für gastfreundliche Aufnahme und für einen warm empfundenen und inhaltsreichen Brief, vor allem aber der eigne Wunsch, Dich nicht länger im Unklaren zu lassen über mein Befinden in einem Stande, der meinem sonstigen Denken und Treiben fremdartig genug ist.

Du wirst ja durch Mushacke's Freundlichkeit gehört haben, daß ich nach einem kraftlosen Versuche, an den Wänden des Schicksals hinan und drüber weg zu klettern, mich ergab und fortan Kanonier war. Insgleichen wird Dir deutlich sein, daß der Dienst bei der reitenden Artillerie als der schwerste Soldatendienst gilt und daß dem wirklich so ist. Wir müssen zu Fuß, zu Pferde und am Geschütz ausgebildet werden; und um Dir recht einfach vor die Seele zu führen, was dies für Zeit verlangt, so wisse, daß ich jeden Tag durchschnittlich von 7 Uhr Morgens bis ca. 6 Abends dienstlich beschäftigt bin, eine halbe Stunde des Mittags abgerechnet. Die andre Zeit, d. h. den Morgen von $^3/_4$5 bis 7 und Abends verwende ich zur Aneignung der militärischen

Kenntnisse, die ein Offiziersexamen in so reichem Maße beansprucht, und zum Weitertreiben derjenigen philologischen Arbeit, deren Vollendung ich bis zu einem naheliegenden Termine versprochen habe.

Also Arbeiten mit vollen Segeln, körperlich und geistig, in der Reitbahn und im Turnier der Gedanken, am Geschütz und mit den Geschossen der Logik, auf dem Exercirplatz und in der Denkschule der Alten.

Mein lieber Freund, um eine Apologie Schopenhauer's zu schreiben, die Du durch Deinen Brief herausforderst, habe ich nur das Faktum mitzutheilen, daß ich diesem Leben frei und muthvoll in's Antlitz schaue, nachdem meine Füße einen Grund gefunden haben. „Die Wasser der Trübsal", um in Bildern zu reden, bringen mich nicht von meinem Pfade ab, denn sie gehen mir nicht mehr über den Kopf.

Das ist natürlich nichts als eine ganz individuelle Apologie. Aber so stehen wir nun einmal. Wer mir Schopenhauer durch Gründe widerlegen will, dem raune ich in's Ohr: „Aber, lieber Mann, Weltanschauungen werden weder durch Logik geschaffen, noch vernichtet. Ich fühle mich heimisch in jenem Dunstkreis, Du in jenem. Laß mir doch meine eigne Nase, wie ich Dir die Deinige nicht nehmen werde."

Mitunter zwar werde ich ärgerlich, wenn ich zeitgenössische Philosophen höre oder lese und ihren Ruf bemerke, und frage eindringlich wie jener bekannte Hamlet seine Mutter fragte „Habt ihr Augen? Habt ihr Augen?" Ich meine, sie haben keine; aber ich

kann mich irren und die meinigen sind vielleicht zu kurzsichtig, daß ich einen Esel und ein Pferd verwechsle. Aber sei es so: wenn ein Sklave im Gefängniß träumt, er sei frei und entbunden seiner Knechtschaft, wer wird so hartherzig sein, ihn zu wecken und ihm zu sagen, daß es ein Traum sei. Wer wird es sein? Nur ein Büttel; und weder ich, noch Du werden Lust haben, dessen Rolle zu spielen.

Das Beste, was wir haben, sich Eins zu fühlen mit einem großen Geiste, sympathisch auf seine Ideengänge eingehen zu können, eine Heimat des Gedankens, eine Zufluchtsstätte für trübe Stunden gefunden zu haben — wir werden dies Andern nicht rauben wollen, wir werden es uns selbst nicht rauben lassen. Sei es ein Irrthum, sei es eine Lüge*)

Nr. 21.

An Freiherrn von Gersdorff.

[Naumburg, 24. Nov. und 1. Dez. 1867.]

Mein lieber Freund,

seltsam! Man besorgt Briefe über Geschäftsdinge und an gleichgültigere Personen weit pünktlicher, als an seine vertrauten Freunde. Wie manche Zeile habe ich im Laufe dieses Sommers geschrieben, jede mit dem Bewußtsein, daß es jemanden giebt, der schon lange und suo iure einen ausführlichen Brief meiner-

*) Der fortfahrende 2. Briefbogen fehlt.

seits erwartet. Wie viele Brieffragmente finde ich unter meinen Papieren, einige ganze Seiten, andre nur Überschriften enthaltend; nichts aber ist zu Ende gekommen, weil die Fülle von Arbeiten und Ereignissen das unfertige Blatt wieder durchstrich, und mir die Lust fehlte, Dir obsolete Dinge und Stimmungen zu schildern. Laß mich jetzt im raschen Überblick über jenen Sommer hinwegeilen, damit ich bei der Gegenwart verweilen kann, einer Gegenwart, in die Du Dich hineinfühlen wirst, da Du durchaus Ähnliches durchgelebt hast als ich jetzt erlebe.

Dieser Sommer, der letzte, den ich in Leipzig verlebte — nämlich der zweite — nahm mich kräftig in Anspruch. Du weißt, daß ich mich um das gestellte Preisthema de fontibus Laertii Diogenis bemühte. Dies ist mir auch nach Wunsch gelungen; eine Menge hübscher, zum Theil wichtiger — d. h. nach unserm Maßstabe wichtiger — Ergebnisse ist herausgekommen, und zum Schluß kam auch das gehoffte Urtheil der Fakultät. Darf ich Dir einige Zeilen aus dem iudicium Ritschl's darüber mittheilen: über die ich mich sehr freue, weil sie mich ermuthigen und auf einer Bahn forttreiben, von der ich mitunter aus Skepticismus abzuweichen in Versuchung bin. Also heißt es nach Angabe meines Namens und meines Motto's (*γένοι' οἷος ἐσσί*): ‚ita rem egit ut Ordinis expectationi non tantum satisfecerit, verum eam superaverit. Tanta enim in hac commentatione cum doctrinae e fontibus haustae copia tum sani maturique iudicii subtilitas enitet, coniuncta ea cum probabili et disserendi perspicuitate et dicendi

genuina simplicitate, ut non modo insigniore laude scriptoris indoles et industria dignae videantur, sed plurimum emolumenti in ipsas litteras, philosophorum potissimum Graecorum historiam et plenius et rectius cognoscendam, ex illius opera redundare existimandum sit —'; als welches Urtheil vor dichtgedrängter Aula bekannt gemacht wurde. Leider konnte ich nicht anwesend sein; was mich um so mehr schmerzte, als der philologische Verein mir, seinem Gründer und Expräsidenten, ein *συμπόσιον* bei Simmer veranstalten wollte, zu dem auch Vater Ritschl sein Kommen zugesagt hatte. — Jene Arbeit beschäftigte mich bis in den Anfang des August hinein; sobald ich los und ledig war, flog ich mit Freund Rohde in den böhmischen Wald, um in Natur, Berg und Wald die müde Seele zu baden. An dieser Stelle muß ich Einiges über Rohde sagen, der ja auch Dir aus einer früheren Zeit her bekannt ist. Wir haben beide diesen Sommer fast immer zusammengelebt und eine seltne Zusammengehörigkeit unter uns empfunden. Daß auch über diesem Freundschaftsbunde der Genius des Mannes schwebte, dessen Bild mir Rohde noch vor wenig Wochen aus Hamburg schickte, Schopenhauer's, versteht sich von selbst. Du wirst, wie ich mir denke, darüber eine lebhafte Freude empfinden, daß gerade solche starke und gute Naturen, wie Rohde im besten Sinne ist, von jener Philosophie gepackt werden.

— Wieder ist eine Woche vergangen, wieder ist es Sonntag, jetzt der einzige Tag, der mir zur Erfüllung meiner Briefpflichten übrig bleibt. Um aber unge-

fähr in dem Gedankenkreis zu bleiben, in dem ich mich vor acht Tagen befand, erzähle ich Dir von anderen Einflüssen Schopenhauer's. Da sind es zwei schriftstellerische Leistungen, eine wissenschaftliche und ein Roman, die unter diesem Gestirn geboren sind. Vielleicht hast Du schon von dem Buche gehört, das sich also betitelt: „Bahnsen, Beiträge zur Charakterologie". Dies ist ein Versuch, die Charakterkunde zur Wissenschaft umzubilden; da dies auf Schopenhauer'scher Basis und mit viel Liebe zum „Meister" geschieht, außerdem auch wirklich viel gute Gedanken und Beobachtungen in diesem zweibändigen Werke stecken: so empfehle ich es Dir sowie allen Eingeweihten jener offenbaren und doch verborgenen Weisheit. Am wenigsten bin ich mit der Form zufrieden: der Verfasser überhastet seine Gedanken und verdirbt dadurch die Linie der Schönheit. — Der Roman, von dem ich nun reden will, ist das erste Erzeugniß einer Dichtung in jenem tragischen, fast asketischen Sinne Schopenhauer's, ein Buch, dessen Helden durch die rothe Flamme des Sansara hindurchgetrieben werden zu jenem Umschwung des Willens, dabei eine Dichtung voll des höchsten Kunstwerthes, einer großartigen Fülle von Gedanken und im schönsten liebenswürdigsten Stile geschrieben. Das ist der letzte Roman Spielhagen's, „In Reih und Glied" betitelt: von dem man wenig liest, weil sein Verfasser zu stolz ist, einer Clique sich anzuschließen, wie sie z. B. Freytag besitzt. Mein Lehrer Ritschl urtheilt, daß dieser letzte Roman zehnmal so viel werth sei wie der ganze Freytag.

Zudritt erzähle ich Dir von einem Ereigniß, mit dem Schopenhauer auch im fernen Zusammenhange steht, wenn er auch nicht, wie gutbesoldete Schulräthe behaupten, Ursache desselben ist. Es ist der unglückliche Selbstmord Kretzschmer's in Schulpforte. Die Gründe sind thatsächlich nicht bekannt oder werden gut verschwiegen. Etwas Räthselhaftes liegt darin, daß der vortreffliche gewissenhafte Mensch sich ein Vierteljahr vorher noch verlobt hat und auf diese Weise noch ein junges Mädchen unglücklich macht. Daß er Anhänger Schopenhauer's war, weißt Du: und noch das letzte Mal, als wir beide zusammen in Almrich waren, sprachen wir miteinander über Schopenhauer's Auffassung des Selbstmordes.

Doch jetzt kehre ich zurück zur Erzählung meiner Erlebnisse: die Nachricht von jenem Tode ereilte mich in Meiningen, wo ich die letzten Tage meiner Böhmerwaldreise zubrachte. Dort war nämlich ein großes viertägiges Musikfest von den Zukünftlern veranstaltet, die hier ihre seltsamen musikalischen Orgien feierten. Abbate Liszt präsidirte. Diese Schule hat sich jetzt mit Leidenschaft auf Schopenhauer geworfen. Eine symphonische Dichtung von Hans von Bülow, „Nirwana", enthielt als Programm eine Zusammenstellung Schopenhauer'scher Sätze; die Musik war aber fürchterlich. Dagegen hat Liszt selbst in einigen seiner Kirchencompositionen den Charakter jenes indischen Nirwana vortrefflich gefunden, vor allem in seinen „Seligkeiten" „beati sunt qui etc."

Nach diesen Wochen der Erholung und des reinsten Naturgenusses trieb mich ein wohlmeinender Dämon

dazu, mich in Naumburg mit Eifer über ein neues philologiſches Thema herzumachen „über die unechten Schriften Demokrit's“. Dieſe Arbeit iſt beſtimmt für einen Cyklus von Aufſätzen, welche zuſammen im nächſten Jahre Ritſchl dedicirt werden ſollen. Ich habe nämlich in Leipzig noch in den letzten Tagen meines Dortſeins die Idee angeregt, daß ſeine ſpeziellen Leipziger Schüler — natürlich mit genauer Auswahl — ihrem Lehrer auf dieſe Weiſe ihre Verehrung ausdrücken. Dazu ſind gewonnen Rohde, Roſcher, Windiſch, Clemm und noch vier Andre, die Du nicht kennſt. Darauf feierte ich in Halle jene Philologen-verſammlung mit — und das Verhängniß kam.

Jetzt bin ich nämlich Kanonier, und zwar in der 2. reitenden Abtheilung des Feldartillerie-Regiments Nr. 4.

Wie überraſchend dieſer Umſchwung war, wie gewaltſam ich meinem gewöhnlichen Treiben und bequemen Dahinleben entfremdet wurde, wirſt Du leicht nachfühlen. Trotzdem ertrage ich dieſe Veränderung gefaßten Muthes und empfinde ſogar an dieſem Streiche des Schickſals ein gewiſſes Behagen. Jetzt bin ich erſt unſerm Schopenhauer recht dankbar geworden, jetzt wo ich Gelegenheit habe, etwas ἄσκησις zu treiben. In den erſten fünf Wochen hatte ich auch noch den Stalldienſt durchzumachen: morgens um $5^1/_2$ Uhr war ich im Pferdeſtall, um Miſt hinauszuſchaffen und das Pferd mit Striegel und Kardätſche zu putzen. Jetzt iſt mein Dienſt durchſchnittlich derart, daß ich von 7—$^1/_2$11 und von $^1/_2$12—6 Abends beſchäftigt bin, und zwar den größten Theil dieſer

Zeit mit Fußexerciren. Viermal in der Woche haben wir beiden Einjährigen Vortrag bei einem Leutnant als Vorbereitung zum Landwehroffiziereramen. Du wirst wissen, daß man als reitender Artillerist erstaunlich viel zu lernen hat. Das meiste Vergnügen machen mir die Reitstunden. Ich habe ein sehr hübsches Pferd und soll auch Talent zum Reiten besitzen. Wenn ich mit meinem Balduin auf dem großen Exercirplatz herumsause, so bin ich mit meinem Geschick sehr zufriedengestellt. Die Behandlung, die mir zu Theil wird, ist im Ganzen eine vortreffliche. Vor allem haben wir einen angenehmen Hauptmann.

Ich habe Dir von meinem Soldatenleben erzählt: hier liegt der Grund, weshalb ich so außerordentlich spät dazu komme, Dir Nachricht und Antwort auf Deinen letzten Brief zu geben. Unterdessen wirst Du wahrscheinlich, wie ich mir denke, der militärischen Fesseln ledig geworden sein. Weshalb ich es für bedenklich halte, meinen Brief nach Spandau zu adressiren.

Schon aber ist meine Zeit vorüber; ein geschäftlicher Brief an Volkmann, sowie ein andrer an Ritschl haben mir schon Zeit geraubt. Jetzt muß ich schließen, um zum Appell mit vollem Zeug mich fertig zu machen.

Also, lieber Freund, verzeih mir meine lange Fahrlässigkeit und schiebe dem Kriegsgotte den besten Theil der Schuld zu.

In treuer Gesinnung
Dein Freund
Friedrich Nietzsche
Kanonier.

Naumburg, 1. Dez. 1867.

Nr. 22.

An Freiherrn von Gersdorff.

[Naumburg, 16. Februar 1868.]

Lieber Freund,

durch Deine beiden mich hocherfreuenden Briefe habe ich einen deutlichen Einblick in Dein gegenwärtiges Arbeiten und Denken gewonnen: ich fühle den ruhigen Genuß heraus, mit dem Du Dich nach straffem, einengendem Dienste wieder in dem schönen Garten der Wissenschaften ergehst. Wollte das Schicksal, daß auch mir dieser Genuß bald wieder winkte! Aber meine Zeit, ja mein bestes Theil geistiger Kraft und Regsamkeit verbraucht sich in dem ewigen Kreislauf militärischer Übungen. Ich habe mich darüber jetzt vollkommen resignirt, während ich in den ersten Monaten einen ungestümen Anlauf nahm, auch bei den jetzigen Verhältnissen meine Studien fortzusetzen. Es lag mir vornehmlich eine Arbeit am Herzen, zu der ich eine Menge schönes Material gesammelt hatte und täglich sammelte, eine Arbeit, an die mich philologisches und philosophisches Interesse knüpfte: über Demokrit's Schriftstellerei. Die ungeheuren Angaben über dieselbe hatten mir Mißtrauen eingeflößt; ich gieng dem Begriff einer großartigen litterarischen Falschmünzerei nach und fand auf den verschlungenen Wegen der Combination eine Fülle interessanter

Punkte. Am Schlusse aber, als meine skeptische Betrachtung alle Folgerungen übersehn konnte, drehte sich mir allmählich unter den Händen das Bild herum; ich gewann ein neues Gesammtbild der bedeutenden Persönlichkeit Demokrit's und von dieser höchsten Warte der Beobachtung gewann die Tradition ihr Recht wieder. Diesen ganzen Prozeß, die Rettung der Negation durch die Negation, habe ich mir nun zu schildern vorgenommen, sodaß ich bei dem Leser dieselbe Folge von Gedanken zu erwecken suche, die mir sich ungesucht und kräftig aufdrangen. Dazu gehört aber Muße und frische Gesundheit des Denkens und Dichtens.

Nicht besonderes Glück habe ich bis jetzt mit meiner Arbeit de fontibus Laertii Diogenis gehabt, die längst gedruckt sein sollte, aber durch eine kleine Bummelei eines Bekannten erst in voriger Woche zum Druck nach Leipzig wanderte. Sie erscheint, wie meine Theognisstudie, im Rheinischen Museum. Sie ist schon ihres Stoffes wegen angethan, ein paar Philologen mehr zu fesseln, resp. zu reizen, als mein erstes opusculum. Es war nicht zu umgehen, daß ich hier und da einem Philologen einen Klaps versetzte. Nun, wir werden sehn, wie es mir bekommt. Glücklicher Weise habe ich den größten Theil von Material gerade für wichtige Punkte noch gar nicht gegeben, sodaß ich bei einer etwaigen Polemik immer noch mit vollen Händen werfen kann.

Später, wenn ich mich von der Demokritarbeit frei gemacht habe und eine Dissertation de Homero Hesiodoque aequalibus glücklich vom Stapel gelaufen

ist: soll es mit frischen Sinnen an ein Hauptwerk gehen, an eine Darstellung der litterarischen Studien der Alten, wobei sich die Entwicklung dessen, was man jetzt Litteraturgeschichte nennt, ergeben wird. Später will ich Dir einmal erzählen, wie ich im Hintergrunde einige stark pessimistische Sätze aufstelle, sodaß das Ganze stark von einem Schopenhauer'schen Dufte umschwommen sein wird.

Verzeihe mir, wenn ich Dich mit lauter Aussichten und Absichten, jedenfalls mit unrealen Dingen unterhalte. Aber denke, wie stark im Menschen das Bedürfniß ist, seine Wünsche auszusprechen, und wie wenig meine Umgebung darnach angethan ist, gerade derartige Dinge aufzunehmen. Im Grunde ist Das gerade, was mich am meisten in Naumburg bedrückt, die *ἐρημία τῶν φίλων*, während ich andernseits mich glücklich schätzen muß, durch die Gegenwart der Angehörigen der Sorgen für das Dasein enthoben zu sein, ja eines bequemen Lebens mich erfreuen zu können.

Meine Dienstangelegenheiten nehmen, wie ich Dir sagte, viel Zeit weg, sind aber im Ganzen erträglich. Besonders ist es immer noch das Reiten, für das man meinen Eifer durch mancherlei Lob rege erhält. Ich höre von den Offizieren, daß ich einen guten Sitz habe und mich dadurch vortheilhaft auszeichne. Wahrhaftig, lieber Freund, ich habe nie gedacht, daß ich auch in diesen Regionen noch Gelegenheit haben würde, eitel zu werden. Genug, mein Trieb, mich in dieser schönen, aber schweren Kunst möglichst auszubilden, ist ziemlich stark. Wenn Du einmal, etwa

bei Gelegenheit des Pförtner Schulfestes, nach Naumburg kommst, wirst Du meine Leistungen leicht abschätzen können; ich glaube, Du wirst tüchtig lachen, wenn Du mich commandiren hörst. Übrigens habe ich noch viel zu lernen, um ein anständiges Offizierexamen zu machen.

Daß Du Dich mit viel Vergnügen auf nationalökonomische Studien geworfen hast, ist mir sehr begreiflich; ich selbst bedaure nichts mehr, als bis jetzt eines tüchtigen Pfadzeigers ermangelt zu haben. Denn über Roscher's Stellung und Werth haben wir zu meiner Überraschung genau dieselbe Meinung. Sowohl im Gespräch mit Freund Kleinpaul, der die Schwäche der philosophischen Natur Roscher's völlig durchschaute, als in der Unterhaltung mit der geistvollen Gattin Ritschl's, die auch die prickelnde Ungründlichkeit des witzigen Mannes herausfühlte, habe ich mich in dem angedeuteten Sinne ausgesprochen. [— —]

Ein Büchlein, aus dem ich über den Stand der socialpolitischen Parteien Manches mir angeeignet habe, obgleich es eine bedenkliche Lektüre ist und scharf säuerlich nach Reaktion und Katholicismus schmeckt, ist Dir vielleicht auch bekannt: „Geschichte der socialpolitischen Parteien in Deutschland" von Jos. Edm. Jörg (Freiburg im Breisgau, 1867). Auch aus ihm leuchtet die irrationale Größe Lassalle's hervor. Leider sehe ich keine Möglichkeit ab, wie ich dessen Schriften in meine Hände bekommen könnte; ich muß mich daher auf spätere Zeiten vertrösten.

An dieser Stelle muß ich nochmals das Verdienst

eines Mannes rühmen, von dem ich Dir schon früher einmal geschrieben habe. Wenn Du Lust hast, Dich vollständig über die materialistische Bewegung unsrer Tage, über die Naturwissenschaften mit ihren Darwin'schen Theorien, ihren kosmischen Systemen, ihrer belebten camera obscura ꝛc. zu unterrichten, zugleich auch über den ethischen Materialismus, über die Manchester-Theorie ꝛc., so weiß ich Dir immer nichts Ausgezeichneteres zu empfehlen als „Die Geschichte des Materialismus" von Friedrich Albert Lange (Iserlohn 1866), ein Buch, das unendlich mehr giebt als der Titel verspricht, und das man als einen wahren Schatz wieder und wieder anschauen und durchlesen mag. Bei Deiner Richtung der Studien weiß ich Dir nichts Würdigeres zu nennen. Ich habe mir schlechterdings vorgenommen, mit diesem Manne bekannt zu werden, und will ihm meine Demokritabhandlung als ein Zeichen meiner Dankbarkeit schicken.

Übrigens gehört auch Spielhagen zu denen, mit welchen ich ein persönliches Verhältniß wünsche. Nun, vielleicht giebt sich in Berlin einmal eine Annäherung. Ich wundre mich, daß Du nicht einmal dem ausgezeichneten Manne einen Besuch abstattest. Wir müssen uns unsre philosophischen Freunde etwas zusammensuchen. Auch Bahnsen, der Verfasser der „charakterologischen Studien" steht auf der Liste. Da ist ja auch Eugen Dühring in Berlin, der immer schöne Collegien gelesen hat, z. B. über Schopenhauer und Byron, über Pessimismus ꝛc. Endlich ist dort wohl auch Frauenstädt, der Protagonist des Cultus, aufzutreiben. Wenn wir doch nur ein Organ für

die Bestrebungen vom Standpunkte Schopenhauer's hätten, eine philosophische Zeitschrift, redigirt von jungen, talentvollen Männern u. s. w.

Aber, wirst Du sagen, es ist jetzt nicht die Zeit zu philosophiren. Und Du hast Recht. Politik ist jetzt das Organ des Gesammtdenkens. Ich staune über die Ereignisse und kann sie mir nur dadurch näher bringen, daß ich mir die Wirksamkeit bestimmter Männer aus dem Flusse des Ganzen herausscheide und einzeln betrachte. Unmäßiges Vergnügen bereitet mir Bismarck. Ich lese seine Reden als ob ich starken Wein trinke: ich halte die Zunge an, daß sie nicht zu schnell trinkt und daß ich den Genuß recht lange habe. Was Du mir von Machinationen seiner Gegner schreibst, glaube ich Dir sehr gern; denn es ist eine Nothwendigkeit, daß sich gegen solche Naturen alles Kleinliche, Engherzige, Parteiische, Bornirte aufbäumt und zum unversöhnlichen Kriege rüstet.

Heute, lieber Freund, ein herzliches Lebewohl! Entschuldige, daß ich nicht *mehr* von meiner Zeit diesem liebsten meiner Geschäfte zuwenden darf, im geistigen Verkehr mit meinen Freunden zu weilen. Indem ich Dir noch die Grüße meiner Angehörigen ausrichte, verbleibe ich in treuer Anhänglichkeit

Dein Freund

Friedrich Nietzsche.

Naumburg, am 16. Februar 1868.

Nr. 23.

An Paul Deussen.

[Naumburg, Mai 1868.]

Mein lieber Freund,

Deinen letzten Brief empfieng ich unter den heftigsten Schmerzen; ein paar Stunden darnach war meine Besinnung weg. Beides war nicht etwa Folge eines verborgenen Giftes, das aus Deinem Briefe auf mich übergieng und mich betäubte; zu meinem Glücke habe ich ja keine so gefährlichen Freunde (oder meinst Du, daß Schopenhauer zu dieser Gattung freundschaftlicher Giftmischer gehört? —)

Aus Deinen Briefen kann ich eigentlich nicht ersehn, ob ich Dir jemals mitgetheilt habe, daß ich seit Oktober Soldat und zwar Artillerist bin. Sollte ich vergessen haben es zu erwähnen, so entschuldige dies mit der sonderbar philosophischen Manier unsres Briefwechsels.

In diesem Dienste des Mars also habe ich mir einige Brustmuskeln zerrissen und dadurch eine längere und schwerere Krankheit herbeigeführt, die auch jetzt noch nicht gehoben ist. Ich habe keine Lust, Dich mit den Details einer ungeheuren Eiterung, krampfhafter Ausdehnung der Brust- und Rückenbänder u. s. w. zu belästigen. Genug, ich war durch Krankenlager und Schmerz sehr elend geworden; allmählich komme ich wieder zu Kräften.

7*

Genau im Anfang dieser unterbrechenden Krankheit empfieng ich Deinen Brief; und ich las ihn erfreut, aber mit klappernden Zähnen. Wenn Du berechnest, wann Dein letzter Brief geschrieben wurde, so weißt Du auch, wie lange schon ich leidend bin.

Was mir nun in Deinem Sendschreiben am meisten gefallen hat, ist der heitere, selbstvergnügte Ton, der sehr vortheilhaft gegen das düstere Colorit Deiner Bonner und Tübinger Ergüsse absticht. Das „Greisenhafte" schwindet: so ist Dein Ausdruck dafür, der sehr charakteristisch ist. Andere Leute würden sagen „das Jugendliche schwindet". Nun darüber kein Streit.

In Bezug auf diesen heitern Ton erlaube ich mir nun einen Vorschlag zu machen. Sollten wir nicht endlich genug haben an den philosophischen Quertreibereien, deren Scene bis jetzt unsre Briefe waren? Ein Zusammenklang ist bis jetzt nicht erfolgt: warum sollen wir ewig auf den nicht zusammenstimmenden Saiten spielen? Dein letzter Brief z. B. verwirft meinen Standpunkt der Resignation als unjugendlich, scil. greisenhaft: dagegen habe ich keine Waffe. Was Du aber hinzufügst, „daß Resignation nur dann berechtigt sein wird, wo sie sich — wie bei Kant — auf eine feste Überzeugung über den Umfang unsres Erkenntnißvermögens ꝛc. gründet", ist eine sehr gute Äußerung. Wer aber den Gang der einschlägigen Untersuchungen, vornehmlich der physiologischen seit Kant, im Auge hat, der kann gar keinen Zweifel darüber haben, daß jene Grenzen so sicher und unfehlbar ermittelt sind, daß, außer den Theo-

logen, einigen Philosophieprofessoren und dem vulgus, Niemand sich hier mehr Einbildungen macht. Das Reich der Metaphysik, somit die Provinz der „absoluten" Wahrheit, ist unweigerlich in eine Reihe mit Poesie und Religion gerückt worden. Wer etwas wissen will, begnügt sich jetzt mit einer bewußten Relativität des Wissens — wie z. B. alle namhaften Naturforscher. Metaphysik gehört also bei einigen Menschen in's Gebiet der Gemüthsbedürfnisse, ist wesentlich Erbauung: andererseits ist sie Kunst, nämlich die der Begriffsdichtung; festzuhalten aber ist, daß Metaphysik weder als Religion noch als Kunst etwas mit dem sogenannten „An sich Wahren oder Seienden" zu thun hat.

Wenn Du übrigens Ende dieses Jahres meine Doktordissertation bekommst, so wird Dir Mehreres aufstoßen, was diesen Punkt der Erkenntnißgrenzen erläutert. Mein Thema ist „Der Begriff des Organischen seit Kant", halb philosophisch, halb naturwissenschaftlich. Meine Vorarbeiten sind ziemlich fertig.

Also, lieber Freund, lassen wir fürderhin dies philosophische πάθος unsrer Briefe bei Seite. Du hast selbst den rechten Ton angeschlagen, indem Du mir einen recht philologischen Brief geschrieben hast: wofür ich Dir dankbar bin. Zugleich aber kann ich nicht umhin, mich über die seltsame Methode zu wundern, mit der Du Dir ein Thema zur Behandlung bestimmst. Andre Leute finden ein Problem, entweder von Andern schon aufgedeckt oder durch eignen Scharfsinn aufgespürt, und machen sich jetzt

dran, eine Lösung zu suchen. Du aber schreibst mir, daß das Objekt Deiner Untersuchungen der

Euthydemos

sei: gut, das ist ein Arbeitsfeld, aber kein Problem. Nun machst Du zwar die Andeutung, daß Dich vornehmlich die Echtheitsfrage beschäftigen werde. Und hier ist der zweite Punkt, wo ich meine Verwunderung aussprechen muß. Beim Zeus, ich bin ein Freund der Kühnheit, wenn es nicht bloß eine Unteroffiziertugend ist, wenn es Kühnheit mit Bewußtsein ist. Die platonische Frage ist augenblicklich ein großartiger Complex, ein innerlich verwachsenes Gewebe, ein Organismus. Solche Fragen wollen groß behandelt sein; was nützt es da, an einem der äußeren Punkte, förmlich an der Haut der Frage, sich anzunagen! Was nützt es, Schaarschmidt einiger Leichtfertigkeiten und Übertreibungen zu zeihen! Die Untersuchungen sind jetzt schon auf dem höchsten Punkte angelangt: es handelt sich um psychologische Einsichten, es gilt Plato's Seelen- und Geistesgang zu reconstruiren und nicht in der verschwommenen Weise von Schleiermacher oder vom alten Steinhart.

Was die Autorität der Überlieferung betrifft, so bitte ich Dich, so freisinnig wie möglich zu sein. Vielleicht habe ich augenblicklich ein besonderes Anrecht darauf, sagen zu dürfen: es giebt keine Autorität für die Verzeichnisse der alexandrinischen Bibliothek; denn ich habe zufällig meine Hauptinteressen in diesen Überlieferungsfragen stecken. Ein jeder der platonischen Dialoge muß nach seinem Verfasser gefragt werden; und wenn er nicht selbst für Plato

spricht, so helfen alle Zeugnisse nichts, selbst die des Aristoteles nicht: mit diesen kann es nämlich die fürchterliche Bewandtniß haben, daß sie erst viel später hinzugeschrieben sind, z. B. bei der Redaktion des Andronikus. Ja es giebt bestimmte Beispiele solcher eingeschobenen Zeugnisse bei Aristoteles.

Nun erzähle ich Dir in Kürze von meinen Arbeiten und Absichten. Meinen Aufsatz über Demokrit's Schriftstellerei habe ich noch nicht geschrieben: ich will die ganze Frage erst wieder aufnehmen, wenn ich einige anschließende Punkte, z. B. über die *διαδοχαί* der Philosophen, über die Titelmethoden der Alten, über die Vätternamen der Philosophen, über die Todesarten der Philosophen erledigt habe, also etwa im nächsten Jahre. Einstweilen habe ich alles vorbereitet, um einen wunderlichen größeren Aufsatz Ende dieses Jahres fertig zu machen, über Homer's und Hesiod's Gleichzeitigkeit. Hier kommen zum ersten Male meine homerischen *Παράδοξα* zu Tage; ein *θαῦμα βρότοισι*, das sage ich Dir. Im Ganzen bin ich glücklich über eine Fülle von schönen Combinationen: und ich wünsche nur, sie darstellen zu können.

Unterdessen, d. h. während meiner Krankheit, bin ich auch durch einen sehr gefälligen Brief von Prof. Zarncke aufgefordert worden, am litterarischen Centralblatt mitzuarbeiten. Das habe ich denn angenommen, und Du kannst z. B. eine kurze Anzeige über Schömann's Theogonie von mir in seiner neusten Nummer finden. —

Zum Schluß meinen Dank betreffend die ange-

nehme Nachricht von Ernst Schnabel's Verheirathung. Wenn Du ihm auch in meinem Namen einmal Glück wünschen willst, so machst Du mir eine besondere Freude. Insgleichen, wenn Du Deinen verehrten Angehörigen meine Grüße schickst: endlich wenn Du bald antwortest

Deinem Freunde

Friedrich Nietzsche.

NB. Laß doch ja die militärische Adresse weg.

Nr. 24.

An Paul Deussen.

Naumburg, 2. Juni 1868.

Mein lieber Freund,

ich setze voraus, daß es Dich weniger Zeit kosten wird, einen Brief zu lesen als zu schreiben, und gestatte mir deshalb, Deine tiefe Arbeit auf eine harmlose und vielleicht erquickliche Weise zu unterbrechen. Im Grunde hole ich nur nach, was ich kürzlich versäumt habe, als das Pförtner Schulfest lebhafter als je in mir die Hoffnung rege machte, Dich einmal wieder von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Damals lag der Stoff zu den schönsten Unterhaltungen auf meinen Lippen; im festlichen Gewande wartete

ich, daß ein wohlbekannter Schritt die Treppe herauf poltern werde — und wartete vergebens. Keiner aus der Schaar meiner Pförtner Bekannten (excepto Schenkio) hat jenes Fest der Beachtung werth gefunden — wie ich es selbst nicht geachtet habe, ja sogar weder beim Empfang der Gäste, noch im Turnsaal oder auf dem Bergtage zugegen gewesen bin. Nun hielt mich zwar vor allem mein durchaus noch nicht gehobenes Leiden zurück, das ich mit allen möglichen Maschinen bekämpfe und das doch hartnäckiger ist, als es auch der Laune eines geduldigen Mannes erträglich ist. Im Ganzen ist aber auch die gegenwärtige Pforte für mich kein Gegenstand der Sympathie: wir denken wohl noch gern an sie wie an eine ehemalige Geliebte, aber mögen doch nicht vergnügt zusehn, wie sich die Abtrünnige mit ihrem neuen Liebhaber amüsirt. Dazu ist dieser Liebhaber auch zu schäbig, vor allem zu schwarz.

Aus dem Munde des Volkes vernahm ich, daß Du in Deiner Heimat lebtest — und dies erklärte mir hinreichend, weshalb Du nicht gekommen warst. Was dieser Mund hinzufügte „Du seist in Aristoteles versenkt" wird wohl ebenfalls mutato nomine seine Richtigkeit haben. Jedenfalls aber war ich sehr ärgerlich, daß eine so schöne Hoffnung mir zwischen den Fingern zerlaufen war; denn ich hatte mir vorgenommen, Dich auf gewaltsame Weise in Naumburg festzuhalten, um uns gegenseitig die „wichtigen" Ergebnisse und Erfahrungen mitzutheilen, wie sie junge Leute, die am Schlusse des ersten Drittels ihres Daseins stehen, auf dem Herzen zu haben pflegen.

Da ist zum Beispiel die große Thatsache eines Bartes und die kleine einer Lebensphilosophie, da ist der erhabene Standpunkt eines Cylinders u. s. w. —

Übrigens fällt mir eben ein, daß es ein böser Dämon vielleicht verhindert hat, daß mein letzter Brief überhaupt in Deine Hände kam. Ich habe ihn nach Berlin unter Deiner alten Adresse geschickt. Er enthielt die Nachricht über meine Erkrankung und etwas Philologie, wenn ich mich recht erinnere. Es ärgert mich immer, wenn ein Brief an meine Freunde verloren geht: denn ich kann es nicht über das Herz bringen, dieselbe Sache zweimal zu besprechen.

Wenn Du übrigens Deine Heimat wieder verläßt, um in Berlin die Tortur zu erleiden, so zwinge Dich einmal, über Naumburg zu reisen. Hier will ich Dir alle möglichen schönen Zauberformeln in's Ohr sagen, damit Dich der Teufel nicht verschlinge. Einstweilen wünsche ich Dir die hellsten Blicke und die frohste Ausdauer zum Vollbringen Deiner Arbeit.

Meine Lebenspläne (an denen freilich das Schicksal, der große Censor, noch viel herumcorrigiren wird) sind zunächst diese. Im nächsten Jahre ist eine Reise nach Paris beabsichtigt, wo ich nicht unter einem Jahre zu bleiben gedenke. Meine Freunde Rohde und Dr. Kleinpaul begleiten mich. Nachher werde ich mich wahrscheinlich in Leipzig habilitiren, wo eben ein andrer Freund, Dr. Windisch, sich für Sanskritbedürfnisse etablirt, und wo ich immer noch durch den blühenden philologischen Verein in einem Verhältniß zur Philologenschaft stehe.

Nächstens werde ich Dir hoffentlich mein Laertianum und einen andern Aufsatz zuschicken können, die beide im Rhein. Museum gedruckt sind. Letzterer behandelt jenes allerliebste Danaelied, dessen Wohlgeschmack mir noch von Bonn her auf der Zunge liegt. Größere litterarische Absichten wachsen in mir von Tag zu Tag, und ebenso rüste ich mich geistig zu dem Berufe eines Universitätslehrers, indem ich viel für mich über die rechte Methode des Lehrens und Lernens, über das Maß und die Bedürfnisse jetziger Philologie nachdenke.

Soviel über mich. Gestern noch habe ich aber jemand gesprochen, der Dich häufiger getroffen hatte und mir einige Einzelheiten über Deine Studien ꝛc. mittheilte. Dies ist Stedtefeld, gegenwärtig Lehrer in Schulpforte. Er klagte etwas über Deinen allzu leicht erregten Enthusiasmus, über die Schnelligkeit und Umfänglichkeit Deiner Pläne, denen die nöthige Ausdauer nicht entspräche. Nun, lieber Freund, solche Dinge verzeihe ich am allerersten; ja ich lobe diese Fähigkeit, weil sie Dich verhindern wird, in den Sumpf zu fallen, in den so viele junge Philologen gerathen. Sie werden durch das ängstliche Bestreben beunruhigt, möglichst bald auch einmal eine wissenschaftliche That aufweisen zu können und stürzen deshalb wie Wüthende auf einen Schriftsteller, der ihnen Gelegenheit und Stoff zu solchen Thaten geben soll. Auch bei diesen armen Ehrgeizigen stat pro ratione voluntas: sie plagt nicht sowohl ein schöpferischer Trieb, als der Wille schöpferisch zu sein. Und wehe der ratio, die erst vom Willen in's

Schlepptau genommen wird: beiläufig sind diese Naturen gerade die prätentiösesten.

Überhaupt wirst Du finden, daß den meisten Philologen irgendwo eine moralische Verschrobenheit anhaftet. Zum Theil erklärt sich dies sogar physisch, insofern sie gezwungen sind ein Leben gegen die Natur zu führen, ihren Geist mit unsinniger Zufuhr zu überfüttern, ihre seelische Entwicklung auf Kosten des Gedächtnisses und des Urtheils zu vernachlässigen. Gerade die schöne Fähigkeit der Begeisterung ist am seltensten unter den jetzigen Philologen: als trauriges Surrogat derselben zeigt sich Selbstüberschätzung und Eitelkeit. Es hat mich geradezu geschmerzt, dies auch von Bernays zu hören, den ich im Ganzen doch als den glänzendsten Vertreter einer Philologie der Zukunft (d. h. der nächsten Generation nach Ritschl, Haupt, Lehrs, Bergk, Mommsen u. s. w.) aufzufassen gewohnt bin. Ähnliches gilt von Lucian Müller, dem begabtesten Gassenjungen unsrer Philologie. Ja man nenne einen beliebigen Namen, man denke an V. Rose oder Ribbeck, oder Bücheler oder Wachsmuth ꝛc.; überall zeigt sich eine wunderliche Hochachtung des eignen Naturells und Mangel an echter Begeisterung. Wo diese Leute warm werden, wo ihr Wesen, ihre Sprache, ihr Denken in Fluß und Schwung kommt, da ist es das Gefühl ihrer Zeugungskraft: sie erwärmen sich als Künstler, nicht als Ethiker. Nur der Ethiker aber kennt die wahre Begeisterung, die durch und durch selbstlos ist.

Nun, mein lieber Freund, will ich Dich noch bitten, mir einmal einen recht ausführlichen Brief

über Deine Arbeit zu schreiben; ja ich habe gar nichts dagegen, daß Du mir dieselbe zuschickst. Du sollst dann von mir hören, was ein freimüthiger Freund theils zu loben, theils zu tadeln hat. Insbesondere, wenn Deine Arbeit etwa die Echtheitsfrage berühren sollte, würde mein Interesse für dieselbe das doppelte sein. Nur verschone mich mit einer Conjekturensammlung.

Eine musterhafte Arbeit eines Freundes ist noch kürzlich in meinen Händen gewesen, verfaßt von meinem Freunde Erwin Rohde in Kiel. Mit niemandem in der Welt bin ich so eins sowohl über philosophisch-ethische Dinge als über philologische Anforderungen und Wünsche als mit diesem. Seine Abhandlung „über Lucian's *ὄνος* im Verhältniß zu Lucius von Paträ und Apulejus" ist in diesen Tagen an das Rheinische Museum abgegangen.

Übrigens gehört auch Rohde zu den Verführten, die in Schopenhauer ihr geistiges Centrum gefunden haben. Meine größte Freude in der letzten Zeit ist die gewesen, hier und da begeisterte Anhänger für diesen Namen geworben zu haben. Was wirst Du sagen, daß zu diesen auch der eminente Oberpfarrer Wenkel gehört, der mit flatternden Fahnen in jenes Lager übergegangen ist? Er gestand mir kürzlich, daß er erst jetzt erfahren habe, was Philosophie ist, und daß was Philosophen außer Kant und Schopenhauer geleistet haben, im Grunde gleich Null ist. Ich erwärme mich förmlich an diesen Flammen der Begeisterung, die mich an meine „erste Liebe" erinnern. Selbst die von Wenkel so hochgeschätzten

Männer wie Schleiermacher und Strauß sind für ihn jetzt blaß und farblos geworden.

Doch wozu erzähle ich Dir das? Gewiß nicht, um Dich ärgerlich zu machen. Im Grunde nur, um Dir zu beweisen, daß mein Geschmack auch in diesem Punkte nicht so paradox ist, wie es mitunter erscheinen mag meinem Freunde Paul Deussen.

Empfiehl mich bestens Deinen verehrten Angehörigen; ich denke mitunter mit großem Behagen an Deine Heimat. — Im Übrigen schreib mir bald einmal, adressire nur nach Naumburg: der Brief erreicht mich schon, wenn ich noch das Leben habe. Aber auch dies Flackerding kann einmal auslöschen.

F. N.

Nr. 25.

An Freiherrn von Gersdorff.

Naumburg, am 22. Juni 1868.

Mein lieber Freund,

heute haben mich meine militärischen Kameraden sammt und sonders verlassen: sie sind auf dem Wege nach Magdeburg, um sich dort im Schießen zu üben. Somit bin ich ziemlich der einzige bunte Rock in Naumburgs Mauern, ein übrig gebliebener flügellahmer Storch, der mit Neid seine kräftigeren Ge-

fährten von dannen ziehen sieht. Ja, lieber Freund, was auf mannichfach verschlungenem Wege das Gerücht Dir schon zu Ohren gebracht hat, ist zum besten (d. h. zum schlechtesten) Theile wahr: meine Kriegerlaufbahn ist nicht gerade glücklich von mir in Scene gesetzt worden.

Ich hatte den Winter und mit ihm die schwerste und unerquicklichste Hälfte des Dienstes überstanden; man hatte mich zum Gefreiten gemacht und war wohl auch mit meinem Gebahren zufrieden. Ich selbst athmete auf, als die schöneren Tage kamen und ich das Pferd auf dem weiten Exercirplatz tummeln konnte. Zuletzt ritt ich das feurigste und unruhigste Thier der Batterie. Eines Tages mißlingt mir in der Reitstunde ein schnell ausgeführter Sprung auf's Pferd; ich traf mit der Brust hart auf den Vorderzwiesel und spürte in der linken Seite einen zuckenden Riß. Ich ritt ruhig weiter und hielt auch noch anderthalb Tage den wachsenden Schmerz aus. Am zweiten Tage Abends aber kamen zwei Ohnmachten, und am dritten lag ich fest und wie angenagelt unter den heftigsten Schmerzen und starkem Fieber zu Bett. Es ergab sich durch ärztliche Untersuchung, daß ich mir zwei Brustmuskeln zersprengt hatte. Die Folge war ein entzündlicher Zustand des ganzen Muskel- und Bändersystems im Oberkörper und eine mächtige Eiterung, durch die Blutversetzung bei der Zerreißung herbeigeführt. Als etwa nach 8 Tagen ein Schnitt in die Brust gemacht wurde, kamen mehrere Tassenköpfe voll Eiter hervorgestürzt. Seit jener Zeit, d. h. *seit einem Vierteljahr*, hat

die Eiterung nicht aufgehört; natürlich war ich, als ich vom Bett wieder aufstand, so erschöpft, daß ich erst wieder gehen lernen mußte. Der Zustand war kläglich; ich brauchte zum Aufrichten, Gehen, Niederlegen fremde Hülfe und konnte nicht schreiben. Allmählich wurde mein Befinden besser; ich genoß eine stärkende Diät, gieng viel spazieren und kam wieder zu Kräften. Aber die Wunde blieb offen und die Eiterung nahm kaum ab. Endlich ergab sich, daß der Brustknochen verletzt war, und daß hierin das impedimentum der Genesung liege. Eines Abends erschien auch der erste sichere Bote dieser Thatsache, ein Knöchelchen, das der Eiter mit herausgeschwemmt hatte. Das hat sich seitdem wiederholt und steht nach der Aussage der Ärzte noch öfter zu erwarten. Löst sich ein größeres Stück Knochen ab, so muß auch eine leichte Operation vorgenommen werden. Die Sache ist durchaus nicht gefährlich, aber langwierig; die Ärzte haben nichts zu thun, als die Natur in ihrem Ausscheidungs- und Ergänzungsprozeß zu unterstützen. Dazu mache ich öfter des Tages Einspritzungen mit Kamillenthee und Höllensteinauflösung und bade täglich in warmem Wasser. Von unserm Stabsarzte werde ich in einiger Zeit für „zeitig unbrauchbar" erklärt werden; und es ist möglich, daß ich eine Schwäche an der betroffnen Stelle immer behalte.

In nächster Woche will ich einmal nach Halle reisen, um den berühmten Operateur Volkmann zu consultiren. Diese Gelegenheit benutze ich, um das geliebte Leipzig sammt seinen Insassen heimzusuchen.

Ich freue mich außerordentlich darauf, den vortrefflichen Ritschl wiederzusehn, der, seitdem ich von Leipzig weg bin, immer die liebenswürdigsten Beweise seiner Theilnahme und seines Wohlwollens mir gegeben hat: sodaß ein ziemlich regelmäßiges Herüber- und Hinüberschreiben entstanden ist und nie ein Monat vergeht, wo ich im Ungewissen über sein Befinden bin. Auch was ich sonst von Leipzig höre, ist für mich voller Genuß: z. B. daß der philologische Verein kräftig zunimmt, daß meine guten philologischen Kameraden sich mit Doktorhüten oder gelehrten Arbeiten schmücken, daß der wunderliche Kauz *** mit einer Tragödie schwanger geht, die er im Leipziger Theater aufzuführen hofft, daß Freund Windisch sich unter glänzenden Auspicien in Leipzig habilitiren wird u. s. w.

Sobald ich wieder die Feder führen konnte, habe ich mich wieder in meine Studien gestürzt, von denen ich Dir durch das zugesandte Danaeliedchen eine Probe gegeben habe. Auf Arbeiten war ich angewiesen, da ich aus begreiflichen Gründen wenig Umgang in Naumburg habe und nur selten einmal Besuch von Volkmann oder Dr. Blaß (einem Philologen vom Domgymnasio) oder von Stedtefeld bekomme, welcher letztere in Pforte die Stellung eines Adjunkten einnimmt. Auch erfreue ich mich mitunter an dem geistreichen Wenkel, von dem ich Dir auch erzählt habe. Wir sprachen früher viel zusammen über Philosophie ꝛc. und ich konnte ihm, obschon er Hegeling war, meine vollste Hochschätzung nie versagen. Kürzlich, als ich wieder mit ihm zusammen-

treffe, erfahre ich, daß er seit jener Zeit mit vollen flatternden Fahnen in Schopenhauer's Lager übergegangen ist und daß er mit begeisterter Wärme allseits und überall auf diesen Genius hinweist. Dies ist ein glänzender Zuwachs zu jener stillen Ketzergemeinde, welche Hagen die „wunderbaren Heiligen" zu nennen pflegt. — In Kürze bekommst Du weitere Nachrichten von mir, theurer Freund!

F. N.

Nr. 26.

An Paul Deussen.

Naumburg, 22. Juni 1868.

Hab Dank, lieber Freund, für die treue Gesinnung, die aus Deinem Briefe spricht, für die Wärme, mit der Du an das Wohl und Wehe meines Lebens denkst, für das schöne Anerbieten, das, wenn es auch abgelehnt werden muß, doch „in seinem eignen Glanze" strahlt und Deinen herzlichen Willen, mir zu helfen und meine Gesundheit zu fördern, hell und deutlich wiederspiegelt. Es geht mir im Ganzen immer noch schlecht genug: ein Knöchelchen nach dem andern kommt aus dem Eiterkanal heraus und zeigt an, daß das Brustbein arg beschädigt ist. Nächsten Donnerstag will ich in Halle den berühmten Ope-

rateur Volkmann consultiren, und wir wollen hoffen, daß er befriedigende Auskunft giebt.

Übrigens Anerbieten gegen Anerbieten: Du mußt unweigerlich es so einrichten, daß Du Deine Rückkehr nach Berlin über Naumburg nimmst. Im Grunde wäre es fast Deine Pflicht, Deinen kranken Freund einmal zu besuchen: ja, es würde geradezu abscheulich sein, wenn Du es nicht thätest; und selbst der göttliche Plato würde Dir keine Absolution von dieser Sünde gewähren.

Was Deine Platostudien betrifft, so unterschätze ich keinen Augenblick die ausgezeichnete bildende Kraft derselben: verzeihe aber dem Philologen, der gelernt hat, daß dort, wo er etwas leisten und schaffen kann, selten gerade die duftigsten Blüthen und die höchsten Genüsse für Geist und Gemüth zu pflücken sind —, der die ἄσκησις und die Resignation als unerläßliche Formen im strengen Dienste der „Dame Wissenschaft" anerkennt, — verzeihe mir also, wenn ich zu Deinem Versuche, Dich in die Tiefen der Ideenbildung und zugleich des platonischen Entwicklungsganges zu stürzen, kein fröhliches Gesicht mache. Für Deine Bildung wähle Dir die schwersten und schönsten Probleme, zum Zweck einer Dissertation aber eine ganz bescheidne abgelegne Ecke, nichts mehr. Denkst Du denn, daß mir bei meinen Laertius- und Suidasarbeiten so voll und wohl zu Muthe wird, wie etwa bei der Lektüre des „Faust" oder Schopenhauer's? Wer dienen will, muß mit dem strengsten Dienste anfangen (oft schon deshalb, weil er zunächst nur dem niedrigsten Dienste genügen

8*

kann). Wähle Dir ein Unterſuchungsfeld mit Reſignation, bearbeite es mit Hingebung.

Da fällt mir ein, daß Du mir aus Deiner reichen Platobibliothek eine kleine Frage beantworten kannſt, die mir in dieſen Tagen aufſtieß. Quinctilian ſagt III 1,10 quem Palameden Plato appellat, Alcidamas Elaïtes. Dies bezieht ſich natürlich auf Phaedr. p. 261 D, aber zugleich iſt auch deutlich, daß Quinctilian an dieſer Platoſtelle *Ἐλαϊτικόν*, nicht *Ἐλεατικόν* las: das letztere geben die Handſchriften; die Scholien beziehen es auf Zeno. Die Sache iſt ſchon bemerkt, nicht wahr?

Heute kann ich leider nicht länger ſchreiben: ſage Deiner verehrten Familie alles Gute und bleib ſelbſt, was Du immer warſt, ein treuer Freund

Deines Freundes

F. N.

Nr. 27.

An Freiherrn von Gersdorff.

[Naumburg, 8. Auguſt 1868.]

Lieber Freund,

endlich bekommſt Du unbedingt ſichere Nachricht über mein Befinden und zwar die beſte, die Du wünſchen kannſt. Ich bin vor wenig Tagen völlig geneſen aus

dem Bade Wittekind zurückgekehrt, wohin ich gereist war, um die Geschicklichkeit und Erfahrung eines ausgezeichneten Operateurs, des Prof. Volkmann in Halle, in Anspruch zu nehmen. Meine Militärärzte waren gefällig und unbefangen genug, mich an diese Autorität zu weisen; schon nach drei Wochen meiner Wittekinder Cur wendete sich der (ziemlich schmerzhafte) Heilungsprozeß so günstig, daß Volkmann mir zur baldigen Genesung gratuliren konnte. Schließlich ist nicht einmal eine Operation nöthig gewesen, obwohl sie lange Zeit als fast unvermeidlich drohte. Lieber Freund, fünf Monate Krankheit, viele langwierige Schmerzen, tiefe Herabstimmungen des Körpers und des Geistes, peinliche Aussichten auf die Zukunft — alles dies ist überwunden; eine einzige tiefe, mit dem Knochen verwachsene Narbe mitten auf der Brust erinnert mich daran, wie schlimm, ja wie gefährlich mein Zustand war. Wenigstens sagte mir Volkmann, daß, falls die Eiterung noch länger — sie dauerte ein Vierteljahr — angehalten hätte, voraussichtlich Herz oder Lunge ergriffen worden wären.

Es versteht sich, daß ich jetzt meinen Militärdienst nicht fortsetzen kann; zunächst werde ich für „zeitig unbrauchbar" erklärt, ja ich wünsche nachgerade, nachdem es mir doch nun einmal unmöglich geworden ist, Landwehroffizier zu werden, langsam aus den Listen der Wehrpflichtigen zu verschwinden.

So ist es mir denn wieder erlaubt, über meine Zukunft frei zu disponiren: und von diesen Arrangements darf ich wohl einem treuen und zuverlässigen Freunde Einiges erzählen. Daß ich mich einmal ha-

bilitiren will, wirst Du bereits wissen; die Frage nach dem „Wo?“ ist schnell beantwortet, nämlich: in Leipzig, dessen akademische und studentische Zustände mir penitus vertraut sind. Dort stehen die Dinge für mich nicht ungünstig, weil die zunächst von mir vertretenen Fächer bei der gegenwärtigen Constellation Leipziger Professoren fast ganz brach liegen, weil aber andrerseits ein Interesse für dieselben unter einer regen philologischen Studentenschaft nie aussterben kann. (Ich meine vor allen griechische Litteraturgeschichte und griechische Philosophie.) Die andre Frage, nach dem „Wann?“, kann ich noch nicht beantworten. Sicherer nämlich als die Habilitation — sicherer, weil näher — ist ein andrer Plan, der sich dazwischen schiebt. Ich will nämlich das nächste Jahr in Paris zubringen, natürlich ebensowohl aus Humanitätsrücksichten, als aus ganz speziell philologischen Gründen.

Hier kommt nun eine Anfrage an Dich, die ich schon lange im Geiste wälze. Solltest Du nicht ebenfalls im Geiste die Absicht haben, eine längere Zeit an jener Hochschule des Daseins zu studiren? Es ist wahrhaftig eine meiner erquicklichsten Vorstellungen, wie wir Beide, zusammen mit anderen guten Freunden (wie Rohde, Kleinpaul, Romundt) in Paris das Deutschthum und Schopenhauer repräsentiren. Ich bitte Dich sehr darum, diesen Plan recht sorgfältig zu überlegen; zunächst ist es meine Absicht, innerhalb der drei ersten Monate des nächsten Jahres abzureisen.

Jetzt drängt noch eine Menge von Arbeiten, die

erst erledigt werden müssen, ehe ich Deutschland verlassen kann. Größere litterarische Pläne wachsen wie Pilze über Nacht. Ich bin übrigens neuerdings, durch freundliche Schreiben der Herausgeber, sowohl Mitarbeiter der „Jahrbücher für Philologie“ als des Litterarischen Centralblattes geworden; daß ich mich an dem Rheinischen Museum für Philologie betheilige, wirst Du aus den zugeschickten Proben gesehen haben. —

Mit größtem Vergnügen habe ich von dem Herrn Wiesike gehört, den kennen zu lernen für Dich von stärkstem Interesse sein wird. Wie urtheilt er übrigens über den Menschen Schopenhauer? Gewiß anders, als seine bornirten Nachtreter. Solche Schüler wie Frauenstädt sind im Grunde eine beleidigende Grobheit gegen den Meister. Auch Wenkel hat von Anfang an von diesen Schülerköpfen und ihren Charakteristiken ihres Lehrers nichts wissen wollen. —

Hoffentlich bekomme ich bald eine günstige Antwort auf die Hauptfrage meines heutigen Briefes. In diesem Falle öffnet sich für mich ein weiter und schöner Horizont.

So lebe denn wohl und denke freundlichst

Deines treuen Freundes

Friedrich Nietzsche.

Naumburg, 8. August 1868.

Kannst Du nicht einmal nach Naumburg kommen? Vielleicht auf Deiner Reise in die Heimat?

Nr. 28.

An Paul Deussen.

[Naumburg, Mitte August 1868.]

Mein lieber Freund,

ich, der ich mich seit einiger Zeit mit der mulomedicina und Veterinärkunde befasse, will Dir heute zwo junge mulos empfohlen haben, die nach den vada caerula Rheni wandern und von Dir zu erfahren wünschen, wie man am besten, zum Wohl des Herzens und des Beutels, wandert: die Herren Redtel und Fritsch, bekanntlich angenehme junge Männer, als welche Dir viel von Pforte und auch Einiges von mir zu erzählen haben werden. —

Laß ihnen ja nicht entgelten, daß ich im Verlauf des Briefes etwas räsonniren werde, und denke, daß was Du ihnen sagst und thust, Du mir sagst und thust. —

Aber, lieber Freund, wer wird solch Zeug schreiben! Und fortschicken! An einen Freund wie mich! Dazu nicht einmal in schönem Latein! Wozu also? Ich war wirklich verdrießlich, weil durch solche Briefe der gute Ton zwischen uns verletzt wird. Wer wird seine pudenda zeigen? Wer wird Stunden der Erschlaffung zum Briefschreiben an Freunde verwenden? An einen Freund, wie z. B. ich bin! Dazu nicht

einmal in schönem Latein! Wozu also? — Da capo und mit Indignation in infinitum! —

Dagegen traf mich Dein früherer Brief in einem fast beweglichen Momente. Als nach fünfwöchentlicher Abwesenheit von Naumburg ich wieder aus meinem Bade zurückkehrte, als Genesener in meiner Heimat einzog und meine schön bekränzte Stube unter unzweifelhafter Rührung meiner Angehörigen betrat, da lag Dein Brief auf dem Tische als besondere Festgabe, Aufschlüsse bringend über den dummen Alcidamas, Fragen vorlegend über Christenthum und Platonische Inconsequenz (dies meine Antwort, wie Du sie verlangst, in einem Worte) und im Übrigen geschrieben mit dem Accent treuer Freundschaft und dem spiritus asper, den wir nun einmal als in unserem Deussenkopfe hausend kennen gelernt haben.

Darf ich gleich hier mit der Wahrheit herausrücken? Dir fehlt gerade so ein Mann, wie Ritschl, der Dein ingenium dorthin weist, wo es sich fruchtbar erzeigen kann. Es thut mir leid, daß Du so selten die Freude hast, einen tüchtigen Fund zu thun. Ein klein wenig Bär? Ungeschickt? Giebt sich mit Plato ab — nun, Du wirst eine Wolke umarmen.

Glaube mir nur, daß die Fähigkeiten, die dazu gehören, um mit Ehren philologisch zu produziren, unglaublich gering sind, und daß ein Jeder, an den richtigen Platz gestellt, seine Schraube machen lernt. Fleiß vor allem, Kenntnisse zuzweit, Methode zudritt — dies ist das ABC jedes produzirenden Philologen: vorausgesetzt, daß ihn jemand dirigirt

und ihm eine Stelle anweist. Denn Das gerade können nur Wenige von selbst. Es giebt eben Arbeitgeber und Fabrikarbeiter, — in diesem Vergleich soll aber nichts Geringschätziges liegen. Denn auch unsre größten philologischen Talente sind nur relativ Arbeitgeber: stellt man sich noch höher und nimmt einen kulturgeschichtlichen Ausblick, so sieht man, daß auch diese Ingenien schließlich nur Fabrikarbeiter sind, nämlich für irgend einen großen philosophischen Halbgott (deren größter in dem ganzen letzten Jahrtausend Schopenhauer ist).

Verzeih mir diese Parenthesis, für die Du gar keine Mitempfindung hast. Aber andre Leute, Wenkel, ich und mein Freund Rohde sind über jene Parenthesis übereingekommen und fühlen eine teuflische Freude, dies Allen, die es nicht hören mögen, in's Gesicht zu sagen.

Übrigens habe ich auch den wahren Heiligen der Philologie entdeckt, einen echten und wirklichen Philologen, schließlich Märtyrer (jeder dumme Litterator glaubt ein Recht zu haben, auf ihn zu pissen: dies das Martyrium). Weißt Du, wie er heißt? Wagner, Wagner, Wagner! Ach, ist das ein gefährliches Buch, der Goethische Faust!

Ich grüße Dich: gedenke meiner, schreibe mir, besuche mich, o Freund Deussen!

Dies die Casuslehre Deines treuen

F. Nietzsche.

Nr. 29.

An Freiherrn von Gersdorff.

[Naumburg, 21. Auguſt 1868.]

Mein lieber Freund,

da fällt mir heute zu meinem Schrecken ein, daß Du nur noch bis zum 22. in Berlin bleiben willſt, und daß es daher für mich die höchſte Zeit iſt, wenn ich Dir vorher noch meinen Dank für Deinen freundſchaftlich warmen und intereſſereichen Brief brieflich kundgeben will. Die Nachrichten über Wieſike habe ich, wogegen Du hoffentlich nichts einzuwenden haſt, zween andern Anhängern unſers Meiſters mitgetheilt, nämlich Rohde, der ſeit einigen Tagen mein Gaſt iſt, und Wenkel, dem unermüdlichen Forſcher und Vorkämpfer für Schopenhauer's Sache und Lehre.

Deiner freundlichen Einladung zu folgen verbietet mir nicht nur mein noch nicht gelöſtes Militärverhältniß, ſondern vor Allem der Haufen von Arbeiten, die in nächſter Zeit zu erledigen ſind, und die durch meine Krankheit ungeziemend hinausgeſchoben und verzögert ſind. Im Übrigen bin ich auch noch genöthigt, Soole zu baden und ſehr vorſichtig Anſtrengungen und Erkältungen aus dem Wege zu gehn: da mir mein Arzt etwas Angſt vor einem Rückfall gemacht hat.

Im Anfange des Oktober denke ich in Leipzig zu sein: vielleicht können wir eine Zusammenkunft verabreden, indem wir einen Mittelort bestimmen: da für Dich ein Besuch in Naumburg mit allzu großen Schwierigkeiten, Versäumnissen und Umwegen verbunden ist. — Nach Paris reise ich nicht vor Ostern nächsten Jahres: ich gebe die Hoffnung nicht auf, daß wir dort eine längere Zeit zusammen leben: jedenfalls kommt ein ganzer Club von Schopenhauerfreunden dort zusammen, und ich denke, wir werden eine Art von litterarischer Mission zu erfüllen haben.

Verzeih, daß ich heute schon schließen muß, um den Brief noch rechtzeitig in Deine Hände zu befördern. Mit dem Wunsche, daß Du Dich in der schönen Luft Deiner heimatlichen Berge und in dem Glücke des vertrauten Familienkreises nach Berliner Staub, Schweiß und Studium erquickest, und mit der Bitte, Deinen verehrten Angehörigen bestens empfohlen zu werden, bleibe ich

Dein

treuer Freund

Friedrich Nietzsche.

Naumburg, 21. August.

Nr. 30.

An Paul Deussen.

[Naumburg, Anfang September 1868.]

Mein lieber Freund,

ich schreibe, um nicht den Schein einer dreifachen Undankbarkeit auf mich zu laden: und man muß bekanntlich auch den Schein meiden. Es wäre in der That unverzeihlich gewesen, wenn es dreier Briefe bedurft hätte, um mich an eine — sonst wohl treu geübte — Freundespflicht zu erinnern. So lasterhaft bin ich nun allerdings nicht. Denn Deinem zweiten Briefe zuvorzukommen wäre ziemlich schwierig gewesen, da er dem ersten so schnell auf dem Fuße folgte als ich nimmermehr voraussetzen konnte. Meinen darauf geschriebenen Brief übergab ich zween jungen Menschen, denen er zugleich eine Art Empfehlungsbrief an Dich sein sollte; und ich will hoffen, daß sie sich ihres Auftrags — der ihnen recht dringlich gegeben wurde — gut entledigt haben. Als Du nun Deine dritte Epistel (als *προτρεπτικόν*) schicktest, ersah ich deutlich, daß meine zwei Apostel noch nicht bei Dir angelangt seien; aber ich setzte voraus, daß der schreckliche Argwohn Deines letzten Briefes durch ihre Ankunft recht bald zerstört werden würde.

Sollte nun gar auch das letzte Unglück eingetroffen sein, sollten jene zwei MVLI, wer weiß aus

welchen Gründen, Absichten oder Verlegenheiten, überhaupt nicht das glückliche Oberdreis und seine Inwohner erreicht haben, sollte somit mein Brief, hoffentlich ungelesen, in ihren Reisetaschen schlummern — nun, so wird wenigstens mein heutiger Brief den Verdacht abwehren, als ob ich etwa inzwischen zu den Seligen versammelt sei und mich meinen freundschaftlichen Verpflichtungen durch eine urplötzliche Hadesfahrt entzogen habe. So weit sind wir noch nicht: meine Knochen stehen wieder fest begründet auf der Erde, und morgen werde ich vielleicht wieder mein Pferd besteigen und in der Umgebung Naumburgs mich tummeln.

Inzwischen bist Du unermüdlich thätig gewesen; ja in Deinen letzten Zeilen fährst Du Dir gleichsam mit theatralischem Pathos an die erhitzte Stirn und staunst Dich selbst ob Deiner Geburt und der überstandenen Wehen an. Lieber Freund, ich mache das gemüthlicher, und zugegeben, daß bis jetzt meinerseits nur „lächerliche Mäuse“ geboren sind und ein großer Lärm um selbige bekanntlich nicht anständig sein soll: so hoffe ich doch auch allmählich Größeres zu vollbringen, ohne cyklopische Verwunderung vor mir selber: zu der hercule auch kein Grund vorhanden ist. Überhaupt scheint es mir, als ob gerade philologische Werke am allerseltensten freudige Bewunderung, Anerkennung des Genialischen ꝛc. verdienten; man rechne nur immer ab 1) was der Sammeleifer an solchen Büchern zu thun pflegt, 2) wie weit die betreffenden Fragen schon erwogen und behandelt waren, als der und der hinzukam, 3) was alles unser

Staunen erregt, nur weil es uns fremd ist. Viele Bücher haben das Verdienst, welches man an Reisenden anerkennt, die zum ersten Male in eine unbekannte Region kommen und sie nun beschreiben: wobei sie doch noch Plattköpfe sein können. An andern Büchern bewundern wir die Fülle der Ideen ꝛc.: die aber nicht dem Autor, sondern seinen Vorgängern angehören. An den meisten aber anerkennen wir nur den grausamen Fleiß und die unverächtliche Energie, die an unbedeutende Dinge verwandt ist: wobei wir die Empfindung haben, als ob wir etwas Asketisches, eine herbe Verleugnung vor uns sähen: während im Grunde nur ein ganz gemeiner Intellekt die Ursache dieser fleißigen Werke ist, ein Intellekt, der höhere, werthvollere Ideenkreise nicht kennt, mindestens sie nicht fruchtbar behandeln kann und darüber zum Kleinkrämer wird. — Die besten philologischen Bücher gehören allen drei Klassen zugleich an.*)

Nr. 31.

An Paul Deussen.

[Leipzig, ca. 20. Oktober 1868.]

Mein lieber Freund,

Deine Briefe kommen neuerdings immer bei besonders feierlichen Gelegenheiten an: so, als ich vor kurzem

*) Der 2. Bogen des Briefes ist nicht mehr vorhanden.

in meine neue Leipziger Wohnung einzog, lag Dein Brief auf dem Tisch, den Freund Roscher bereits richtig expedirt hatte. Bald darauf habe ich denn auch den ersten Theil meines Laertianum an Dich adressirt, damit ich nicht wieder dem Vorwurfe verfalle, undankbar gegen Freunde zu sein und durch anhaltendes Stillschweigen den Eindruck eines Todten zu machen. Nein, ich lebe und, was mehr sagen will, ich lebe gut und wünsche, daß Du Dich einmal persönlich davon überzeugst: besonders um die Einsicht zu gewinnen, daß *φιλοσοφεῖν* und Kranksein doch nicht identische Begriffe sind; daß es aber allerdings eine gewisse „Gesundheit" giebt, die ewige Feindin tieferer Philosophie, die bekanntlich neuerdings zum Spitznamen für bestimmte Sorten von Grenzbotenhelden und Historikern geworden ist.

Indem ich so an den Schluß Deines Briefes anknüpfe, erledige ich zugleich den dort mir zugemutheten Vorschlag. Lieber Freund, „gut schreiben" (wenn anders ich dies Lob verdiene: nego ac pernego) berechtigt doch wahrhaftig nicht, eine Kritik des Schopenhauer'schen Systems zu schreiben: im Übrigen kannst Du Dir von dem Respekt, den ich vor diesem „Genius ersten Ranges" habe, gar keine Vorstellung machen, wenn Du mir (i. e. homini pusillullullo!) die Fähigkeiten zutraust, jenen besagten Riesen über den Haufen zu werfen: denn hoffentlich verstehst Du unter einer Kritik seines Systems nicht nur die Hervorhebung irgend welcher schadhaften Stellen, mißlungner Beweisführungen, taktischer Ungeschicktheiten: womit allerdings gewisse überverwegne

Überwege und in der Philosophie nicht heimische Hayme alles gethan zu haben glauben. Man schreibt überhaupt nicht die Kritik einer Weltanschauung: sondern man begreift sie oder begreift sie eben nicht, ein dritter Standpunkt ist mir unergründlich. Jemand, der den Duft einer Rose nicht riecht, wird doch wahrhaftig nicht darüber kritisiren dürfen; und riecht er ihn: à la bonheur! dann wird ihm die Lust vergehn, zu kritisiren.

— Wir verstehn uns einfach nicht: erlaube mir über die besagten Dinge zu schweigen: was ich mich erinnere, Dir schon einmal vorgeschlagen zu haben.

Mit Deiner Ablehnung einer Apologie bin ich auch nicht sehr zufrieden, insbesondere nicht damit, daß ich Dir zugemuthet habe, die „Philologie" zu vertheidigen. Daran liegt mir gar nichts; ich möchte aber wissen, was Du über den gegenwärtigen Stand der Philologie, über die herrschenden Methoden, über die Entwicklung der jetzigen Philologen, über ihre Stellung zu den Schulen u. s. w. denkst, und zwar im Gegensatz zu meinen etwas derb ausgesprochnen Ansichten. Denn deutlich (oder „martialisch") zu reden hat in Briefen den besonderen Vortheil, seinen Halbpart aus schwebenden, vermittelnden Standpunkten zu drängen und ihm ein direktes Ja! und Nein! zu erpressen. Natürlich mit Gründen; aber Deine mythologische Auffassung der Philologie als Tochter (sage Tochter! heu heu!) der Philosophie, die als solche jeder Controle und Gerichtsbarkeit entzogen sei, enthält doch keinen auch nur leise angedeuteten Grund. Soll ich mythologisch reden, so

betrachte ich Philologie als Mißgeburt der Göttin Philosophie, erzeugt mit einem Idioten oder Cretin. Schade, daß Plato nicht schon denselben μῦθος erdacht hat: dem würdest Du eher glauben — und mit Recht. — Allerdings frage ich jede einzelne Wissenschaft nach ihrem Freipaß; und wenn sie nicht nachweisen kann, daß irgend welche großen Culturzwecke in ihrem Horizont liegen: so lasse ich sie zwar immer noch passiren, da die Käuze im Reich des Wissens ebenso ihr Recht haben als im Reich des Lebens, lache aber, wenn besagte Kauzwissenschaften sich pathetisch gebärden und den Kothurn am Fuße führen. Insgleichen werden einige Wissenschaften einmal senil: und der Anblick ist betrübend, wenn diese, abgezehrten Leibes, mit vertrockneten Adern, welkem Munde das Blut junger und blühender Naturen aufsuchen und vampyrartig aussaugen: ja, es ist die Pflicht eines Pädagogen, die frischen Kräfte fern zu halten von den Umschlingungen jener greisen Scheusale: die vom Standpunkt des Historikers Ehrerbietung, von dem der Gegenwart Widerwillen, von dem der Zukunft Vernichtung zu erwarten haben.

Ἀλλὰ ταῦτα μὲν τροπικῶς. Ἡμεῖς δέ, lieber Freund, sind Jünger der Gegenwart: soyons de notre siècle! —

Schließlich einige persönliche Allotrien. Erstens bitte ich Dich, mir einige Worte über das Laertianum zu schreiben: weil ich wissen möchte, was derartige Arbeiten in Deinem ingenium für eine Werthstellung einnehmen. Zweitens bin ich Dir zu erzählen schuldig, wie, wo und warum ich hier lebe. Vor allem nicht

als Student: und es ist bereits über ein Jahr her, daß ich diesen unerträglichen Zustand abgelegt habe. Vielmehr bin ich hier der zukünftige Privatdocent Leipzigs und richte nach dieser Intention mein Leben ein. Die Familie, in der ich meine schöne Behausung aufgeschlagen habe, ist die des Prof. Biedermann, ehemaligen Parlamentlers und jetzigen Redakteurs der „Deutschen Allgemeinen“: durch den es mir möglich ist, eine Anzahl interessanter Bekanntschaften zu machen (als da sind: geistreiche Frauen, hübsche Schauspielerinnen, bedeutende Litteraten und Politiker ꝛc.). Eine Anzahl größerer Aufsätze wartet der glücklichen Stunde, über die ich Dir später einmal schreibe. Ritschl, mein verehrter Lehrer, und seine mir sehr nahe stehende Gattin erweisen mir manches Angenehme: dazu blühe ich im Kreise strebender Freunde und Genossen und bedaure nur, nicht zur Hand zu haben den vortrefflichen

Paul Deussen.

Adr.: Herrn F. Nietzsche

Leipzig

Lessingstr. 22, 2 Treppen.

Nr. 32.

An Freiherrn von Gersdorff.

[Leipzig, 18. Januar 1869.]

Mein lieber Freund,

ich bin sehr glücklich, zu erfahren, in welchem Winkel Berlins Du jetzt hausest, nachdem Du eine Zeit lang ganz dem Bereiche meiner Briefe entschwunden warst; sodaß ich fast Lust bekam, mich einmal im Inseratentheile der Kreuzzeitung nach Dir und Deinem Befinden zu erkundigen. Ich bin doppelt froh, gerade jetzt von Dir benachrichtigt und durch einen ausführlichen Brief angenehm überrascht zu werden, jetzt, wo ich in der glücklichen Lage bin, einem theilnehmenden Freunde eine geheime, für diskrete Gemüther bestimmte, vorläufige Kunde in's Ohr zu flüstern. Nicht etwa die Kunde meiner Verlobung — bewahre mich Zeus —, aber die zunächst viel wohler lautende einer Berufung. Es steht mir mit einiger Wahrscheinlichkeit (um nicht mehr zu sagen) die Aussicht offen, in nächster Zeit als Professor extraordinarius (mit 3000 fr.) an die Universität Basel berufen zu werden.

Ich weiß im Voraus, wie herzlich Du, mein lieber Freund, diese Neuigkeit begrüßen wirst: und ich wünsche nur, Dir recht bald etwas Definitives schreiben zu können. Nicht wahr, die Sache hat etwas

Märchenhaftes, Siebenmeilenstiefelähnliches? Das Seltsamste ist immerhin, daß es wirklich in der Welt vollkommen vorurtheilsfreie, geistig unbefangene und Formalitäten abgeneigte Regierungsbehörden giebt: wenigstens liegt für mich nur hierin das Erstaunliche jener Geschichte. Sind wir doch in Preußen, und speziell im Unterrichtsfache, etwas anders gewöhnt. Zeter! Zeter! Wie Vater Schopenhauer so schön singt.

Mein hiesiges und jetziges Leben hat sich sehr gegen mein früheres umgewandelt. Erstens wohne und lebe ich in der Familie des Prof. Biedermann, des Redakteurs der „Deutschen Allgemeinen", und zwar sehr hübsch. Sodann bin ich in mehreren Familien eingeführt: besonders nahe aber steht mir der Kreis des Prof. Brockhaus, in dem ich das seltne, ja einzige Vergnügen hatte, Richard Wagner, den Bruder der Frau Prof. Brockhaus, kennen zu lernen. An jenem glücklichen Abende hat er uns aus seiner Selbstbiographie vorgelesen, „Meistersinger" gespielt und gesungen und mit mir speziell über Schopenhauer, als warmer Anhänger, gesprochen. Auch habe ich kürzlich zu meiner Freude einen brieflichen Gruß von ihm aus Luzern bekommen; nun, wenn die Götter es wollen, lebe ich von Ostern ab recht in seiner Nähe. — Diese Woche werden in Dresden die „Meistersinger" aufgeführt, ein Werk, zu dem ich die allerstärkste Zuneigung fühle, sodaß ich trotz des mächtigen Arbeitsdranges hinüberfahren werde.

Ach hätte ich das Vergnügen, mit Dir einmal wieder an Ort und Stelle zusammen zu sein, damit

wir gegenseitig unsre Vergangenheiten controliren, gleiche Erfahrungen und Erkenntnisse uns mittheilen könnten. Auf mich stürmt nun jetzt der heiße Lebenssommer ein mit einer schwerwuchtigen Last der Geschäfte: und oftmals werde ich an die treuen Freunde denken, denen ich vor Allem den Genuß und die geistige Erhebung der schönen akademischen Jahre danke. Vergiß mich nicht und behalte einen Platz in Deinem Herzen frei für

Deinen treuen Friedrich Nietzsche.

Adr.: Dr. Nietzsche, Leipzig, Lessingstr. 22 II.

Nr. 33.

(Visitenkarte.)

An Freiherrn von Gersdorff.

[Leipzig, 12. Februar 1869.]

(Rückseite:) Theurer Freund, in allen drei Instanzen bin ich einstimmig gewählt: wovon mich heute Vischer in Kenntniß gesetzt hat. Er redet mich „Herr Professor" an: nun, so darf ich mich also auch so unterzeichnen. Dieser Prof. Vischer ist der Erziehungschef im Kanton.

In treuster Freundschaft

(Vorderseite:)

[gedruckt:] Friedrich Nietzsche.

[geschrieben:] Professor der klassischen Philologie
an der Universität Basel.

Adr.: Leipzig, Lessingstr. 22 II.

Nr. 34.

An Paul Deussen.

[Naumburg, 13. April 1869.]

Lieber Freund,

nehmen wir's denn nicht zu tragisch: es scheint ja kein Grund vorhanden zu sein. Aber der alte Euripides hat doch bei Dir mitunter Recht: „die Feder schreibt und das Deussenherz weiß nichts davon". Diese kleine heillose Feder hat nämlich eine Neigung zur Phrase und die Eitelkeit, von jenem Herzen mehr erzählen zu wollen, als sie weiß und verantworten kann. Es ist offenbar eine Gänsefeder; ich würde sie stark verschneiden oder sie ganz wegwerfen und mich an eine andre gewöhnen. Sapienti sat.

Es ist spät Nachts, und morgen mit dem Morgengrauen geht es fort. Die Welt muthet mich fremdartig an, jene Welt, in die ich trete. Versuchen wir's, wir beide, jeder an seinem Orte, jeder in seiner Weise zu athmen und uns an eine zeitweilig drückende Atmosphäre zu gewöhnen.

Beiläufig: Basel ist für Dich nicht unerreichbar, besonders für einen solchen Fußsoldaten, wie Du bist, der von Oberdreis nach Minden — horresco referens — wandelt, gleich als ob die Eisenbahnen noch nicht erfunden wären.

Das Buch, das Du letzthin mitzuschicken so freundlich warst, habe ich aufgenommen, wie es gegeben war, als ein Erinnerungszeichen an lange und schöne Tage, an Zeiten gemeinsamer Entwicklung, an die auch ich gern und dankbar zurückdenke.

Wir werden's ja auch noch zusammen aushalten, falls Du mich nämlich nicht zu oft durch solche Impromptus, wie es das letzte war, erschreckst und irre machst.

Und so beginne Deinen Beruf, mit der Treue und Sorgfalt, die ich an Dir aus Deiner Schulzeit kenne, mit dem Hinblick auf ein Ideal, mit der Sehnsucht nach einer Verwirklichung desselben. Schließlich thun wir alle eins und wollen auch hoffentlich etwas Ähnliches. Ich wüßte keinen Grund, muthlos zu sein. Man erträgt ja das Leben; was bedeutet dagegen ein Amt, eine Pflicht! Wird's zu toll, nun dann nützt das alte Hausmittel: „man setzt sich auf den Zuschauerplatz und sieht die allerschönste Komödie." „Nicht nur zu handeln, anzuschauen sind wir da", um einen schönen Sophoklesvers schlecht zu parodiren.

Adieu, theurer Freund!

Wie ehedem und immer

Dein alter Kamerad

Dr. Friedrich Nietzsche
Prof. in Basel

(dies ist die Adresse).

Nr. 35.

An Freiherrn von Gersdorff.

[Naumburg, 13. April 1869.]

Mein lieber Freund,

der letzte Termin ist herangekommen, der letzte Abend, den ich noch in der Heimat verlebe: morgen früh geht's hinaus in die weite weite Welt, in einen neuen, ungewohnten Beruf, in eine schwere und drückende Atmosphäre von Pflicht und Arbeit. Wieder einmal gilt es Abschied nehmen: die goldne Zeit der freien, unumschränkten Thätigkeit, der souveränen Gegenwart, des Kunst- und Weltgenusses als unbetheiligter oder wenigstens schwach betheiligter Zuschauer — diese Zeit ist unwiederbringlich hinüber: jetzt regiert die strenge Göttin, die Tagespflicht. „Bemooster Bursche zieh' ich aus" — Du kennst ja das ergreifende Studentenlied. Ja ja! „Muß selber nun Philister sein!" Irgendwo hat dieser Satz immer seine Wahrheit. Man ist nicht ungestraft in Amt und Würden, — es handelt sich nur darum, ob die Fesseln von Eisen oder von Zwirn sind. Und ich habe noch den Muth, gelegentlich einmal eine Fessel zu zerreißen und anderwärts und auf andre Weise das bedenkliche Leben zu versuchen. Von dem obligaten Buckel der Professoren spüre ich noch nichts. Philister zu sein,

ἄνθρωπος ἄμουσος, Heerdenmensch — davor behüte mich Zeus und alle Musen! Auch wüßte ich kaum, wie ich's anstellen sollte, es zu werden, da ich's nicht bin. Einer Art des Philisteriums bin ich zwar näher gerückt, der species „Fachmensch"; es ist nur zu natürlich, daß die tägliche Last, die allstündliche Concentration des Denkens auf bestimmte Wissensgebiete und Probleme die freie Empfänglichkeit etwas abstumpft und den philosophischen Sinn in der Wurzel angreift. Aber ich bilde mir ein, dieser Gefahr mit mehr Ruhe und Sicherheit entgegen gehen zu können als die meisten Philologen; zu tief wurzelt schon der philosophische Ernst, zu deutlich sind mir die wahren und wesentlichen Probleme des Lebens und Denkens von dem großen Mystagogen Schopenhauer gezeigt worden, um jemals einen schmählichen Abfall von der „Idee" befürchten zu müssen. Meine Wissenschaft mit diesem neuen Blute zu durchdringen, auf meine Zuhörer jenen Schopenhauerischen Ernst zu übertragen, der auf der Stirne des erhabnen Mannes ausgeprägt ist — dies ist mein Wunsch, meine kühne Hoffnung: etwas mehr möchte ich sein als ein Zuchtmeister tüchtiger Philologen: die Lehrergeneration der Gegenwart, die Sorgfalt für die nachwachsende Brut, alles dies schwebt mir vor der Seele. Wenn wir einmal unser Leben austragen müssen, versuchen wir es, dieses Leben so zu gebrauchen, daß Andere es als werthvoll segnen, wenn wir glücklich von ihm erlöst sind.

Dir, theurer Freund, mit dem ich in vielen Grundfragen des Lebens eins bin, wünsche ich das

Glück, das Du verdienst, mir Deine alte treue Freundschaft. Lebe wohl!

Friedrich Nietzsche Dr.

Ich danke Dir herzlich für Deine inhaltsreichen Briefe. Verzeih es meiner *πολυπραγμοσύνη*, wenn ich so spät danke. Wiesike habe ich brieflich gedankt.

Adr.: Prof. Dr. Friedrich Nietzsche
in Basel.

Nr. 36.

An Paul Deussen.

[Juli 1869.]

Lieber Freund,

immer noch nicht habe ich Deinen liebenswürdig treuherzigen und behaglichen Brief beantwortet: das fiel mir eben, als ich ihn wieder einmal las, schwer auf die Seele, zugleich mit der Mahnung, daß Du eine Art von Recension über Deine Schrift von mir verlangt hast, während ich sie bis jetzt immer nur durchblättert und angelesen und letzthin zum Buchbinder geschickt habe. Aber nur Geduld! Wenn ich erst meine Vorlesung über Plato lese — und das geschieht in einem der nächsten Semester — dann soll sie auf das ehrlichste berücksichtigt werden. Inzwischen

habe ich mich am hübschen Latein, gelegentlichen Bemerkungen und der glänzenden Ausstattung gefreut, wie sie so ein Schooßkind gewiß verdient hat. Unter anderen Umständen würde ich mit dem Werke eines Freundes eine intimere Bekanntschaft sogleich angebahnt haben, — aber welch ein Tyrann ist so ein Amt, noch dazu ein so junges, da bekanntlich

ἅπας δὲ τραχὺς ὅστις ἂν νέον κρατῇ.

Doch Du wirst gerne etwas Näheres hören wollen von diesem Amte, und so laß Dir denn erzählen. Die ganze Sache, um die Hauptsache vorweg zu sagen, paßt mir auf den Leib wie angegossen, ja ich bin ganz offenbar in dem mir natürlichen Element, darüber habe ich keinen Zweifel. Doch wird es noch eine Zeit dauern, bis die Natur sich ganz und vollständig an diese Thätigkeit gewöhnt hat: einstweilen fühle ich mich häufig sehr angegriffen. Jedenfalls habe ich mir für das erste Semester viel zugemuthet: vor allem zwei neue Collegien, zu denen ich mich immer von Tag zu Tag vorbereiten muß, sodaß ich etwas von der Hand in den Mund lebe. Sonst gefallen mir diese beiden — Geschichte der Lyrik mit Interpretation und Aeschylus' Choephoren — recht wohl, und ich bilde mir ein, meinen Zuhörern viel schöne und neue Dinge mitzutheilen. Auch die Thätigkeit im Seminar erscheint mir ziemlich fruchtbringend. Für nächstes Semester habe ich lateinische Grammatik angekündigt, sowie Geschichte der vorplatonischen Philosophen (mit Interpretation ausgewählter Fragmente).

Meine Antrittsrede, die ich in einem ganz ge-

füllten großen Saal gehalten habe, handelte über die Persönlichkeit Homer's.

Am Pädagogium lese ich Plato's Phaedon und lasse fleißig nach Pförtner Sitte Dokimastika schreiben. Schließlich kann ich doch noch einen leidlichen Schulmeister vorstellen. Wer hätte das gedacht?

Wenn Du mich einmal besuchst — auf einer Schweizerreise, wie ich es mir ausgedacht habe — so wirst Du finden, daß ich gut eingerichtet bin und mich hier wohlfühlen kann. Freilich fehlt es mir noch an intimen Freunden. Dagegen bin ich so glücklich, Richard Wagner in der Nähe zu haben und bei ihm, in seiner reizenden Villa am Vierwaldstätter See, immer die gastlichste Aufnahme zu finden. Von meinen Collegen stehen mir Jacob Burckhardt, der Kunsthistoriker, und der Nationalökonom Schönberg am nächsten. Rohde schreibt mir viel aus Italien, Gersdorff aus Berlin: und aus Minden bald einen Brief zu bekommen würde mich sehr erfreuen.

Adieu, bester Freund.

Fr. N.

Nr. 37.

An Freiherrn von Gersdorff.

[Hôtel Pilatus-Klimsenhorn,
4. August 1869.]

Du glaubst gar nicht, mein lieber Freund, wie sehr mich Dein letzter Brief gerührt hat und wie

deutlich ich das Gefühl unseres Zusammengehörens empfand. Mitten heraus aus jener peinlichen Vorbereitung zum Examen, aus dem Gewühl der Weltstadt erklang mir Deine Stimme, als die eines tiefernsten, dem Besten und Würdigsten nachstrebenden Menschen, der fernab wandelnd von den Bahnen seiner Alters- und Berufsgenossen, im engsten Kreise weniger Auserwählter und in der Betrachtung wichtigster Fragen sich wohl und heimisch fühlt. Glaube aber nur, daß auch mir diese Geisteswelt, in der Du lebst, ewig die nächste bleibt, daß ich mich keineswegs durch meinen philologischen Beruf von ihr entfremden lasse, sondern an den Brücken baue, um zwischen innerem Wunsch und äußerem „Muß" eine Verbindung herzustellen. So werde ich schon im nächsten Halbjahr eine Geschichte der vorplatonischen Philosophen lesen, in die allerhand hineingearbeitet werden soll, was als kräftige Kost meinen Zuhörern dient und sie unmerkbar den ernstesten und würdigsten Denkern zuführen soll. Dazu habe ich einen Menschen gefunden, der wie kein anderer das Bild dessen, was Schopenhauer „das Genie" nennt, mir offenbart und der ganz durchdrungen ist von jener wundersam innigen Philosophie. Dies ist kein Anderer als Richard Wagner, über den Du kein Urtheil glauben darfst, das sich in der Presse, in den Schriften der Musikgelehrten u. s. w. findet. Niemand kennt ihn und kann ihn beurtheilen, weil alle Welt auf einem andern Fundamente steht und in seiner Atmosphäre nicht heimisch ist. In ihm herrscht eine so unbedingte Idealität, eine solch tiefe und rührende Menschlich-

keit, ein solch erhabner Lebensernst, daß ich mich in seiner Nähe wie in der Nähe des Göttlichen fühle. Wie manche Tage habe ich nun schon in dem reizenden Landgute am Vierwaldstätter See verlebt, und immer neu und unerschöpflich ist diese wunderbare Natur. So las ich noch gestern ein Manuscript, das er mir übergeben hatte, „über Staat und Religion"; ein größerer tiefsinniger Aufsatz, dazu bestimmt seinen „jungen Freund" den kleinen Bayernkönig über seine innere Stellung zu Staat und Religion aufzuklären. Nie ist in würdigerer und philosophischerer Weise zu einem König geredet worden; ich war ganz erhoben und erschüttert von dieser Idealität, die durchaus dem Geiste Schopenhauer's entsprungen schien. Der König kann wie kein anderer Sterblicher die Tragik des Lebens verstehen, darum ziemt ihm die Gnade u. s. w.

Erfreue mich doch recht bald mit neuen Nachrichten über Deine Wirksamkeit in partibus infidelium und sei herzlich und warm gegrüßt

von Deinem treuen
Fritz Nietzsche.

Ein wichtiges Buch für Dich ist Hartmann's „Philosophie des Unbewußten", trotz der Unredlichkeit des Verfassers. Dann schaffe Dir doch ja an: „Deutsche Kunst und Politik" von Richard Wagner und desselben „Oper und Drama".

Grüße Textor und Krüger recht angelegentlich. — Von morgen an bin ich wieder in Basel.

Nr. 38.

An Paul Deussen.

Basel, 25. Aug. 1869.

Mein lieber Freund,

zum Zeichen daß ich gerne etwas von Dir hören möchte, daß ich mich aber noch lieber mit Dir unterhalten würde — breche ich die alte leidige Gewohnheit vom Hinüber und Herüber eines Briefwechsels und schicke ein zweites „Hinüber" zu dem fernen Freunde.

Ob wir uns wohl verändert finden, wenn wir uns einmal wiedersehen! Schon Dein Äußeres kann ich mir nicht mehr vergegenwärtigen: denn was bedeutet die schlechte Photographie, die den Abiturienten Paul Deussen darstellt und in meinem Album steckt? Auch von meiner Photographie, die ich Dir das letzte Mal zusandte, wirst Du wenig haben, ja vielleicht gar Dir eine falsche Vorstellung machen: *εἴδωλον καὶ ψεῦδος*! Und was schon vom Äußerlichen gilt, wie viel mehr vom Innern. Wir können uns nur Briefe schicken, und diese sind noch nicht einmal Photographien des Innern, sondern nur flüchtige Schattenbilder einer noch flüchtigeren Stimmung.

Zur Freundschaft gehört Gegenwart: sonst tritt an ihre Stelle der Cultus der Erinnerung.

Nun will ich die Namen der Menschen aufzählen, welche mir, seitdem Du mich nicht mehr kennst, näher getreten sind.

Zuerst einige auch Dir bekannte: in erster und einziger Stellung Dr. Erwin Rohde, von bester und seltenster Sorte und mir in rührender Liebe treu zugethan. Dann Dr. Heinrich Romundt, jünger als ich und daher mehr in der Stellung eines lernend-mitstrebenden Freundes: mir außerordentlich werth wegen seiner philosophischen Gleichstimmung, sodaß ich niemandem gegenüber etwas Längeres und Wichtiges lieber auseinandersetze als ihm. Dann Oberpfarrer Wenkel, tapferster und aussichtsreichster Gesinnungsgenosse in nomine Schopenhaueri: Verhältniß gegenseitigster Werthschätzung.

Neuerdings beglückende Annäherung der wärmsten und gemüthvollsten Art an Richard Wagner, das will sagen: den größten Genius und größten Menschen dieser Zeit, durchaus incommensurabel! Alle zwei, drei Wochen verlebe ich ein paar Tage auf seinem Landgute am Vierwaldstätter See und erachte diese Annäherung als die größte Errungenschaft meines Lebens, nächst dem, was ich Schopenhauer verdanke.

Über Ritschl habe ich Dir schon öfter geschrieben.

Von Frauen sind als die für mich einflußreichsten zu nennen Frau Ritschl und Frau Baronin von Bülow (Tochter Liszt's).

Gute Freunde und treue Kameraden sind mir noch folgende: Dr. Windisch in Leipzig, Volkmann in Pforte, Prof. Zarncke in Leipzig, Prof. Schönberg in Basel (Nationalökonom), Dr. Roscher, Dr. Kleinpaul. Alle die letztgenannten stehen mir nahe genug, doch nicht in der ersten Linie der Freundschaft.

Nicht wahr, das ist eine stolze Reihe von Namen, deren ich mich wohl erfreuen darf, zumal ich mit dem Prädikat „Freund“ sehr karg und haushälterisch bin und gar nicht darauf aus bin, nähere Bekanntschaften zu machen. Und nun sind alle die älteren und bewährten Namen noch nicht genannt, von Menschen, die mir schon befreundet waren, als Du mich kanntest.

Ein solches Verzeichniß ist jedenfalls lehrreich, und viele Betrachtungen kommen ganz ungesucht. Eine solche Freundesreihe ist gewissermaßen eine Projektion unsres Innern nach Außen, eine Art Tonleiter, auf der alle Töne unsres Wesens einen Ausdruck finden. Man wird nachdenklich. — Zum Glück und zur Heiterkeit bin ich wohl nicht geboren.

Das Wunderlichste ist, daß man zur Beurtheilung seiner Selbst sich nie völlig fähig fühlt und beim Versuch dazu sich ebenso fremd ansieht und construirt als jeden beliebigen Andern. Deshalb sind äußerliche Maßstäbe so nützlich, wie z. B. die oben erwähnte Freundesreihe. Nur daß man selbst sich scheut oder schämt, eine Consequenz zu ziehn, und es lieber Andern überläßt: wie ich es heute z. B. Dir überlasse, lieber Freund, mir einmal Deine Betrachtungen über jene Liste mitzutheilen.

Ich bin schon viel zu alt, um eitel sein zu können: wie steht es mit Dir?

Wir leiden alle schwer am Leben. Glücklich die harmlosen Blinden! [— —]

Dein treuer Freund

Friedr. Nietzsche.

Wo ist unser Pförtner Kamerad Meyer? Grüße ihn und bitte ihn in meinem Namen um meine Gedichte aus der Gymnasialzeit: falls er sie noch hat. Dieselbe Bitte ergeht an Dich: sonst ist alles fort.

Nr. 39.

An Freiherrn von Gersdorff.

(Vom 7. bis 17. Oktober
bin ich in Naumburg.)

Basel, 28. Sept. 1869.

Mein lieber Freund,

nun sollst Du hören, was Dein letzter Brief gewirkt hat: auch ich gehöre, seit dem Empfang desselben, nicht mehr zu den „Sarkophagen". Es kam mir in's Gedächtniß, wie ich in Leipzig selbst einmal einen schüchternen Versuch machte, nach der Lektüre Shelley's, Dir die Paradoxie der Pflanzenkost sammt ihren Consequenzen vorzuführen: leider an unpassender Stelle, bei „Mahn", während vor uns die bewußten Coteletts mit Allerlei standen. Verzeih das gemeine Detail der Erinnerung, über die ich selbst ganz erstaunt bin: aber der Contrast Deiner Natur und der Pflanzenkost-Weltanschauung erschien mir damals so kräftig, daß selbst jene Einzelheiten sich mir einprägten.

Nach diesem ersten Bekenntniß nun gleich das zweite: ich bin nämlich bereits wieder überzeugt, daß das Ganze eine Marotte ist, noch dazu eine recht bedenkliche. Doch zweifle ich, ob ich jetzt gerade alle Gründe bei der Hand habe, die mir inzwischen dagegen eingefallen sind. Ich verlebte nämlich wieder, wie ich es jetzt häufig thue, ein paar Tage bei Einem, der jahrelang dieselbe Abstinenz geübt hat und davon reden darf, nämlich bei Richard Wagner. Und er hat mir, nicht ohne wärmste Betheiligung seines Gemüths und mit kräftigster Ansprache, alle die inneren Verkehrtheiten jener Theorie und Praxis vorgeführt. Das Wichtigste für mich ist, daß hier wieder ein Stück jenes Optimismus mit Händen zu greifen ist, der unter den wunderlichsten Formen, bald als Socialismus, bald als Todtenverbrennung — nicht Begrabung, bald als Pflanzenkostlehre und unter unzähligen Formen immer wieder auftaucht: als ob nämlich mit Beseitigung einer sündhaft-unnatürlichen Erscheinung das Glück und die Harmonie hergestellt sei. Während doch unsre erhabne Philosophie lehrt, daß wo wir hin greifen, wir überall in das volle Verderben, in den reinen Willen zum Leben fassen und hier alle Palliativkuren unsinnig sind.

Gewiß ist die Achtung vor dem Thiere ein den edlen Menschen zierendes Bewußtsein: aber die so grausame und unsittliche Göttin Natur hat eben mit ungeheurem Instinkt uns Völkern dieser Zonen das Entsetzliche, die Fleischeskost angezwungen, während in den warmen Gegenden, wo die Affen von Pflanzenkost leben, auch die Menschen, nach demselben unge-

heuren Instinkte, mit ihr sich genügen lassen. Auch bei uns ist, bei besonders kräftigen und stark körperlich thätigen Menschen, eine reine Pflanzenkost möglich, indeß nur mit gewaltigem Auflehnen gegen die Natur: die sich auch in ihrer Art rächt, wie es Wagner persönlich auf das allerstärkste empfunden hat. Einer seiner Freunde ist sogar das Opfer des Experiments geworden, und er selbst glaubt, längst nicht mehr zu leben, wenn er in jener Ernährungsart fortgefahren wäre. Der Kanon, den die Erfahrung auf diesem Gebiete giebt, ist der: geistig produktive und gemüthlich intensive Naturen müssen Fleisch haben. Die andre Lebensweise bleibe den Bäckern und Bauern, die nichts als Verdauungsmaschinen sind. — Der andre Gesichtspunkt ist ebenso wichtig: es ist unglaublich, was eine so abnorme Lebensweise, die nach allen Seiten hin Kampf verursacht, an Kraft und Energie des Geistes aufzehrt, die somit edleren und allgemein nützlicheren Bestrebungen entzogen werden. Wer den Muth hat, für etwas Unerhörtes durch seine Praxis einzustehn, der sorge dafür, daß dies auch etwas Würdiges und Großes sei, nicht aber eine Theorie, bei der es sich um die Ernährung der Materie handelt. Und mag man auch Einzelnen ein Martyrium für solche Dinge zugestehn: ich möchte nicht zu ihnen zählen, solange auf geistigem Gebiete wir noch irgend eine Fahne hoch zu halten haben. Ich merke wohl, daß in Deiner Natur, liebster Freund, etwas Heroisches ist, das sich eine Welt voll Kampf und Mühe schaffen möchte: aber ich fürchte,

daß ganz unbedeutende Flachköpfe diese Deine edle Neigung mißbrauchen wollen, indem sie ihr ein solches Princip unterzuschieben suchen. Wenigstens halte ich jene vielverbreiteten litterarischen Produktionen für berüchtigte Lügenfabrikate, allerdings vom ehrlich-dummen Fanatismus diktirt. Kämpfen wir, und wenn es geht, nicht für Windmühlen. Denken wir an den Kampf und die Askese wahrhaft großer Männer, an Schopenhauer, Schiller, Wagner! Antworte mir, theurer Freund.

F. N.

Ich fange noch einen neuen Bogen an, weil es mich wirklich sehr bekümmert, mit Dir hierin nicht übereinstimmen zu können. Indeß, um Dir meine wohlmeinende Energie zu zeigen, habe ich dieselbe Lebensweise bis jetzt eingehalten und werde dies so lange thun, bis Du selbst mir die Erlaubniß giebst anders zu leben. — Warum muß man doch die Mäßigkeit gleich bis zum Extrem ausdehnen? Offenbar deshalb, weil es leichter ist, einen ganz äußersten Standpunkt festzuhalten, als auf jener goldnen Mitte ohne Fehl zu gehen.

Das gebe ich ja zu, daß man in den Gasthöfen durchaus an eine „Überfütterung" gewöhnt wird: weshalb ich in ihnen nicht mehr essen mag. Ebenfalls ist mir ganz klar, daß eine zeitweilige Enthaltsamkeit von Fleisch, aus diätetischen Gründen, äußerst nützlich ist. Aber warum, um mit Goethe zu reden, daraus „Religion machen"? Dies liegt aber in allen solchen Absonderlichkeiten unvermeidlich eingeschlossen, und

wer erst für Pflanzenkost reif ist, ist es meist auch für socialistisches „Allerlei".

Auch in diesem Punkte hat Schopenhauer mit der unfehlbaren Sicherheit seines großen Instinktes das Richtige gesagt und gethan. Du kennst die Stelle.

Doch will ich von diesem Punkte nicht mehr reden. Wohl aber noch von allem, was sich auf unsern Meister bezieht — dessen Bild ich, beiläufig, noch nicht bekommen habe. Ich stehe jetzt wirklich in einem Centrum von Schopenhauerischen Fäden, in alle Welt ausgespannt. Wenn wir einmal wieder zusammenkommen, werde ich Dir von Wenkel's Schopenhauerthum erzählen, ebenso von Wagner's, der durchaus durchdrungen und geweiht ist von dieser Philosophie: ich werde Dir die denkwürdigsten und gedankenreichsten Briefe meiner Freunde Dr. Rohde (in Florenz) und Dr. Romundt (Leipzig) vorlesen, die alle auf das tiefste und bestimmendste von jener Philosophie gepackt sind. Um schließlich von mir zu reden, so durchdringt jene mir innerlichst sympathische Weltanschauung von Tag zu Tag mehr mein Denken, auch mein wissenschaftliches: wie Du es vielleicht merken wirst, wenn ich Dir bald einmal meine Baseler Antrittsrede im Manuscript zuschicke. Sie handelt „über die Persönlichkeit Homer's": man muß schon tüchtig sich in Schopenhauer hineingelebt haben, um an ihr zu fühlen, wo alles der bestimmende Zauber seiner eigenthümlichen Denkart mächtig ist.

Im nächsten Winter werde ich Gelegenheit haben in unserem Sinne nützlich zu sein, da ich Geschichte der vorplatonischen Philosophie und eine Vorlesung

über Homer und Hesiod angekündigt habe. Auch werde ich zwei öffentliche Reden halten „über die Ästhetik der griechischen Tragiker“ und „über das antike Musikdrama“, und Wagner wird dazu aus Tribschen herüberkommen.

Ich habe Dir schon geschrieben, von welchem Werthe mir dieser Genius ist: als die leibhafte Illustration dessen, was Schopenhauer ein „Genie“ nennt.

Mit meiner akademischen Thätigkeit, deren erstes Semester ich nun glücklich beendet habe, darf ich wohl zufrieden sein. Merke ich doch an meinen Zuhörern die geweckteste Theilnahme und wirkliche Sympathie für mich, die sich darin äußert, daß sie oft und gerne sich bei mir Raths erholen.

Aber es ist ein anstrengendes Leben, das glaube mir.

Ach wenn ich doch nicht alle diese Worte hätte schreiben müssen! Alle Wärme, Unmittelbarkeit und Energie des Gefühls sind dahin, wenn erst das Wort, in Alizarintinte gehüllt, auf dem Papiere steht. Und doch erwarte ich etwas von dem Briefe. Oder darf ich dies nicht?

Jedenfalls doch eine baldige Antwort?

In herzlicher Gesinnung und treuer Freundschaft, auch mit bestem Gruße an Deine guten Freunde

Friedr. Nietzsche.

Nr. 40.

An Paul Deussen.

[Basel, gegen Ende 1869.]

Mein lieber Freund, daß ich so weit oben anfange, ist ein Beweis dafür, wie gern, also auch wie viel ich jetzt an Dich schreibe. Nämlich als Dein letzter Brief ankam, war ich gerade aus dem Bette aufgestanden und dachte beim Trinken meines Kakao, warum nur Freund Paul nicht etwas angelegentlicher schreibt: oder ob ich gar wieder was Unerhörtes, höchst Beleidigendes im letzten Briefe gesagt habe und dergleichen. Denn bisweilen begegnet es mir, daß meine Freunde irgend ein Wort zu tragisch nehmen: da sie mich doch kennen sollten und diese ihre Kenntniß und Erfahrung höher schätzen dürften als ein gelegentliches Wort. Solches überlegend empfieng ich Deinen Brief, und hatte nur wenig gelesen, als ich auch etwas wie von einer veränderten Luft spürte; und als Du mir dann von Deinen Schopenhauerianis erzähltest, wie Dir jener Name fast schon ein heiliger sei u. s. w. — da hörte ich bereits nichts Neues mehr, so untrüglich ist meine Witterung *ὡς Λαχαίνης εὔρινος βάσις*.

Da Du etwas aus meiner Erfahrung in dieser so kräftig von mir eingesaugten Atmosphäre vernehmen willst: so will ich erst ein paar Glaubens-

sätze hinschreiben. Eine Philosophie, die wir aus reinem Erkenntnißtrieb annehmen, wird uns nie ganz zu eigen: weil sie nie unser Eigen war. Die rechte Philosophie jedes Einzelnen ist ἀνάμνησις. Daher der große Ruhm auch schlechter Philosophen. Du willst eine Philosophie, die Dir zugleich einen praktischen Kanon giebt: frage Dich nur genauer nach den eigensten Triebfedern Deines vergangnen Handelns: mit Bewußtsein kann man sich keine neuen Triebfedern schaffen. Das Vorhandene ist da, aber beileibe nicht, weil es da ist, auch vernünftig. Nur ist es nothwendig.

Auch die Philosophie, die der Mensch zur seinen macht, ist nothwendig. Die Ästhetik hat noch Keinen zum Dichter gemacht. Du stellst die Dinge auf den Kopf.

Schreibe mir doch einmal während der Weihnachtsferien, in denen Du gewiß zu einem längeren Briefe Zeit findest. Adressire aber nicht nach Basel, denn ich verlebe Weihnachten bei meinem edlen und im höchsten Sinne genialen Freunde Wagner und unsrer ausgezeichneten Freundin Cosima von Bülow, d. h. auf Tribschen bei Luzern. Dieses Tribschen ist das Wagner'sche Landhaus. Aber schreibe mir doch, wo Du anzutreffen bist: vielleicht schicke ich Dir als Geburtstagsgeschenk (7. Januar) meine Rede über „Homer und die klassische Philologie". Dies „vielleicht" bezieht sich nur darauf, daß ich noch nicht weiß, ob ihr Druck bis dahin beendet ist.

Jetzt von meinem Basler Dasein. Ich lese diesen Winter „lateinische Grammatik" vor 9 Zuhörern,

d. h. vor allen hiesigen Philologen; am Pädagogium treibe ich Hesiod und Plato. Im Herbst war ich in der Heimat, auch in Pforte, die Deines Lobes voll ist. Vor allem in Leipzig war ich recht glücklich und erinnerungsselig.

Alles was ich Dir erzählen möchte, merke ich da eben, ruht auf Voraussetzungen, die Dir nicht bekannt sind. Ja! Vier Jahr auseinander! Mit Rührung fiel mir gestern mein*) „Nationalvers" aus der Bonner Zeit ein. Ach!

Übrigens erwarte ich Deine baldige Verlobungsanzeige. — Hast Du Peipers' Recension der Deussen'schen Schrift im Philologischen Anzeiger von Leutsch (Oktoberheft) gelesen?

Grüße Dein Lottchen, Freund! sagt Schiller.

Pax nobiscum.

F. N.

Basel, Sonntag im Dezember.

*) Wie hieß doch Vers 3 und 4? nämlich *στίχος* 3 und 4.

Nr. 41.

An Freiherrn von Gersdorff.

Basel, am Sonntage vor Weihnachten,
anno 1869.

Theuerster Freund,

daß ich diesmal so spät schreibe, mache ich mir wahrhaft zum Vorwurf: aber glaube mir, daß das Leben eines jungen Docenten mit reißender Schnelle vorüberrauscht, sodaß unter der Hand plötzlich zwei Monate seit meinem Geburtstage vergangen sind, und mein heutiger Brief sehr post festum kommt, aber doch zugleich ad festum, nämlich zur Feier Deines eignen Geburtstages. Leider ist der Buchdrucker Schuld, daß ich nicht mit diesem Briefe gleichzeitig auch eine kleine Gabe absenden kann, nämlich meine Baseler Antrittsrede, die ich nur für den engsten Kreis meiner Freunde habe drucken lassen, und deren öffentliches Bekanntwerden durchaus unräthlich ist.

Darf ich vielleicht die Vermuthung aussprechen, daß auch eine besondere Gratulation nach Bezwingung jenes Lindwurms, genannt „Staatsexamen", heute am Platze ist? Ich habe das herzlichste Mitleid im Gedanken an diese Deine zu überstehenden Qualen empfunden, andrerseits den Heroismus bewundert, daß Du in Deinen Briefen gar nichts von den wohlbekannten hochnothpeinlichen Empfindungen

zu erkennen giebst. Mich hat mein Geschick in beinahe wunderbarer Weise über alle diese Schrecken hinweggetragen, wie einen Schlafenden; und ich muß bereits die Rolle eines Examinators, so gut es geht, spielen. Deutlicher kann man gar nicht exemplificiren, wie zufällig und folglich wie unzuverlässig solche Examina sind: ich, der ich, bei einer leisesten Wendung meines vergangnen Lebens, wahrscheinlich jetzt alle Nöthe des Examens zu bestehen hätte, fungire als Examinator. Im Übrigen bin ich der aufrichtigen Meinung, daß das Härteste, was man zu ertragen hat, auch das Nützlichste ist: und in diesem Sinn rufe ich Dir, victori felicissimo, zu: „Wohl bekomm's!"

Das Bild unseres Meisters, mit dem Du meine Stube geziert hast, erinnert mich, Dir von der Gründung einer societas Schopenhaueriana in Leipzig Mittheilung zu machen: sie ist angeregt durch unseren Freund Dr. Romundt. Was wirst Du sagen, daß mein bester Schüler hier plötzlich Schopenhauerfanaticus geworden ist und die ethischen Schriften in's Französische zu übersetzen begonnen hat, ebenso wie Kant's Prolegomena? Es ist nämlich ein Waadtländer, Namens Cornu.

In den nächsten Tagen reise ich ab, um die Weihnachtswochen und -freuden mit meinem edlen und genialen Freunde Richard Wagner zu verleben, in seinem prächtigen Landsitz Tribschen bei Luzern. Würde ich vielleicht dort gute neue Nachrichten von Dir erwarten dürfen?

So sind wir nun durch alle Welt zerstreut:

Rohde der ausgezeichnete Mensch, auf dessen treue Freundschaft ich gewiß stolz bin, in Rom beim Concil; Deussen, der mir schrieb, daß Schopenhauer für ihn fast schon ein heiliger Name sei, in Minden als Gymnasiallehrer; Romundt als Erzieher in Leipzig u. s. w. — alles in Amt und Würden, an der Schwelle des „Philisteriums". Wir haben gegen dieses Greuel aller Greuel, gegen diese graue Sphäre der Mittelmäßigkeit die herrlichsten Gegenmittel in der Verehrung unserer allerheiligsten Philosophie, in der Kunst, und — nicht am wenigsten — in unsrer Freundschaft.

Treulichst

F. N.

Nr. 42.

An Paul Deussen.

[Basel, Februar 1870.]

Mein lieber Freund,

ich habe ganz vergessen, auf Deinen letzten Brief zu antworten; umso mehr hat er mich beschäftigt und jedenfalls war die Absicht, Dir die schönsten und besten Dinge zu schreiben, öfters bei mir sehr stark vorhanden. Denn jetzt bist Du einer der Unsrigen geworden, ja ich würde wagen, Dich im persönlichsten Sinne als den „Meinen" zu bezeichnen, wenn nicht

jenes von Dir angedeutete „Gebilde“ (aus Himmels Höhen oder Elberfelds Tiefen?) Einspruch erhoben hätte — oder erheben würde. Denn noch weiß ich nichts Genaueres; doch hoffe ich Eins ganz bestimmt: daß ich bald über jenes noch ganz neutrale Wesen, „das Gebilde“, so in's Klare gesetzt werde, wie es für Dich ein Genuß sein muß. Denn irgend jemandem wirst Du doch wohl Dich etwas ausschütten wollen: und ich bin in der Übung, erotische Briefe (von verliebten, sich aussprechen wollenden Freunden nämlich) zu empfangen. Daß hier die Philosophie nichts mitzureden hat, billige ich vollkommen: umso mehr aber die wahre Theilnahme der Freunde und die eigne Klugheit.

Inzwischen ist mir eingefallen, daß ich neulich doch wohl schon an Dich geschrieben habe: wie dem nun sei, ich erinnere mich nicht, mit Dir schon über „das Gebilde“ gesprochen zu haben.

Es ist traurig, aber für die unsäglich dürftige deutsche Geselligkeit charakteristisch, daß Du Vergnügen am Umgange mit Schauspielern hast. Mir ist es auch so gegangen. Der Heiligenschein der freien Kunst fällt auch auf ihre unwürdigsten Diener. Im Übrigen idealisiren wir diese Schicht der Gesellschaft: und mitunter redet auch der kleine Dämon mit, dem Sophokles sich mit Wonne entflohen fühlte. Im Allgemeinen kann der ernstere Mensch sicher sein, in diesen Kreisen ausgenützt und ausgelacht zu werden. Doch merkt man dies sehr spät, und deshalb ist es ein hübscher Zeitvertreib. Mir ist dies Wesen augenblicklich fatal.

Wie erträgst Du die Einsamkeit? — Das Leben hat mit der Philosophie ganz und gar nichts zu thun: aber man wird wahrscheinlich die Philosophie wählen und lieben, die uns unsre Natur am meisten erklärt. Eine Umwandelung des Wesens durch Erkenntniß ist der gemeine Irrthum des Rationalismus, mit Sokrates an der Spitze.

Leb wohl, lieber Freund, und schreib Dich einmal aus. Warum machst Du immer so schöne Perioden und Worte? Wir verstehen uns besser ohne jenen umhüllenden und verhüllenden Mantel der Rhetorik.

Der von Dir empfohlene Herr Reinhardt ist ein angenehmer und verständiger Mensch, bis jetzt noch Theolog. Man sagt mir, daß er Kant liest, ja er fragte mich, ob er Schopenhauer lesen sollte. Doch habe ich ihm zunächst abgerathen. Ich bin vorsichtig.

In alter Treue und Freundschaft

Dein

F. N.

Basel, Mittwoch im Febr. 1870.

Nr. 43.

An Freiherrn von Gersdorff.

[Basel, 11. März 1870.]

Mein lieber Freund,

längst hätte ich Dir geschrieben, wenn ich nicht in einem wunderlichen Glauben gelebt hätte: nämlich

Deine Adresse, ja Deinen Wohnort nicht zu kennen. Ich bildete mir ein, daß Dein neuer juristischer Beruf in alle Verhältnisse eine Veränderung gebracht habe, und war schon im Begriff, mich an das Berliner Koberstеincomité zu wenden und um Auskunft über Dich zu bitten. So ist es denn gekommen, daß Du mir zwei Briefe hintereinander geschrieben hast: und beide haben auf mich einen starken Eindruck gemacht und den sehnlichen Wunsch erweckt, Dich einmal wieder zu sehen. Was denkst Du über eine Schweizerreise in diesem Sommer, etwa im Monat Juli?

Daß wir nun auch über Richard Wagner einig sind, ist mir ein überaus schätzenswerther Beweis unseres Zusammengehörens. Denn es ist nicht leicht und erfordert einen tüchtigen Mannesmuth, um hier nicht bei dem fürchterlichen Geschrei irre zu werden. Auch trifft man mitunter sehr wackere und intelligente Leute in der Gegenpartei. Schopenhauer muß uns über diesen Conflikt theoretisch hinwegheben: wie es Wagner praktisch, als Künstler, thut. Zweierlei halte ich mir immer vor: der unglaubliche Ernst und die deutsche Vertiefung in der Welt- und Kunstanschauung Wagner's, wie sie aus jedem Tone quillt, ist den meisten Menschen unsrer „Jetztzeit" ein Greuel, wie Schopenhauer's Askesis und Verneinung des Willens. Unsern „Juden" — und Du weißt, wie weit der Begriff reicht — ist vornehmlich verhaßt die idealistische Art Wagner's, in der er mit Schiller am stärksten verwandt ist: dies glühende hochherzige Kämpfen, auf daß der „Tag der Edlen"

endlich komme, kurz das Ritterliche, was unserm plebejisch politischen Tageslärm möglichst widerstrebend ist. Schließlich finde ich auch bei vortrefflichen Naturen oftmals eine Anschauung der Indolenz, als ob eine eigne Bemühung, ein ernstes eingehendes Studium, um einen solchen Künstler und solche Kunstwerke zu verstehn, gar nicht nöthig sei. Wie habe ich mich gefreut, daß Du „Oper und Drama" so angelegentlich studirst! Ich habe es sogleich meinen Tribschener Freunden berichtet. Überhaupt sind ihnen meine Freunde keine Fremdlinge: und wenn Du etwa nach der ersten Meistersinger-Aufführung einen ausführlichen Brief an R. W. schreiben willst, so wird dies große Freude erregen, und man wird bereits des Genauern wissen, wer der Schreiber des Briefes ist. Auch versteht es sich, daß wir, wenn Du mich einmal besuchst, nach Tribschen reisen. Es ist eine unendliche Bereicherung des Lebens, einen solchen Genius wirklich nahe kennen zu lernen. Für mich knüpft sich alles Beste und Schönste an die Namen Schopenhauer und Wagner, und ich bin stolz und glücklich, hierin mit meinen nächsten Freunden gleichgestimmt zu sein. — Kennst Du schon „Kunst und Politik"? Auch kündige ich Dir das Erscheinen einer kleinen Schrift von R. W. an „über das Dirigiren", die am besten mit dem „Philosophieprofessoren"-Aufsatz Schopenhauer's zu vergleichen ist.

Sehr betrübt hat mich das Schicksal Deines guten Bruders. Wir haben in Leipzig, auch nach Deinem Fortgange, uns nicht selten getroffen, und ich habe

ihn immer geschätzt. Hoffentlich wird hier noch alles gut werden. So elend ist aber unser Leben: von allen Seiten gähnt das Verderbliche und Schreckliche. Es gehört viel dazu, sich einen muthigen Sinn zu bewahren. — Ach und wie sehr braucht man das Bewußtsein wahrer Freunde! Die Einsamkeit ist mitunter gar zu trostlos.

Treulich Dein

F. N.

Adresse an R. W.: Hrn. Richard Wagner
in Tribschen bei Luzern.

Nr. 44.

An Freiherrn von Gersdorff.

[Basel, März 1870.]

Anbei der längst versprochene Aufsatz (für Dich, privatissime).

Mein lieber Freund,

in aller Eile ein paar Worte, noch dazu erfreulicher Art!

Es wird Dir gewiß Vergnügen machen, von Richard Wagner selbst zur ersten Meistersingeraufführung eingeladen zu sein. Der Meister hat dem Kapellmeister Eckert (Schönebergerufer) ge-

schrieben, er möge für Dich in seinem Namen einen Platz reserviren, für den Tag der ersten Aufführung. Also bitte, mache dem Herrn Eckert einen Besuch und hole Dir Dein Billet.

Die ganze Sache geht von R. W. und Frau von Bülow aus: Du siehst, wie man meine Freunde kennt und ehrt.

Von Herzen

Dein Fr. Nietzsche.

Basel, Donnerstag.

Nr. 45.

An Paul Deussen.

[Basel, Frühling 1870.]

Mein lieber Freund,

es ist unglaublich, wie verschiedenartig Dein letzter Brief aussah, gegen alle Deine frühere Brieflitteratur gehalten. Jetzt endlich ist eine lang andauernde Entfremdung zwischen uns gewichen, nachdem wir nun Beide dieselbe Sprache reden und nicht mehr bei denselben Worten Verschiedenes empfinden. Vielleicht wäre Dir der etwas mühsame und nicht ganz ebene und direkte Weg zu dem jetzigen Höhegrad Deiner Bildung erspart gewesen und durch einen natürlicheren und gelinderen Pfad ersetzt worden, wenn wir immer zusammen geblieben wären. Wenigstens bist Du von

allen meinen Freunden der letzte, der den Weg zur Weisheit gefunden hat. Jetzt endlich habe ich auch für Dich noch die besten Hoffnungen: viele Nebel werden vor Deinen Augen sinken. Freilich wirst Du Dich dann einsamer fühlen als je: wie es mir ergeht. Auch sind viele glänzende und in die Augen fallende Stellungen im Leben uns nicht mehr erreichbar, dafür auch nicht mehr erstrebenswerth. Die geistige Einsiedelei und gelegentlich ein Gespräch mit Gleichgesinnten sind unser Loos: wir brauchen mehr als andre Wesen die Tröstungen der Kunst. Auch wollen wir niemanden bekehren, weil wir die Kluft empfinden als eine von der Natur gesetzte. Mitleid wird uns eine wahrhaft vertraute Empfindung. Wir verstummen mehr und mehr, — es giebt Tage und sehr viele, an denen ich nur im Dienste des Amtes rede, sonst nicht. Freilich habe ich das unschätzbare Glück, den wahren Geistesbruder Schopenhauer's, der sich zu ihm wie Schiller zu Kant verhält, als wirklichen Freund zu besitzen, einen Genius, der dasselbe furchtbar erhabene Loos empfangen hat, ein Jahrhundert früher zu kommen, als er verstanden werden kann. Ich sehe deshalb tiefer in die Abgründe jener idealistischen Weltanschauung: auch merke ich, wie mein philosophisches, moralisches und wissenschaftliches Streben *einem* Ziele zustrebt und daß ich — vielleicht der erste aller Philologen — zu einer Ganzheit werde. Wie wunderbar neu und verwandelt sieht mir die Geschichte aus, vornehmlich das Hellenenthum! Ich möchte Dir bald einmal meine zuletzt gehaltenen Vorträge schicken, von denen der letzte

(Sokrates und die Tragödie) hier wie eine Kette von Paradoxien aufgefaßt worden ist und zum Theil Haß und Wuth erregt hat. Es muß Anstoß kommen. Ich habe bereits das Rücksichtnehmen in der Hauptsache verlernt: dem einzelnen Menschen gegenüber seien wir mitleidig und nachgebend, im Aussprechen unsrer Weltanschauung starr wie die alte Römertugend.

Nun wirst Du mir wohl öfter schreiben: denn Dir selbst muß eine Sehnsucht kommen, Dein Neu-Erlebtes jemandem auszuschütten. Auch wirst Du schwerlich einen finden, der so viele Bekehrungen erlebt und das begeisterte Neophytenthum so oft an anderen geliebt hat.

Treulichst

F. W. Nietzsche.

Basel, Schützengraben 45.

Nr. 46.

An Freiherrn von Gersdorff.

Basel, Schützengraben 45. [2. Juli 1870.]

Theurer Freund,

ich rechne auf Deine Freundschaft: wenn ich auf die nicht rechnen könnte, so wüßte ich mich bei meinem

langen brieflichen Stillschweigen gar nicht zu entschuldigen.

Ich habe dies Semester in übermäßiger Weise arbeiten müssen; wöchentlich 20 Stunden Collegien und Schulstunden, das giebt eine alltägliche große Erschöpfung: man wird müde und nachlässig gegen sich — und seine Freunde.

Seit anderthalb Wochen liege ich zu Bett, mit einem verrenkten Fuße; das Schreiben wird mir schwer, und Du wirst es verzeihen müssen, daß auch heute mein Brief kurz ausfällt.

Besten Dank für Deine Mittheilungen aus Berlin. Es gehört eine große Festigkeit des Besserwissens dazu, um in einem solchen Sturm der Meinungen, wie sie Wagner'sche Werke erregen, nicht irre zu werden. Das „Besserwissen" aber ist nichts Leichtes, das einem in den Schooß fällt, vielmehr das Produkt eines energischen Kampfes gegen die Zeitverflachung und einer immer ernsteren Vertiefung in die Kunstwelt der wirklich Großen, deren Zahl gewiß nicht Legion ist. Wenn wir mehr zusammen lebten, könnte Dir vielleicht manche peinliche und qualvolle Zwischenstufe des Erkennens erspart bleiben.

Eine Photographie Wagner's wird Dir zugeschickt, sobald wieder neue Bilder in W.'s Besitz sind.

Herrn Wiesike sage einstweilen meinen schönsten Dank; diese Aufmerksamkeit gegen einen so entfernten Gesinnungsgenossen hat etwas Ergreifendes.

In diesem Sommer also werden wir uns sehen? Ich bin vom 15. August bis 25. September in Basel. Vorher, vom 15. Juli bis 15. August bin ich ver-

reist, noch weiß ich nicht genau, wohin; doch sollst Du es jedenfalls erfahren. Vielleicht hätten wir in den Alpen uns eine gemeinsame Zufluchtsstätte aussuchen können: doch bin ich jetzt, meines Beines wegen, ein schlechter Reisegefährte und wage nicht, Dir einen Vorschlag dieser Art zu machen.

Daß ich „ordentlicher" Professor seit März bin, habe ich Dir doch wohl geschrieben.

Also alter lieber Freund!
Auf Wiedersehen!

In Treue
Friedr. Nietzsche.

Basel, 2. Juli 70.

Nr. 47.

An Paul Deussen.

[Basel, 4. Juli 1870.]

Lieber Freund,

nicht zürnen! Ich schreibe sehr spät und auch heute nur wenig. Ja ich schreibe nur, um geschrieben zu haben. Denn es greift mich an, und etwas Wesentliches Dir zu melden wüßte ich nicht.

Ich liege nämlich schon ziemlich zwei Wochen zu Bett in Folge einer Fußverrenkung.

Wenn wir nun wieder einmal zusammentreffen, wie wird's da werden? Verstehen wir uns noch? Vielleicht erst jetzt? Wer weiß?

Mein Freund Rohde, der nach 15 monatlichem Aufenthalte in Italien mich 14 Tage in Basel besuchte, hat in glänzender Weise die Freundschaftsprobe der Entfernung (circa 3 Jahre) bestanden.

Hierzu hilft selbst ein so zauberkräftiger Name wie der Schopenhauer's nicht: es kommt darauf an, eins oder wenigstens einmüthig zu sein. Ob jeder dieselbe Formel findet sich auszudrücken, ist nicht das Wichtigste.

Wir glauben uns durch Aufnehmen eines großen Genius zu erweitern. In Wahrheit verengern wir den Genius, daß er in uns hinein kann.

In allen ernsthaften Dingen ist jeder Mensch sein eigen *μέτρον*. Was ist Freundschaft? Zwei Menschen und ein *μέτρον*.

Willst Du mich nicht einmal besuchen?

Treugesinnt Dein alter Freund

Fr. N.

(Daß ich seit März ordinarius bin, hast Du wohl gelesen?)

Nr. 48.

An Freiherrn von Gersdorff.

[Naumburg, 20. Oktober 1870.]

Mein lieber Freund,

dieser Morgen brachte mir die freudigste Überraschung und Befreiung von viel Unruhe und Beängstigung — Deinen Brief. Noch vorgestern wurde ich auf das Ärgste erschreckt, als ich in Pforta Deinen Namen mit zweifelnder Stimme aussprechen hörte: Du weißt, was jetzt dieser zweifelnde Ton zu bedeuten pflegt. Sofort requirirte ich vom Rektor eine Liste der gefallenen Pförtner, die gestern Abend bei mir eintraf. Sie beruhigte mich in einem Hauptpunkte. Sonst gab sie viel Trauriges. Außer den Namen, die Du schon genannt hast, lese ich hier an erster Stelle Stöckert, dann v. Oertzen (doch mit einem Fragezeichen), dann v. Riedesel u. s. w., in summa 16.

Alles, was Du mir schreibst, hat mich auf das Stärkste ergriffen, vor Allem der treue ernste Ton, mit dem Du von dieser Feuerprobe der uns gemeinsamen Weltanschauung sprichst. Auch ich habe eine gleiche Erfahrung gemacht, auch für mich bedeuten diese Monate eine Zeit, in der jene Grundlehren sich als festgewurzelt bewährten: man kann mit ihnen sterben; das ist mehr, als wenn man von ihnen sagen wollte: man kann mit ihnen leben. Ich war näm-

lich doch nicht in so unbedingter Sicherheit und Entrücktheit von den Gefahren dieses Krieges. Ich hatte bei meinen Behörden sofort den Antrag gestellt, mir Urlaub zu geben, um als Soldat meine deutsche Pflicht zu thun. Man gab mir Urlaub, aber verpflichtete mich auf Grund der schweizerischen Neutralität, keine Waffen zu tragen. (Ich habe seit 69 kein preußisches Heimatsrecht mehr.) Sofort reiste ich nun mit einem vortrefflichen Freunde ab, um freiwillige Krankenpflegerdienste zu thun. Dieser Freund, mit dem ich durch 7 Wochen alles gemeinsam gehabt habe, ist der Maler Mosengel aus Hamburg, mit dem ich Dich in Friedenszeiten bekannt machen muß. Ohne seinen gemüthvollen Beistand hätte ich schwerlich die Ereignisse der nun kommenden Zeit überstanden. In Erlangen ließ ich mich von dortigen Universitätscollegen medizinisch und chirurgisch ausbilden; wir hatten dort 200 Verwundete. Nach wenigen Tagen wurden mir 2 Preußen und 2 Turko's zur speziellen Behandlung übertragen. Zwei von diesen bekamen bald die Wunddiphtheritis und ich hatte viel zu pinseln. Nach 14 Tagen wurden wir beide, Mosengel und ich, von einem dortigen Hülfsvereine ausgeschickt. Wir hatten eine Menge Privataufträge, auch erhebliche Geldsummen zur Besorgung an 80 früher ausgesandte Felddiakonen. Unser Plan war, in Pont-à-Mousson mit meinem Collegen Ziemssen zusammenzutreffen und uns dessen Zug von 15 jungen Männern anzuschließen. Das ist nun freilich nicht in Erfüllung gegangen. Die Erledigung unsrer Aufträge war sehr schwer: wir

mußten, da wir gar keine Adressen hatten, persönlich in anstrengenden Märschen nach sehr unbestimmten Andeutungen hin die Lazarethe bei Weißenburg, auf dem Wörther Schlachtfelde, in Hagenau, Luneville, Nanzig bis Metz durchsuchen. In Ars sur Moselle wurden uns Verwundete zur Verpflegung übergeben. Mit diesen sind wir, da sie nach Carlsruhe transportirt wurden, wieder zurückgekehrt. Ich hatte 6 Schwerverwundete 3 Tage und 3 Nächte lang ganz allein zu verpflegen, Mosengel 5; es war schlechtes Wetter, unsre Güterwagen mußten fast geschlossen werden, damit die armen Kranken nicht durchnäßt würden. Der Dunstkreis solcher Wagen war fürchterlich; dazu hatten meine Leute die Ruhr, zwei die Diphtheritis, kurz ich hatte unglaublich zu thun und verband Vormittags 3 Stunden und Abends ebenso lange. Dazu Nachts nie Ruhe, bei den menschlichen Bedürfnissen der Leidenden. Als ich meine Kranken in ein ausgezeichnetes Lazareth abgeliefert hatte, wurde ich schwer krank: sehr gefährliche Brechruhr und Rachendiphtheritis stellten sich sogleich ein. Mit Mühe kam ich bis Erlangen. Dort blieb ich liegen. Mosengel besaß die Aufopferung, mich hier zu pflegen. Und das war nichts Kleines, bei dem Charakter jener Übel. Nachdem ich mehrere Tage mit Opium- und Tanninklystiren und Höllensteinmixturen meinem Leibe zugesetzt hatte, war die erste Gefahr beseitigt. Nach einer Woche konnte ich nach Naumburg abreisen, bin aber bis jetzt noch nicht wieder gesund. Dazu hatte sich die Atmosphäre der Erlebnisse wie ein düsterer Nebel um mich gebreitet: eine Zeitlang hörte ich

einen nie endenwollenden Klagelaut. Meine Absicht, wieder auf den Kriegsschauplatz abzugehen, wurde deshalb unmöglich gemacht. Ich muß mich jetzt begnügen, aus der Ferne zuzusehn und mitzuleiden.

Ach, mein lieber Freund, welche Segenswünsche soll ich Dir zurufen! Wir wissen beide, was wir vom Leben zu halten haben. Aber wir müssen leben, nicht für uns. Also lebe, lebe, liebster Freund! und lebe wohl! Ich kenne Deine heldenmüthige Natur. Ach daß Du mir erhalten bliebest!

Treulich Friedrich Nietzsche
(von morgen an in Basel).

Naumburg, 20. Oktober 1870.

Heute habe ich nicht mehr zum Schreiben Zeit, da meine Abreise bevorsteht. Von Basel aus erfährst Du mehr von mir. Ich bin glücklich, endlich Deine Adresse zu haben. Meine Angehörigen begleiten Dich mit ihren besten Wünschen.

Nr. 49.

An Freiherrn von Gersdorff.

[Basel, 7. November 1870.]

Mein lieber Freund,

hoffentlich erreicht Dich auch dieser Brief bei gutem tapferen Befinden und leidlicher Stimmung. Woher diese zwar kommen soll, ist mir fast unbegreiflich —

es sei denn, daß man wisse, was das Dasein ist und zu bedeuten hat. Wenn sich einmal, wie jetzt, die schrecklichen Untergründe des Seins aufschließen, der ganze unendliche Reichthum des Wehes sich ausschüttet, dann haben wir das Recht, als die Wissenden mitten hindurchzuschreiten. Dies giebt eine muthig resignirte Stimmung: man hält's damit aus und wird nicht zur Salzsäule.

Ich habe mich mit wahrer Begierde in die Wissenschaften gestürzt; jetzt hat nun auch wieder die regelmäßige Berufsthätigkeit begonnen. Ich wünschte nur gesünder zu sein. Aber mein Organismus hat unter dem Ansturm der Ruhr sehr gelitten und noch lange nicht ersetzt, was ihm genommen wurde. Man hat mich hier in Basel mit großer Freundlichkeit wieder bewillkommt. Auch von Tribschen habe ich gute Nachrichten. Wagner und Frau sagen Dir die besten Grüße und Wünsche. (Du weißt doch, daß im August die Hochzeit stattgefunden hat? Ich war als Zeuge eingeladen, konnte aber nicht erscheinen, weil ich gerade damals in Frankreich war.) Wagner hat mir vor ein paar Tagen ein wundervolles Manuskript zugeschickt, „Beethoven" betitelt. Hier haben wir eine überaus tiefe Philosophie der Musik im strengen Anschluß an Schopenhauer. Diese Abhandlung erscheint zu Ehren Beethoven's — als die höchste Ehre, die ihm die Nation erweisen kann. —

Mein Brief ist einige Tage zu meinem Leidwesen liegen geblieben. Das neue Semester begann wie gewöhnlich mit einem kräftigen Ansturm, sodaß einem Hören und Sehen verging. Ich lese dieses

Semester zwei neue Collegien: griechische Metrik und Rhythmik (nach einem eignen System) und Hesiod. Sodann die Seminarübungen. Dann die griechischen Stunden am Pädagogium, in denen ich die Oresteia des Aeschylos vornehme. Dazu kommen Regenz-, Fakultäts- und Bibliotheks-Sitzungen, nebst manchen Einladungen geselliger Art.

Gestern Abend hatte ich einen Genuß, den ich Dir vor allem gegönnt hätte. Jacob Burckhardt hielt eine freie Rede über „historische Größe", und zwar völlig aus unserm Denk- und Gefühlskreise heraus. Dieser ältere, höchst eigenartige Mann ist zwar nicht zu Verfälschungen, wohl aber zu Verschweigungen der Wahrheit geneigt, aber in vertrauten Spaziergängen nennt er Schopenhauer „unseren Philosophen". Ich höre bei ihm ein wöchentlich einstündiges Colleg über das Studium der Geschichte und glaube der Einzige seiner 60 Zuhörer zu sein, der die tiefen Gedankengänge mit ihren seltsamen Brechungen und Umbiegungen, wo die Sache an das Bedenkliche streift, begreift. Zum ersten Male habe ich ein Vergnügen an einer Vorlesung: dafür ist sie auch derart, daß ich sie, wenn ich älter wäre, halten könnte. In seiner heutigen Vorlesung nahm er Hegel's Philosophie der Geschichte vor, in einer des Jubiläums durchaus würdigen Weise.

In diesem Sommer habe ich einen Aufsatz geschrieben „über die dionysische Weltanschauung", der das griechische Alterthum von einer Seite betrachtet, wo wir ihm, Dank unserm Philosophen, jetzt näher kommen können. Das sind aber Studien, die zunächst

nur für mich berechnet sind. Ich wünsche nichts mehr, als daß mir die Zeit gelassen wird, ordentlich auszureifen und dann etwas aus dem Vollen produziren zu können.

Vor dem bevorstehenden Culturzustande habe ich die größten Besorgnisse. Wenn wir nur nicht die ungeheuren nationalen Erfolge zu theuer in einer Region bezahlen müssen, wo ich wenigstens mich zu keinerlei Einbuße verstehen mag. Im Vertrauen: ich halte das jetzige Preußen für eine der Cultur höchst gefährliche Macht. Das Schulwesen will ich einmal später öffentlich bloßlegen; mit den religiösen Umtrieben, wie sie jetzt wieder von Berlin aus zu Gunsten der katholischen Kirchengewalt im Gange sind, mag's ein Anderer versuchen. — Es ist mitunter recht schwer aber wir müssen Philosophen genug sein, um in dem allgemeinen Rausch besonnen zu bleiben — damit nicht der Dieb komme und uns stehle oder verringere, was für mich mit den größten militärischen Thaten, ja selbst mit allen nationalen Erhebungen nicht in Vergleichung kommen darf.

Für die kommende Culturperiode sind die Kämpfer von nöthen: für diese müssen wir uns erhalten. Lieber Freund, mit den größten Besorgnissen denke ich immer an Dich: — möge Dich der Genius der Zukunft, in dem Sinne wie wir sie erhoffen, geleiten und schützen!

Dein treuer Freund Fr. Nietzsche.

Basel, 7. Nov. 70.

Nr. 50.

An Freiherrn von Gersdorff.

[Basel, 12. Dez. 1870.]

Mein lieber Freund,

was will ich glücklich sein, wenn Du die großen Ausfälle der letzten Wochen ohne jedes Leidwesen überstanden hast! Man darf nicht mehr an diese entsetzlichen Dinge denken, wenn man nicht allen Muth verlieren will.

Jetzt aber will ich Dir schreiben, in der Hoffnung, ja in der Voraussetzung, daß Du auch diesen fürchterlichen Gefahren entronnen bist, tapfer und glücklich, als ein Liebling des Kriegsgottes — doch ohne ihn wieder zu lieben!

Wann nun wird Dich dieser Brief erreichen! Vielleicht zu Deinem Geburtstag; und wenn Du ihn diesmal heil und gesund erlebst, so mache es ja wie Polykrates und opfere den Dämonen!

Von mir empfange die neueste Schrift Wagner's über „Beethoven", als ein Symbol unserer innigen Gemeinsamkeit unsers Strebens und Denkens unter einer Fahne, unter derselben, auf welche, als auf die allein zum Ziele führende, Wagner in dieser Schrift hinweist. Ich habe sie in erhobener und ehrfürchtiger Stimmung gelesen. Es sind tiefe Geheimnisse darin, schön und schrecklich, wie die Musik selbst in ihren höchsten Äußerungen sich offenbart.

Von Tribschen habe ich Dir die Photographie Wagner's zu übersenden, zugleich mit herzlichen Grüßen. Frau Wagner schrieb mir: „Hier für den philosophischen Kämpfenden die versprochene Photographie; Keinem hätte sie Wagner lieber geschickt als Demjenigen, der seine Pflicht muthig erfüllend zugleich über das Wesen der Dinge nachzudenken nicht verschmäht."

Nun noch etwas Erfreuliches. Du warst so gütig, mich aus Deinem Kriegslager auf eine Schrift aufmerksam zu machen, die für die Verbreitung des Schopenhauerischen Gedankenkreises auch in Frankreich bürgt. Einen großen Triumph erlebte ich jüngst, als ich in den Berichten der Wiener Akademie der Wissenschaften einen Aufsatz des Professor Czermak fand über Schopenhauer's Farbenlehre. Dieser constatirt, daß Schopenhauer selbständig und auf originellem Wege zu der Erkenntniß gekommen ist, die man jetzt als die Young-Helmholtz'sche Farbentheorie bezeichnet: zwischen ihr und der Schopenhauer'schen ist die wunderbarste, bis in die Bruchzahlen genaue Übereinstimmung. Der ganze Ausgangspunkt, daß die Farbe zunächst ein physiologisches Erzeugniß des Auges ist, sei zu allererst von Schopenhauer dargelegt worden. Sehr bedauert wird, daß Schopenhauer sich nicht von dem „wissenschaftlich unsinnigen" Goethe'schen Theorem und seinem furor Anti-Newtonianus habe losmachen können. Übrigens nennt Czermak (kein Anhänger unseres Philosophen) Schopenhauer „den gewaltigsten Philosophen seit Kant". Und damit müssen wir wohl zufrieden sein.

Diese Abhandlung und Wagner's Zustimmung zur Schopenhauer'schen Lehre sind auch in ihrer Art Beiträge zum Hegeldenkmal. Eigentlich polemischer Artikel bedarf es kaum mehr. Selbst das verdient für den Umschwung angeführt zu werden, daß Hartmann's „Philosophie des Unbewußten" — ein Buch, in dem jedenfalls die Probleme in Schopenhauerischem Sinne gestellt sind — jetzt bereits eine zweite Auflage erlebt hat. Laß nun mir noch ein paar Jahre Zeit, dann sollst Du auch eine neue Einwirkung auf die Alterthumskunde spüren und damit hoffentlich verbunden auch einen neuen Geist in der wissenschaftlichen und ethischen Erziehung unsrer Nation.

Aber welche Feinde erwachsen jetzt auf dem blutigen Boden dieses Krieges für unsern Glauben! Ich bin hierin auf das Schlimmste gefaßt, zugleich in der Zuversicht, daß unter dem Übermaß von Leid und Schrecken hier und dort die Nachtblume der Erkenntniß aufgeht. Unser Kampf steht noch bevor — darum müssen wir leben! Darum habe ich auch das gute Zutrauen, daß Du gefeit bist; die Kugeln, die uns tödtlich treffen sollen, werden nicht aus Gewehren und Kanonen geschossen! Und damit Lebwohl! Lieber Freund!

In alter Treue

Dein

Friedrich Nietzsche.

Basel, 12. Dezember.

Inzwischen habe ich Deine Zeilen erhalten und bin herzlich erfreut, daß meine Voraussetzung die rechte war. Gebe der Dämon weitres Glück! — Den „Beethoven" Dir *jetzt* zu schicken, erlaubt die *Post* nicht. Du bekommst ihn erst im Januar.

Nr. 51.

An Freiherrn von Gersdorff.

[*Basel*, 21. Juni 1871.]

Mein lieber, theurer Freund!

So bist Du mir denn glücklich erhalten und integer aus den ungeheuren Gefährlichkeiten heimgekehrt. Endlich wieder darfst Du an friedliche Beschäftigungen und Aufgaben denken und jene furchtbare kriegerische Episode als einen ernsten, doch vorübergeflohenen Traum Deines Lebens betrachten. Nun winken neue Pflichten: und wenn Eins uns auch im Frieden bleiben mag aus jenem wilden Kriegsspiel, so ist es der heldenmüthige und zugleich besonnene Geist, den ich zu meiner Überraschung, gleichsam als eine schöne unerwartete Entdeckung, in unserm Heere frisch und kräftig, in alter germanischer Gesundheit gefunden habe. Darauf läßt sich bauen: wir dürfen wieder hoffen! Unsre *deutsche* Mission ist noch nicht vorbei! Ich bin muthiger als je: denn noch nicht

Alles ist unter französisch-jüdischer Verflachung und „Eleganz" und unter dem gierigen Treiben der „Jetztzeit" zu Grunde gegangen. Es giebt doch noch Tapferkeit und zwar deutsche Tapferkeit, die etwas innerlich Anderes ist als der élan unsrer bedauerungswerthen Nachbarn.

Über den Kampf der Nationen hinaus hat uns jener internationale Hydrakopf erschreckt, der plötzlich so furchtbar zum Vorschein kam, als Anzeiger ganz anderer Zukunftskämpfe. Wenn wir uns einmal persönlich aussprechen könnten, so würden wir übereinkommen, wie gerade in jener Erscheinung unser modernes Leben, ja eigentlich das ganze alte christliche Europa und sein Staat, vor Allem aber die jetzt überall herrschende romanische „Civilisation" den ungeheuren Schaden verräth, der unserer Welt anhaftet: wie wir Alle, mit aller unserer Vergangenheit, Schuld sind an solchen zu Tage tretenden Schrecken: sodaß wir ferne davon sein müssen, mit hohem Selbstgefühl das Verbrechen eines Kampfes gegen die Cultur nur jenen Unglücklichen zu imputiren. Ich weiß, was es sagen will: der Kampf gegen die Cultur. Als ich von dem Pariser Brande vernahm, so war ich für einige Tage völlig vernichtet und aufgelöst in Thränen und Zweifeln: die ganze wissenschaftliche und philosophisch-künstlerische Existenz erschien mir als eine Absurdität, wenn ein einzelner Tag die herrlichsten Kunstwerke, ja ganze Perioden der Kunst austilgen konnte; ich klammerte mich mit ernster Überzeugung an den metaphysischen Werth der Kunst, die der armen Menschen wegen nicht da sein kann, son-

dern höhere Missionen zu erfüllen hat. Aber auch bei meinem höchsten Schmerz war ich nicht im Stande, einen Stein auf jene Frevler zu werfen, die mir nur Träger einer allgemeinen Schuld waren, über die viel zu denken ist! —

Hier folgt eine Abhandlung, die von meinem philosophischen Treiben etwas mehr verräth, als es der Titel andeutet. Lies sie mit Wohlwollen; ich habe noch Vielerlei vor und bereite mich auch auf einen Kampf vor, an dem, wie ich weiß, meine Freunde starken Antheil haben werden. Wie viel wäre mündlich zu besprechen, mein theurer Freund! Und wann darf ich einmal auf Deinen Besuch hoffen?

Über Wagner wirst Du durch die „Norddeutsche Allgemeine" Vielerlei und, wie ich denke, nur Gutes gehört haben: auch über die großen Bayreuther Pläne. Es ist Alles im schönsten Gange. — In Tribschen hat man Dich in gutem Gedächtniß: ich habe erzählt, daß Du mir Deinen Besuch für den Sommer versprochen hättest.

Mein Befinden ist diesen Sommer besser. Die Witterung ist übrigens höchst wechselvoll. Heute haben wir Sturm und kalten Regen. Im Sommer, vom 15. Juli bis 13. August, bin ich in Gimmelwald, bei Mürren, im Berner Oberlande, zusammen mit meiner Schwester. Wir sind dort in einer kleinen, wundervoll gelegnen Pension bereits angemeldet.

Bist Du denn Zeuge des Berliner Einzuges gewesen? —

Nochmals, mein lieber Freund, ich bin glücklich im Gedanken an Deinen baldigen Besuch. Der

Rathsherr Vischer (der als Student öfters im Hause Deines Großvaters in Weimar war) freut sich auch auf Dein Hiersein. Denn alle meine Bekannten wissen von Deinen Schicksalen.

Lebe recht wohl und immer besser: Du hast es verdient.

Ich bitte darum, Deinen verehrten Eltern empfohlen zu werden, und bin, was ich war,

Dein treuer Freund

Friedrich Nietzsche.

Basel, 21. Juni 1871.

Nr. 52.

An Paul Deussen.

[Basel, 2. Juli 1871.]

Mein lieber Freund,

ich habe von Deinen Plänen gehört und über sie nachgedacht. In dieser Doppelheit der Stellung, theils als Gymnasiallehrer, theils als Universitätsdocent, liegt zunächst etwas sehr Werthvolles. Ich würde Dich jedenfalls bitten, Deine Schulstellung ja nicht aus Überdruß an sogenannter „Schulmeisterei" preiszugeben. Es ist unsre hoffnungsreichste Position: und wer, wie ich, an die durchgreifendsten Reformen des Erziehungswesens gedacht hat, weiß diese Praxis, die reiche Empirie einer Gymnasiallehrerstellung hoch zu schätzen. Denn dort müssen wir anfangen,

unsre ernsthaftere Weltbetrachtung zum Ausdruck zu bringen. Die Universität ist schwerlich der fruchtbringendste Boden dazu. — Über Universitäten müssen wir uns einmal mündlich verständigen. Wann wirst Du mir einmal mittheilen, daß wir uns sehen, wiedersehen wollen? Was sind Briefe!

Hier ein Aufsatz, das zweite Stück eines größeren, der langsam zum Druck kommt. Lies ihn so, wie er verfaßt ist, und laß Dich nicht abschrecken, wenn einige Kunstausdrücke kommen, die im ersten, vorangehenden Theile des Aufsatzes ausführlich motivirt sind. Es ist dies nur ein Druck für meine Freunde (wie früher der „Homer"). Also keine Publikation! Schreibe mir bald und ausführlich Deine Empfindungen darüber: es wird mir das über Deine philosophische Entwicklung am lehrreichsten sein.

Mein guter Freund, ich wiederhole, wann sehen wir uns?

In alter Treue

F. Nietzsche.

Basel, 2. Juli 71.

Nr. 53.

An Paul Deussen.

[Basel, 12. Sept. 1871.]

Mein lieber Freund, nicht wahr, Du bist noch Willens, Dich einmal für Philosophie zu habilitiren?

Seitdem ich dies weiß, denke ich immer daran, wie Deine Lage etwas zu erleichtern sei: und heute fällt mir eine Proposition zu, die Dir vielleicht nützen könnte. Man fragt bei mir an, ob ich jemanden wüßte, der sich für 4 Jahre unter folgenden Bedingungen zu einer Erzieherstelle verpflichten würde.

Es gilt in einer russischen Familie zu leben und zwar für den Winter in Florenz. Ein begabter, doch etwas verwöhnter Knabe von 13 Jahren ist zu unterrichten und zwar in Englisch, Lateinisch und Deutsch. In der Familie wird französisch gesprochen. Dieses Sprachenaggregat macht ja Dir keine Schwierigkeiten. Der Gehalt ist hoch, 3—4000 Frs. also c. 1000 Thaler. Natürlich völlig freie Station.

Dadurch würdest Du nun für 4 Jahre der Vorbereitung ein fast freier Mann und könntest fast ganz Deinen philosophischen Vorbereitungen leben. Du könntest fast die ganze Summe Dir, bei Deinen außerordentlich mäßigen Lebensansprüchen, ersparen, um Deine Privatdozentenlaufbahn, so kurz sie auch sein wird, als Rentier zu beginnen. Kurz, Du gewinnst Zeit und Geld, nicht zu reden von dem Werthe eines Aufenthaltes in Italien, Schweiz u. s. w.

Schreibe mir, nach kaltblütiger Überlegung aber so rasch als möglich eine Antwort. Denn die eine Bedingung wäre, daß Du diesen Winter bereits antrittst. Dazu müßtest Du Deine Schulmanncarrière mit rascher Faust abschließen.

Also werther und lieber Freund! Schnell! Ja! oder Nein!

Ich selbst habe beschlossen, Dich in diesem Herbst zu sehn. Ich reise nach Norddeutschland und werde etwa am 20. Oktober über Marburg nach Basel zurückkehren.

Ich freue mich herzlich, Dich wiederzusehen. —

Richte meine besten Grüße an Deine ausgezeichnete Familie aus. —

Noch anderthalb Wochen bin ich in Basel. Während dieser Zeit, ja in den nächsten Tagen muß Deine Antwort da sein. — Nimm die Sache nur nicht feierlich. Es soll kein Entschluß, aber ein lustiges Wagniß sein.

Si nihil est, lusisse videmur.

Die Kunde von Deinem theologischen Examen hat mich in Erstaunen versetzt. Mehr sage ich erst, nachdem ich Dich wiedergesehn habe.

Hast Du den „Sokrates“ noch einmal gelesen?

Auf Wiedersehn, lieber, alter Freund
und Kamerad!

Friedr. Nietzsche.

Basel, 12. Sept. 71.

Nr. 54.

An Freiherrn von Gersdorff.

[Basel, 18. Sept. 1871.]

Mein lieber Freund,

meinen herzlichsten Gruß zuvor!

Ich bin immer so zufrieden, wenn ich an Dich denke; denn es kommt mir so vor, als ob wir auch nach 5jährigem Intermezzo noch recht gut zusammenpassen. Unsere Wege sind doch, im letzten Grunde, nicht auseinandergegangen, und so haben wir uns wiedergefunden und so werden wir uns in aller Zukunft wiederfinden. Wie wenig Menschen haben, nach solchen Zwischenräumen der Trennung, solch ein Glück mit ihren Freunden!

Ich danke Dir noch einmal für Deinen Besuch; es hätte mir in diesem Sommer nichts Angenehmeres und Tröstlicheres passiren können. Wir haben das Netz der Cultur wieder einmal gemeinsam über unsern Köpfen zusammengezogen, und es wird schwer halten, uns in dieser Gemeinsamkeit unsrer besten Absichten zu stören.

Du bist überall im besten Andenken. Frau Wagner hat mir über Dich geschrieben, sehr erfreut und dankbar: Burckhardt und Vischer senden Dir ihre besten Grüße. Kurz — mein Basel lob' ich mir; meine Freunde sind mit Basel und Basel ist mit meinen Freunden zufrieden.

Deine letzten Mittheilungen haben mancherlei Schmerzliches. Dein armer Bruder!

Jene Auseinandersetzung über Religion und Philosophie, von der Du mir erzählst, gehört gewiß zu den traurigsten Nothwendigkeiten des Lebens: ist man einmal dazu getrieben, so wappne man sich mit Weisheit und Milde. Es ist so überaus schwer, bei solchen Anfechtungen, von aller Bitterkeit sich frei zu halten: während doch, bei der großen Dunkelheit des Daseins, hier das eigentliche Bereich des Mitleidens ist. Betone nur immer durch die That Deine innerste Übereinstimmung mit dem Dogma der Liebe und des Mitleidens — das ist die feste Brücke, die auch über solche Klüfte geschlagen werden kann. —

Auch ist es eine edle Kunst, in solchen Dingen zur rechten Zeit zu schweigen. Das Wort ist ein gefährliches Ding und selten bei derartigen Anlässen das rechte. Wie Vieles darf man nicht aussprechen! Und gerade religiöse und philosophische Grundanschauungen gehören zu den pudendis. Es sind die Wurzeln unseres Denkens und Wollens: deshalb sollen sie nicht an's grelle Licht gezogen werden. —

Im Herbst werden wir uns wiedersehen können: zwar schwerlich in Mannheim: denn Wagner ist jetzt in voller schaffender Thätigkeit und deshalb wohl nur mit großer Mühe zu solchen zerstreuenden Öffentlichkeiten zu bewegen.

Aber ich komme wahrscheinlich nach Leipzig, wo ich eine Zusammenkunft mit Rohde verabredet habe. Genaueres melde ich Dir noch. Denke Dir, daß ich vielleicht das Glück habe, alle meine Freunde in

diesem Sommer und Herbst in einer Reihenfolge wiederzusehen.

Du hast dieses Glück inaugurirt. Dann kam Romundt auf wenig Tage, aber doch zu unsrer großen beiderseitigen Ergötzung. Er war auf dem Wege nach Nizza und ist nun entschlossen, im nächsten Jahre sich für Philosophie zu habilitiren.

In Naumburg werde ich Pinder und Krug treffen, in Leipzig Windisch, Ritschls und Brockhausens und — Rohde. Auf meiner Rückkehr über Marburg will ich Deussen wiedersehn. — Und könntest Du nicht Mushacke mit nach Leipzig bringen, ungefähr am 10. Oktober? So wäre der Kreislauf vollständig. —

Nun noch eine Bitte. Kennst Du den jungen Fürsten Hatzfeld, den Bruder der Frau von Schleinitz? Er ist Referendar und Majoratserbe. Ich wäre Dir sehr dankbar, wenn Du mir etwas Genaues über seinen Charakter und seine Bildungsabsichten ꝛc. mittheilen könntest. Den Grund zu dieser, mir sehr wichtigen Anfrage will ich Dir später mittheilen. Wenn Du ihn nicht kennst — mindestens wirst Du leicht etwas über ihn hören können.

Und nun, mein lieber treuer Freund, lebe wohl! Lebe Dich hinein in Wagner'sche Kunst, wie Du Dich in Schopenhauer hineingelebt hast. Grüße mir Deine künstlerischen Freunde und denke gern

an Deinen Gebirgskameraden

Friedr. Nietzsche.

Basel, Montag den 18. Sept. 71.

Nr. 55.

An Paul Deussen.

[Basel, 24. September 1871.]

So ist's recht, mein lieber Freund! Schnell und entschieden!

Auch mir wirst Du kein Zögern vorwerfen, wenn Du sofort einen Empfehlungsbrief bekommst. Du wirst daraus ersehen, wer die Mutter Deines künftigen Zöglings ist, und durch welche Kanäle meine Pläne für Dich hindurchfließen mußten. Noch heute ist ein Brief in derselben Angelegenheit an die Fürstin Trubetzkoi nach Heiden abgegangen. Nun, ich wünsche, daß alles zu Deinem Besten ausschlägt.

Schreibe also sogleich und schicke Deinen ausführlichen Bewerbungsbrief mit dem Empfehlungsschreiben zusammen ab. Rasch! Denn es fehlt nicht an Bewerbern.

Natürlich schreibst Du französisch. Die Anrede ist, wie Du weißt, nur Madame.

Ich setze voraus, daß Du mir alles mittheilst, schon damit wir unser Zusammentreffen im Oktober gehörig vereinbaren können. Jetzt kann ich nicht nach Oberdreis kommen; ich nehme meine Schwester in Wiesbaden in Empfang, und dann reisen wir zusammen nach Naumburg. Es ist alles verabredet, und eine Änderung unserer Pläne unmöglich.

Inzwischen rechne ich auf das angekündigte Zusammensein in Marburg und freue mich herzlich darauf.

Zu Deinem Vorhaben glückwünschend

Dein treuer

Friedr. Nietzsche.

Basel, 24. Sept. 71.

Nr. 56.

An Paul Deussen.

Naumburg, Montag 16. Okt. [1871].

Da müssen wir, mein lieber Freund, es doch anders einrichten und unser Wiedersehen, so leid mir dies thut, wieder einmal verschieben.

Denn bis zum 20. d. M. kann ich nicht nach Marburg kommen. Dagegen glaube ich, daß wir mit mehr Muße und Gemächlichkeit nach Deiner Vorstellung in Vevey uns genießen können — nämlich in Basel: wo ich am 23. d. M. wieder eintreffen werde. Meine Wohnung ist Schützengraben 45: und hier wohnt ebenfalls Overbeck.

Für Deine Reise wünsche ich Dir von Herzen Glück, danke Dir auch bestens dafür, daß Du an meinen Geburtstag gedacht hast. Ich verlebte ihn

unter dem freundschaftlichen Beistande von Rohde, v. Gersdorff, Krug und Pinder, mit einer ungewöhnlichen Solennität. Es war der letzte Tag eines Wiedersehns mit den genannten Freunden: wir haben die vorhergehende Woche in Leipzig verbracht, in seliger Erinnerungsfeier. Dort habe ich meine Schrift „Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik“ einem Verleger übergeben.

Doch wozu dies alles Dir schreiben! Es giebt ja jetzt unvermeidlich Wiedersehn auf Wiedersehn!

Daraufhin sich vertröstend, bin ich

der alte Freund

F. N.

Nr. 57.

An Freiherrn von Gersdorff.

[Vermerk des Empfängers: 20. October 1871, nach unsrer Zusammenkunft in Leipzig und Naumburg.]

Hier, mein lieber Freund, empfange den „glücklich erstandenen“ Faust zurück, den wir am Mittwoch an einer Stelle, wo Du gerastet hattest, wiedergefunden haben. Wir haben sehr darüber gelacht, und im Stillen dachte ich mir, daß es kaum eine freundlichere Gunst der Dämonen geben kann. Darum wollen wir diesen Dämonen, die bei unsrer Zusammenkunft

sichtlich auf das Wohlwollendste sich bemüht haben, ein gemeinsames Dankopfer bringen, über das ich an Rohde soeben das Nöthige berichtet habe. Am nächsten Montag Abend um 10 Uhr wollen wir es so einrichten, daß ein Jeder von uns ein Glas dunklen rothen Weins erhebt und die Hälfte davon in die schwarze Nacht hinaus gießt, mit den Worten *χαίρετε δαίμονες*, die andre Hälfte aber trinkt.

Zugleich bekommst Du die Meßphotographie, auf der Du wie ein Pascha thronst: für die übrigens jeder noch 10 Sg. zu zahlen hat: als welche Summe ich einstweilen erlegt habe.

Morgen reise ich nach Basel. Inzwischen empfange meinen herzlichsten Gruß und Dank. Es waren herrliche Tage. Es lebe unsre Freundschaft!

Dein getreuer Freund

Friedr. Nietzsche.

Naumburg, Freitag Abend.

Nr. 58.

An Freiherrn von Gersdorff.

[Basel, 19. November 1871.]

Verzeihe mir, mein lieber Freund, daß ich Dir nicht früher für Deine Briefe gedankt habe, von denen ein jeder mich an Dein kräftiges Culturleben

erinnert, als ob Du im Grunde noch Soldat seist und Deine militärische Gesinnung jetzt im Bereiche der Philosophie und Kunst zu erweisen trachtetest. Und so ist es recht; nur noch als Kämpfer haben wir gerade in unserer Zeit ein Recht zu existiren, als Vorkämpfer für ein kommendes saeculum, dessen Formation wir an uns, an unsern besten Stunden nämlich, etwa ahnen können: da diese besten Stunden uns doch offenbar dem Geiste unserer Zeit entfremden, aber doch irgendwo eine Heimat haben müssen; weshalb ich glaube, wir haben in diesen Stunden so eine dumpfe Witterung des Kommenden. Haben wir nicht auch aus unserer letzten gemeinsamen Leipziger Erinnerung noch das Gedächtniß an solche entfremdete Momente, die in ein anderes saeculum gehören? — Also — es bleibt dabei: „und im Ganzen, Vollen, Schönen resolut zu leben"! Aber es gehört eine kräftige Resolution dazu und ist nichts für Jedermann!

Heute wurde ich recht an unser Leipziger Dasein gemahnt, und in einem gewissen Sinne kann ich sagen: ich knüpfe an's fröhliche Ende den fröhlichen Anfang nun an, wie das lustige Lied heißt. Heute nämlich, erst heute! antwortete Fritzsch, der treffliche Verleger, auf meinen damaligen Besuch: weshalb ich Dir auch gerade heute Nachricht geben muß. Denn Du und Rohde, Ihr wart es, die mich zu dem trefflichen Fritzsch moralisch und körperlich brachten: was ich bis jetzt noch zu preisen habe. Er konnte nichts dafür, daß seine Antwort sich so lange verschob. Er hatte das Manuskript sofort einem Fachmann zur Beurtheilung übersandt, und dieser hat bis zum

16. November getrödelt. Du weißt doch noch, daß das Lied „Lieber Freund, dieſen Gruß zum Angebinde“ für den 16. November beſtimmt war, nämlich zu Krug's Geburtstag. An dieſem gleichen Tage ſchrieb der gute Fritzſch „daß mich nicht Ärgernuß nag' und ſchinde“ und verſpricht ſogar noch bis Weihnachten fertig zu werden. Alſo die Ausſtattung genau nach dem Muſter von Wagner's „Beſtimmung der Oper“ iſt beſchloſſen: freue Dich mit mir! Für eine ſchöne Vignette wird ſomit ein herrlicher Platz ſein: ſage dies Deinem künſtleriſchen Freunde, zugleich mit meinen theilnehmendſten Grüßen. Nimm Dir einmal die Wagner'ſche Broſchüre vor, ſchlage den Titel auf und berechne Dir die Größe, die wir dem bildneriſchen Kunſtwerk geben können. Es kommt nur auf den Titel:

Die
Geburt der Tragödie
aus dem Geiste der Musik.

Von

Dr. Friedrich Nietzsche
Prof. o. p. der klass. Philologie

Leipzig, Fritzsch.

Ich habe bis jetzt das allerbeſte Zutraun: die Schrift wird mächtig gekauft werden und auf ein

Stückchen Unsterblichkeit mag sich der Herr Vignettenbildner nur gefaßt machen.

Nun noch etwas Neues. Denke Dir, mein lieber Freund, in welch seltsamer Weise jene erwärmenden Tage meiner Ferienzusammenkunft in mir hinterdrein wieder zum Vorschein gekommen sind. Nämlich in Form einer größeren vierhändigen Composition, in der alles wiederklingt von einem schönen sonnenwarmen Herbste. Genannt ist das opus, weil es anknüpft an eine Jugenderinnerung, „Nachhall einer Sylvesternacht, mit Prozessionslied, Bauerntanz und Mitternachtsglocke". Das ist doch ein lustiger Titel: man hätte ebenso gut zu viel noch erwarten dürfen „mit Punschbowle und Neujahrsgratulationen". Overbeck und ich spielen sie, es ist jetzt unser Specificum, das wir vor allen vierhändigen Menschen voraushaben. Weihnachten wird Frau Wagner mit dieser Musik beschenkt und überrascht. Auch an dieser Composition seid ihr, meine lieben Freunde, die unbewußten dei ex machina! Seit 6 Jahren hatte ich nichts mehr componirt, und dieser Herbst hat mich wieder stimulirt! Gut ausgeführt, dauert die Musik 20 Minuten.

Im Übrigen bin ich wieder in philologischer Thätigkeit, lese „Einleitung in das Studium Plato's" und „lateinische Epigraphik" und bereite für die Zeit nach Neujahr sechs öffentliche Vorträge vor „über die Zukunft unserer Bildungsanstalten".

Nächsten Dienstag hält unser neuer Philosoph seine Antrittsrede, über das „selbstverständliche"

Thema: „die Bedeutung des Aristoteles für die Gegenwart". — —

Hier bist Du im guten Angedenken. Die Dämonenweihe habe ich bei Jacob Burckhardt, in seiner Stube gefeiert: er hat sich meinem Weiheakte angeschlossen und wir haben reichlich zwei Biergläser guten Rhôneweines auf die Straße geschüttet. In früheren Jahrhunderten wären wir der Zauberei verdächtig. — Als ich damals $^1/_2$12 Uhr Nachts nach Hause kam, ziemlich dämonisch, fand ich erstaunter Weise Freund Deussen vor, mit dem ich noch bis gegen 2 Uhr auf der Straße herumzog. Mit dem allerfrühsten Zuge reiste er ab. Ich habe eine fast gespenstische Erinnerung an ihn, da ich ihn nur bei mattem Lampen- und Mondeslicht gesehn habe.

Laß bald etwas von Dir hören, mein wackerer werther Freund! Du weißt jetzt, daß es mit der Vignette höchste Zeit ist! Sei herzlich gegrüßt von

Deinem Friedr. N.

Nr. 59.

An Freiherrn von Gersdorff.

[Basel, 14. Dezember 1871.]

Mein lieber Freund,

neulich habe ich etwas vergessen, nämlich den Text zum „Kaisermarsch": was Du, bei meiner großen Ver-

wirrung aller möglichen Geschäfte, einmal entschuldigen magst. Am Dienstag habe ich nun etwas Luft bekommen: dadurch daß ich wenigstens auch den Rest vom Manuskript und die Vorrede an Fritzsch abgeschickt habe. Nach Mannheim kann ich — leider! leider! — nicht reisen, denn das Amt des Schreibers in der Regenz und eine längere Krankheit des Professors Gerlach verhindern mich, Urlaub zu nehmen.

Für die Vignette habe ich Dir bereits gedankt: Fritzsch hat mir einen bewährten Holzschneider zugesichert. Er hat durch mich Deine Adresse bekommen, damit an Dich der Holzstock, zu Händen des geehrten Künstlers, eingesandt werde.

Nun der Text:

Volksgesang.

Heil, Heil dem Kaiser!
König Wilhelm!
Aller Deutschen Hort und Freiheitswehr!
Höchste der Kronen,
Wie ziert Dein Haupt sie hehr!
Ruhmreich gewonnen
Soll Frieden Dir lohnen!
Der neu ergrünten Eiche gleich,
Erstand durch Dich das deutsche Reich:
Heil seinen Ahnen,
seinen Fahnen,
die Dich führten, die wir trugen,
als mit Dir wir Frankreich schlugen!

Feind zum Trutz,
Freund zum Schutz,
allem Volk das deutsche Reich zu Heil und Nutz!

|: Die letzte Zeile wiederholt :|

Mit herzlichem Gruße,
mein lieber Freund!

Dein

F. N.

Basel, Donnerstag früh.

Wo bist Du Weihnachten? —

Nr. 60.

An Freiherrn von Gersdorff.

[Basel, 23. Dezember 1871.]

Zunächst, mein lieber und werther Freund, denke ich an die Feier Deines Geburtstages und bin beglückt, wenn ich mir vergegenwärtige, wie dieses Jahr uns wieder im allerwünschbarsten Sinne zusammengeführt hat: sodaß wir mehr als je wieder uns unserer Freundschaft freuen dürfen. Unsere besten Triebe, unsre eigentlich ernst gemeinten Absichten,

unsre edelsten Hoffnungen — alles hat sich wieder in dem letzten Jahre zusammenverschlungen: nachdem Dein Lebensdämon Dich glücklich durch die schrecklichsten Gefahren hindurch gerettet hat. Und so werde ich heute ein Hoch auf Dein Wohl ausbringen, in dem Glauben, daß es auch zugleich dem Aufblühen unserer Friedenscultur gelte. Von jetzt an haben wir alle ernsten Kämpfe gemeinsam: also Hoch unsre Kriegskameradschaft im Frieden!

Leider bin ich noch nicht im Stande, Dir heute ein Exemplar meines Buches dediciren zu können. Aber empfange dafür heute das Versprechen, daß Du und die Tribschener die Ersten sein werden, die die Schrift zugeschickt bekommen. Fritzsch hat in letzter Zeit viel langsamer das Werk gefördert und doch bin ich damit recht zufrieden, seitdem ich durch Dich erfahren habe, welcher abscheulichen Gefahr meine Schrift im Falle einer Überstürzung ausgesetzt gewesen wäre. In der That danke ich Dir sehr für Deinen treuen Beistand in der Vignettenangelegenheit: Fritzsch hat weniger Schuld, weil er so etwas nicht verstehen wird und viele Stücke von seinem übrigens trefflichen „Musikalischen Wochenblatt" und somit auch von dem Holzschneider desselben hält. Es wäre nichtswürdig gewesen, die schöne Leistung von unserem Rau so schmählich entstellt auf dem Titel wiederzufinden: und daß eine solche Stümperei auch meiner Schrift und des von mir gedachten Leserkreises nicht würdig sei, hast Du mit großem Rechte Fritzsch auseinandergesetzt; und ich danke Dir besonders dafür, weil mein Verleger auf diese Weise doch einmal auf-

merksam gemacht worden ist, daß er es mit dieser Schrift so ernst wie möglich zu nehmen hat.

Der Druck ist übrigens viel compresser als in der „Bestimmung der Oper" und damit ist auch meine Schrift weniger umfänglich geworden. Sie wird 140 Seiten haben. Acht Bogen sind fertig corrigirt.

Dein Gedanke von einer weihevollen Taufhandlung hat mir sehr gefallen, und ich werde im Stillen einmal über einen modus nachdenken. Um Dir übrigens einige Namen zu nennen, denen ich die Schrift zuschicke und die ich nöthigenfalls um Übernahme der Pathenstelle bei meinem Erstgeborenen bitten könnte, so nenne ich noch Jacob Burckhardt, Rohde (der für das litterarische Centralblatt von Zarncke eine Anzeige vorbereitet), Gustav Krug, Romundt, Frau von Muchanoff, Lißt, Bülow, Makart; auch Frau von Schleinitz wird ein Exemplar bekommen. Auch die Großfürstin Constantin. Kennst Du vielleicht den bayerischen Hauptmann M. von Baligand, dienstthuenden Kammerherrn des Königs? Er ist eines der thätigsten und begeistertsten Mitglieder des Münchener Wagnervereins und hat bedeutende Beziehungen in England, wo er im nächsten Sommer bei seinem Freunde Lord Ellerton einen englischen Wagnerverein gründen will. Mit ihm bin ich neulich Nachts von Mannheim zurück gefahren.

Denn ich war in Mannheim. Und ich kann Dir sagen: unsre größten Ahnungen über das Wesen der Musik bestätigen sich in überschwänglichem Maße! Das habe ich in Mannheim erfahren. Ich kenne keine höheren und erhabeneren Zustände als die dort

erlebten und bin glücklich, mich aus zahlreichen Fesseln und Zurückhaltungen für diese Tage herausgerissen zu haben.

Von den Bayreuther Dingen hast Du wohl gehört, von der herrlichen Lage des Bauortes, von der Umtaufung des „Stuckbergs“ in „Richardshöhe“, von den großen Hoffnungen, die sich bei den Bayreuthern bereits in der Petition einer neuen Eisenbahn geäußert haben u. s. w. Wagner war sehr glücklich, wie er seine „Geschäfte“ abgemacht habe.

Ich habe in Mannheim meine Weihnachtsfeier anticipirt und kann diesmal nicht nach Tribschen, weil ich Zeit und Einsamkeit brauche, um meine Vorträge „über die Zukunft unserer Bildungsanstalten“ auszudenken.

Nun, mein lieber Freund, lebe wohl! Sage Deinen verehrten Angehörigen meine ehrerbietigsten Empfehlungen und bewahre mir, für das Neujahr und alle Zukunft, die herzliche Gesinnung, von der ich so oft durch die schönsten Dokumente überzeugt werde.

In alter Treue und unter
den besten Glückwünschen
Dein
Friedrich Nietzsche.

Nr. 61.

An Freiherrn von Gersdorff.

[Basel, 10. Januar 1872.]

Für Alles, mein treuer lieber Freund, was Du mir schreibst, herzlichen Dank. Heute erzähle ich Dir ganz kurz das Erfreulichste, nämlich den Eindruck, den das Buch in Tribschen gemacht hat. Wagner schrieb mir: „Schöneres als Ihr Buch habe ich noch nichts gelesen! Alles ist herrlich! Nun schreibe ich Ihnen schnell, weil die Lektüre mich übermäßig aufregt und ich erst Vernunft abwarten muß, um es ordentlich zu lesen.“ Darauf noch einiges so Rührende, daß ich es nicht wiedergeben kann.

Das wird Dich baß erfreuen, nicht wahr? Bitte schreibe mir doch die genaue Adresse der Frau von Schleinitz auf, auch die Anrede, deren man sich im Briefe an sie zu bedienen hätte. (In diesen Tagen schreibe ich, auf Wagner's ganz besondere Bitte, an den König von Bayern einen längeren Brief: es muß jeder von uns zusehen, wie er dem großen Bayreuther Unternehmen am besten dient.)

Ich selbst bin unwohl, muß mediziniren, hungern ꝛc. Man erlebt so viel! Jeder Tag bringt etwas Ungewöhnliches! Treugesinnt

Dein alter Freund

F. N.

Schöne Grüße an Rau und Krüger.

Nr. 62.

An Freiherrn von Gersdorff.

(Empfängervermerk: Wagner in Berlin.)

[Basel, den 24. Jan. 72.]

Mein guter Freund,

ich sende Dir nur einen flüchtigen Gruß, um Dich mit ihm zu bitten, diesen beifolgenden Brief unserem Meister zu übergeben.

Du wirst verwundert sein, ihn so plötzlich bei Dir zu sehn. Ich beschwöre Dich, Alles zu thun, zu sehn, zu empfinden, was ihm in einem so wichtigen Moment von Werth sein kann. Ich übertrage auf Dich für diese Tage alles das, was ich für ihn empfinde, und bitte Dich, so zu handeln, als ob Du ich wärst.

Sonderbare Bitten, nichtwahr? Und doch weiß ich nichts anderes Dir zu sagen, mein guter Freund.

Treugesinnt Dein

Friedrich Nietzsche.

Basel, Mittwoch.

Nr. 63.

An Freiherrn von Gersdorff.

[Basel, 4. Februar 1872.]

Mein lieber Freund,

wieder nur ein paar Zeilen, voll des herzlichsten Dankes für Deine Mittheilungen, die mich aus schweren Besorgnissen befreiten oder wenigstens fast befreiten. Inzwischen habe ich auch ein Telegramm gelesen „der Alexandriner Gersdorff ist unentbehrlich geworden", das ich mir nicht ganz, aber doch fast ganz deuten kann. Was Du auch thun magst — denke daran, daß wir Beide mit berufen sind, an einer Culturbewegung unter den Ersten zu kämpfen und zu arbeiten, welche vielleicht in der nächsten Generation, vielleicht noch später der größeren Masse sich mittheilt. Dies sei unser Stolz, dies ermuthige uns: im Übrigen habe ich den Glauben, daß wir nicht geboren sind glücklich zu sein, sondern unsere Pflicht zu thun; und wir wollen uns segnen, wenn wir wissen, wo unsere Pflicht ist.

Meinem Buche wird es doch schwer, sich zu verbreiten: eine ausgezeichnete Anzeige, die Rohde für das „Litterarische Centralblatt" gemacht hatte, ist von der Redaktion zurückgewiesen worden. Das war die letzte Möglichkeit, daß eine ernste Stimme in einem

wissenschaftlichen Blatte sich für mein Buch erklärte: jetzt erwarte ich nichts — oder Bosheiten oder Albernheiten .. Aber ich rechne auf einen stillen, langsamen Gang — durch die Jahrhunderte, wie ich Dir mit der größten Uberzeugung ausspreche. Denn gewisse ewige Dinge sind hier zum ersten Male ausgesprochen: das muß weiterklingen. Um mich selbst bin ich unbesorgt: denn ich will nichts für mich, am wenigsten eine Carrière zu machen. Jetzt arbeite ich heiter an meinen pädagogischen Problemen. Für die Osterferien bin ich sehr gebeten, mit einem Professor im benachbarten Freiburg (Baden) nach Athen, Naxos und Creta zu reisen: was sagst Du dazu! Besonders wenn Du hörst, wer es ist — der Sohn von Felix Mendelssohn-Bartholdy —. Nun, ich werde Nein! sagen. Ich erlebe immer etwas Curioses. Den ersten Brief eines Philologen (Professor an der Universität Bern) über mein Buch, den ich fast nicht kenne, lege ich bei: gelegentlich schickst Du mir den Brief zurück.

An Deinen verehrungswürdigen Vater die besten Empfehlungen und den Ausdruck meiner Freude über seine Theilnahme.

Behalt mich lieb und habe Dank! Dank!

Dein Friedr. Nietzsche.

Sonntag, 4. Februar 72.

Nr. 64.

An Bürgermeiſter Theodor Muncker.

Baſel, 1. Mai. [1872]

Hochverehrter Herr Oberbürgermeiſter,

durch meinen großen Freund Richard Wagner bin ich eingeladen worden, ſammt meiner Schweſter der Feſtfeier des 22. Mai beizuwohnen. Ich muß mir daher erlauben, mich mit einer doppelten Bitte an Sie zu wenden, einmal mir zwei Plätze zu reſerviren und ſodann eine Verfügung in Betreff einer Wohnung zu treffen. Ich ſelbſt gedenke am Samstag vor Pfingſten in Bayreuth einzutreffen: meine Schweſter wird am Dienstag mir nachkommen.

Verzeihen Sie mir die in dieſen Bitten liegende Beläſtigung und ſeien Sie meiner Hochachtung wie meines Dankes in gleicher Weiſe verſichert.

Ihr ergebenſter

Dr. Nietzſche,
Prof. ord. der Univerſität
Baſel.

Nr. 65.

An Freiherrn von Gersdorff.

[Basel, 1. Mai 1872.]

Mein lieber guter Freund,

verarge mir es nur nicht, wenn ich hier und da einmal eine Pause mit Fermate in meinem Briefverkehr mache: es hat sicherlich Gründe, aber äußerliche, die für unsere Freundschaft ohne Beziehung sind. Es gab viel zu thun, und ich war auch einige Zeit recht angegriffen und unwohl. Der Winter wollte überstanden sein, und mancherlei wichtige Entscheidungen mußten getroffen werden, von denen ich Dich nicht unterhalte, weil ich Dich einmal mündlich darüber sprechen werde. Nämlich in Bayreuth! Dort werde ich am Sonnabend vor Pfingsten eintreffen: ich bitte Dich, es doch ähnlich einzurichten. Heute habe ich, der Wohnung wegen, an den Oberbürgermeister Muncker geschrieben. Ich höre, daß Frau von Muchanoff, Gräfin Krokow und Frl. von Meysenbug sich auch schon angemeldet haben: ebenfalls Frau von Schleinitz. Diese hat mir einen sehr liebenswürdigen Brief geschrieben, für den Du, lieber Freund, gelegentlich einmal recht schön danken kannst. Auch Rohde kommt hin, der mir gestern aus Kiel telegraphirte, er sei Professor dort geworden.

Kannst Du ihm vielleicht ein Zeilchen der Gratulation schicken? Er hat Schönes vor, was Wagner und mich zugleich betrifft — es ist aber noch nicht zu verrathen. Die erste Anzeige meines Buches ist nun auch erschienen, aber wo! In der italienischen Rivista Europea! An Dohm habe ich neulich noch ein Exemplar geschickt. Habe ich Dir schon von Bülow's Enthusiasmus erzählt? Und daß er mir die Dedikation eines Buches angekündigt hat? Auch daß er mir erzählte, es werde sehr bald eine zweite Auflage nöthig sein? — Sehr schön sollen ja, nach Tribschener Urtheil, die Publikationen des studentischen Wagnervereins sein. Ich halte den Gedanken für äußerst glücklich, daß er die „geistige Agitation" vor allem übernehmen will, die Aufklärung über die Bedeutung dieser bevorstehenden Feste. Mache doch dem Vorsitzenden Herrn Coerper einen Besuch und deute ihm an, er möge an mich und an Rohde, d. h. an die einzigen Wagner'schen Professoren die gedruckten Publikationen schicken. Vielleicht auch an E. von Hartmann (dessen Adresse ich haben möchte).

Was Du mir über Deinen Herrn Vater schreibst, hat mich sehr ergriffen: in solchen Anzeichen verehre ich den wundervollen deutschen, ja, wie ich lieber sagen möchte, preußischen Ernst, von dem nun einmal Alles zu erhoffen ist, während ich gegen die obenauf schwimmende „deutsche Cultur" jetzt im höchsten Grade bedenklich bin.

Wie geht es Deinen künstlerischen Freunden? Kommt einer von ihnen nach Bayreuth? Wie sehr ich das wünsche!

Vorigen Sonnabend war trauriger und tiefbewegter Abschied von Tribschen. Tribschen hat nun aufgehört: wie unter lauter Trümmern giengen wir herum, die Rührung lag überall, in der Luft, in den Wolken, der Hund fraß nicht, die Dienerfamilie war, wenn man mit ihr redete, in beständigem Schluchzen. Wir packten die Manuskripte, Briefe und Bücher zusammen — ach es war so trostlos! Diese drei Jahre, die ich in der Nähe von Tribschen verbrachte, in denen ich 23 Besuche dort gemacht habe — was bedeuten sie für mich! Fehlten sie mir, was wäre ich! Ich bin glücklich, in meinem Buche mir selbst jene Tribschener Welt petrificirt zu haben.

Wir beginnen hier das Sommersemester, — heute ist der Einweihungstag von Straßburgs Universität: ich denke an diese Feier mit den gemischtesten Empfindungen.

Das Sommerkolleg von Burckhardt wird etwas Einziges: es entgeht Dir viel, daß Du es nicht erleben kannst. Hast Du gehört, daß Burckhardt in den letzten Wochen einen sehr ernsthaften Ruf nach Berlin hatte. Er schlug ihn aus.

Mein lieber Freund, wie schön ist es doch, daß wir uns so bald wiedersehen. Noch schöner aber, daß wir uns, seit Jahresfrist, so recht wieder zusammengefunden haben. Unsre schönsten Hoffnungen und Pläne laufen nun in einer Bahn. Ich höre mit herzlicher Freude, daß Du an den Clavierauszügen Dich erbaust: wir müssen unsre Nibelungenstudien jetzt höchst ernsthaft beginnen, um uns für so unerhörte Dinge würdig zu machen.

Schreib mir doch vor Bayreuth noch ein Wort der Vereinbarung über unser Wiedersehen.

In herzlicher Liebe

Dein F. N.

Basel, 1. Mai.

Nr. 66.

An Freiherrn von Gersdorff.

[Basel, 3. Juni 1872.]

Mein lieber Freund,

habe nur keine Besorgnisse meinetwegen: das Sichervorauszusehende findet mich gerüstet. Nie werde ich mich in eine Polemik einlassen. Es ist Schade, daß es gerade Wilamowitz ist. Du weißt vielleicht, daß er mich noch im vorigen Herbst freundlicher Weise besuchte. Ich dachte mir damals, der sollte nur in richtiger Umgebung und unter gutem Einflusse stehen, dann würde er, bei seiner Begabung, bei seinem reinen Eifer, auch vielleicht für den Bildungsgrad reif werden, den nun allerdings mein Buch voraussetzt, und den es jetzt bei ihm nicht antrifft.

Ich bitte Dich, mir das Schriftchen recht schnell zuzuschicken: unsre Buchhändler sind zu langsam.

Auch Dich, mein lieber Freund, bedauere ich bei dieser unerwarteten Episode: warum mußte es nur

gerade Wilamowitz sein? Alles Andre aber, was Du mir schreibst, ist ja außerordentlich schön und anmuthend. Dein Wartburgerlebniß kann Dir in der Erinnerung wirklich wie ein Eisenbahntraum erscheinen.

Ach, mein Freund, wir wissen, was wir erlebt haben. Diese heilig ernsten Erinnerungen wird uns Niemand rauben können. Durch sie gefeit und für sie kämpfend, müssen wir nun durch's Leben gehen und vor Allem bestrebt sein, in allen unsern Hauptschritten so ernst und kräftig als möglich zu sein, um uns jener großen Erlebnisse und Auszeichnungen würdig zu erweisen.

Wie glücklich war ich, Dich und Rohde dort zu haben! Das wird uns immer fester zusammenbinden.

Lebe wohl und ertrage!

Mein lieber Freund!

In Treue, aber eilig

Dein F. N.

Montag.

Nr. 67.

An Freiherrn von Gersdorff.

[Basel, 10. Juni 1872.]

Mein lieber Freund,

damit Du ganz über mich beruhigt bist und nicht etwa glaubst, daß ich in irgend welcher Erregung

meinen Tag verbringe, schreibe ich Dir, daß ich das Pamphlet gelesen habe und sofort gänzlich beruhigt war. Da trifft mich ja kein Wörtchen! Alles ist, bis in's Kleinste hinein, Verdrehung, Unverstand und Bosheit. Freilich verdient das Bürschchen eine Züchtigung, und in welcher Form sie erfolgen wird, soll Dir der mitfolgende Rohde'sche Brief sagen.

Mir thut es herzlich leid um den jungen bethörten Menschen, und ich empfinde wie Du ein wahres Leidwesen, wenn ich an seinen guten Namen denke. Es hilft Nichts! Er muß öffentlich bestraft werden: wir unter uns wollen aber nicht vergessen, daß das die Frucht der jetzigen Jugenderziehung und der jetzigen Philologie ist: und wenn Wilamowitz bis an sein Ende ein Brandmal davon trägt, so soll ihn das immer daran erinnern, wie schmählich er mißleitet, verführt, aufgereizt, wie schlecht er unterrichtet worden ist.

Ich denke, mein lieber Freund, daß ich nun eine Erfahrung mehr habe, eine typische Erfahrung; nun weiß ich auch, was ich bis jetzt nicht wußte: wie ich so etwas ertragen kann. Gerüsteter und muthiger als je blicke ich in die Zukunft, und die Entwürfe einer neuen Schrift (noch nicht der pädagogischen) wachsen in mir. Ruhe und Contemplation und einfache Zufriedenheit sind wieder zurückgekehrt, sobald ich die Schrift gelesen hatte.

Also betrübe Dich nicht und denke an unsre Bayreuther Gemeinsamkeiten! Wir Freunde haben Alles jetzt gemein!

In herzlicher Liebe Dein F.

Nr. 68.

An Freiherrn von Gersdorff.

[Basel, 24. Juni 1872.]

Dein Brief, mein lieber Freund, ist immer noch eher in meine Hände gekommen, als die „Norddeutsche Allgemeine“ mit ihrer Sonntagsfreude. Ich danke Dir von Herzen für die mir bewiesene warme Theilnahme und Liebe: die ganze Angelegenheit ist ja allmählich aus einer Schande eine Ehre geworden, und Niemand dürfte zufriedener sein als der gute Fritzsch. Wenn nun noch Rohde als philologischer Würgeengel sich des „Wilamowitz'schen Wisches“ gegen „Fritz Nietzschens Fritzsch-Witz“ annimmt (— zur Übung im Sprechen anempfohlen! —) so werden wir heil und gesund, ja mit Blumen und Bändern geschmückt, den Kampfplatz verlassen. Heute ist gerade:

„Johannistag, Johannistag!
Blumen und Bänder, so viel man mag!“

Mein lieber Freund, ich melde Dir hiermit feierlich, daß ich zur Aufführung des „Tristan“ nach München kommen werde! Also sehen wir uns wieder, es ist herrlich! Nur daß ich gar nichts weiß, wann die Generalprobe, wann die erste Aufführung ist. Das „Musikalische Wochenblatt“ sagt, am 28. werde der Tristan aufgeführt. Ich will gleich an Bülow telegraphiren. In Eile und Treue

immer der Deine F. N.

Nr. 69.

An Freiherrn von Gersdorff.

[Basel, 25. Juni 1872.]

Schnell, schnell, mein lieber Freund! Reise sofort ab! Am Freitag Abend erste Aufführung des Tristan, am Sonntag zweite Aufführung. Wir müssen das Werk zweimal hören!

Ich reise Donnerstag Morgen ab, ich bitte Dich komme! Sonntag Nacht muß ich wieder zurück fahren. Bülow telegraphirte sehr erfreut über mein Kommen.

Dein getreuer, in schönster Hoffnung
schwebender

Freund F. N.

Ich will Hôtel Marienbad wohnen: ich bitte Dich auch dahin zu kommen. Barerstraße 4 in der Nähe des Obelisks.

Nr. 70.

An Freiherrn von Gersdorff.

[Basel, c. 20. Juli 1872.]

Mein lieber Freund,

da hast Du mir wieder einmal schöne Dinge geschrieben, in der That! Deine Rückreisen werden immer bedeutungsvoller. An dieses letzte Erlebniß anknüpfend berichte ich zuerst, was ich heute aus Zeitungen erfahre: daß Bülow wahrscheinlich Generalintendant in München wird — wohingegen Herr von Perfall die Stelle eines Oberceremonienmeisters erhalten soll: Nachrichten glücklichster Natur, deren Commentar Du Dir selbst geben wirst — falls sie nur wahr sind. Wir müssen also unsern Jubel noch etwas zurückhalten. Wären sie wahr — was von unsern Hoffnungen hienge nicht mit diesen Ereignissen zusammen!

Nun aber, lieber Freund! Vor Allem erinnere ich Dich an Deine schöne freiwillige und mir damals wahrhaft erstaunliche Verheißung, daß Du im August wieder in München sein würdest! Vernimm nun: daß auch ich nicht widerstehen kann!

Wir müssen wieder zusammen die Festwoche Lohengrin, Holländer, Tristan erleben und wollen diesmal mit Weisheit uns auch den bildenden Künsten überlassen! Dies ist mein Plan.

Die Universität München feiert ja ihr Jubiläum; ich werde wohl, als einer der Vertreter von Basel, dabei erscheinen. Ich bitte Dich recht von Herzen: komm! Für die gütige Besorgung der beschwerlichen Versendung der Anzeigen herzlichen Dank, lieber Freund! Inzwischen reift Rohde's Gegenschrift: ihr wahrscheinlicher Titel, den ich aber geheim zu halten bitte, ist

Die Afterphilologie des
Dr. U. v. W.-M.

Sendschreiben eines Philologen
an Richard Wagner.

Es sind zwei Bogen im Druck, bei Fritzsch.

Morgen will ich an Fräulein von Meysenbug in Schwalbach schreiben. Meine Zeit verstreicht unter der Conception von schönen griechischen und zukunftsphilologischen Gedanken — das macht glücklich.

Empfiehl mich, ich bitte Dich, Deinen verehrten Angehörigen und verzeih, wenn ich heute kürzer bin. Umso länger will ich in München sein, — ich denke wirklich mit Entzücken an das dritte Mal, den Tristan zu schlürfen! Es ist der gesündeste Trank, den ich kenne, — ich kam so glücklich-heiter in Basel an, wie ein Bräutigam.

Auf Wiedersehn, theurer, lieber Freund!

F. N.

Basel, c. 20. Juli, es kann aber auch später sein. Ich bin aber so „unhistorisch".

Nr. 71.

An Paul Deussen.

Basel, am Montag [Juli 1872].

Nun, Du „bedeutend Erleichterter"! So komm doch! Bald! Auch ich habe, wenigstens vom nächsten Sonnabend ab, Ferien. Du sollst herzlich und gut empfangen sein und wirst Mancherlei von hier mit forttragen, was nie den Weg des Briefes gehn wird. So sehen wir uns also wieder, mein Freund! Nach sieben Jahren!

Dein

Friedr. N.

Nr. 72.

An Freiherrn von Gersdorff.

[Basel, 2. August 72.]

Mein lieber, armer Freund, wie geht es denn jetzt? Das ist ja eine ganz abscheuliche Geschichte: denke nur daran, was wir noch Alles hören müssen in unserem Leben (mehr als andere Menschen). Also ich bitte Dich herzlich, befleißige Dich Deiner Ge-

neſung — „ach eine recht dumme Bitte", wirſt Du ſagen.

Ich Übrigen bin ich nicht in München. Ich will nicht leugnen, daß ich faſt augenblicklich die Luſt verlor, als ich von Dir die Schmerzenskunde vernahm. So iſt's beſſer. Entweder zuſammen — oder gar nicht.

Eben habe ich zum zweiten Male an Fräulein von Meyſenbug geſchrieben (Schwalbach, Hôtel Stadt Mainz). Sie kommt wahrſcheinlich in nächſter Zeit nach der Schweiz und wir wollen in irgend einem ſchönen höheren Punkte uns begegnen. Es iſt ein ſo liebevolles und ausgezeichnetes Weſen, — wie heimiſch waren wir doch bei ihr in München! Übrigens empfehle ich Dir dringend zu leſen „Aus den Memoiren eines Ruſſen" von Alexander Herzen. Höchſt lehrreich und ſchrecklich! — [— —]

Die Rohde'ſche Schrift iſt fertig und, ſo viel ich weiß, bereits bei Fritzſch.

Ich ſelbſt arbeite meine Bildungsvorträge um.

Die Proklamation habe ich noch nicht gemacht. Bis jetzt fehlen mir alle Gedanken dafür — Gott weiß, wo ſie ſtecken. Aber ich kann mich nicht zwingen. Dazu war es grenzenlos heiß in Baſel.

Von Fräulein Keſtner (der Tochter Lotte's) habe ich Goethe'ſche Briefe (originaliter) geſchenkt bekommen.

Romundt läßt ſeine philoſophiſche Schrift hier drucken. Wir bilden einen angenehmen Kreis, der treffliche Overbeck als Dritter; — Brockhaus übrigens geht im Herbſt nach Kiel, verläßt unſeren „Kopf" alſo.

Ich esse jetzt, seit Anwesenheit meiner Schwester, mit ihr in den „Drei Königen".

Nun, mein lieber Freund, mag es Dir recht gut und immer besser gehn! Im Herbst komme ich nach Norddeutschland. Sehen wir uns? Ich denke doch? Zuletzt müßten wir wirklich noch Rundreisebillets im Interesse unsrer Freundschaft haben.

Verzage nicht: ich kenne auch das Quälende der Ohrleiden und weiß auch wie gefährlich sie sind. Ich bin nicht eher ruhig, als bis ich von Deiner totalen Genesung höre.

Dein getreuer

Friedrich N.

Nr. 73.

An Freiherrn von Gersdorff.

Splügen, Hôtel Bodenhaus.

[5. Oktober 1872.] Bitte schreibe aber nur nach Basel.

Mein lieber Freund,

ich bitte Dich mir zu verzeihen, daß ich so lange geschwiegen habe: das Sommerhalbjahr ist für mich erst seit vorigem Sonnabend zu Ende, bis dahin aber war ich gleichmäßig für Choephoren und vorplatonische Philosophen Tag für Tag in Thätigkeit, hatte aber außerdem noch den Besuch von Mutter und Schwester,

ſodaß augenblicklich ich alle nur möglichen Briefſchulden habe. Hierher, an die Paßgrenze der Schweiz und Italiens, habe ich mich zurückgezogen und bin über meine Wahl, bis auf Tinte und Feder (wie Du merkſt), ſehr zufrieden, ſehr glücklich! Wunderbare reiche Einſamkeit, mit den herrlichſten Straßen, auf denen ich ſtundenlang gehen kann, in meine Gedanken verſunken, ohne in einen Abgrund zu fallen: ſobald ich aber um mich ſehe, iſt etwas Neues und Großes zu ſehen. Die Menſchen kommen nur mit den Poſten hier durch, ich eſſe mit ihnen zu Tiſch — meine ganze Berührung mit ihnen! — ſie ſind wie die Platoniſchen Schatten vor meiner Höhle.

Wenn Du dieſen Brief herausconjicirſt, ſo biſt Du ein ordentlicher Philologe.

Wenn ich dann einmal weiter reiſe, ſo werde ich Brescia in's Auge faſſen, um auch dort wieder auszuruhen, d. h. wahrhaft zu reiſen, wahrhaft zur Erholung zu reiſen! Dort will ich die Bilder eines großen Venetianers ſtudiren, des Moretto, und nur dieſe: ſo werde ich mir nicht den Magen, die Augen und die Ferien verderben.

Leider alſo werden wir uns in dieſem Herbſt nicht ſehen; mein Plan für Norddeutſchland war ſchon im Geiſte fertig gedacht, und Du kamſt recht ausdrücklich in dieſem Plane vor, — da verführte mich das herrlichſte Wanderwetter zum Wandern.

Übrigens hatte ich mir vorgenommen, bei dieſer norddeutſchen Reiſe, auf ein — zwei Tage ſelbſt Berlin zu berühren. Ich wollte nämlich das Atelier

Deiner künstlerischen Freunde einmal mit Augen sehen. Besonders begierig bin ich, einmal etwas von dem Goethe Denkmal durch Dich zu hören. Ich las eine sehr feindselige Beurtheilung von einem Dr. Meyer (in dem Lützow'schen Kunstblatt), aber doch in einem Tone geschrieben, der der ungeheuchelte Ausdruck der Bewunderung ist, der Bewunderung einer *großen* Begabung. Da wurde eine Nebenfigur, ein bärtiger Mann, als Repräsentant der Tragödie auf's Höchste hervorgehoben — wäre es Dir nicht möglich, liebster Freund, meinem Wunsche nach Anschauung gerade *dieser* Figur irgendwie zu Hülfe zu kommen, durch Zeichnung oder Photographie?

Nun habe ich Dir noch von ein paar herrlichen Tagen zu berichten, in denen Deiner so oft, auch mit Gläserklingen gedacht wurde. Ja, wir vermißten Dich unter uns — Fräulein von Meysenbug, Olga Herzen und ihr Bräutigam Dr. Monod aus Paris. Welch ausgezeichnet gute und nicht genug zu schätzende Menschen! Auch Herr Monod, den Du noch nicht kennst, paßt außerordentlich gut in diesen Kreis, er ist Historiker, in Deutschland gebildet und, obschon echter Franzose, von dem edelsten Wunsche beseelt, nicht gegen das deutsche Wesen die Unparteilichkeit zu verlieren. Kennst Du von ihm die vielgelesene Schrift Français et Allemands, Schilderung seiner Kriegserlebnisse? Bei dieser Gelegenheit empfehle ich Dir die acht Artikel *über die Franzosen* in der Augsburger Allgemeinen nachzulesen, welche sie in den letzten zwei Monaten aus der Feder des *Professor Hillebrand* in Florenz hatte, höchst

merkwürdige Artikel, die zu schreiben wenig Deutsche befähigt gewesen wären.

Endlich — weißt Du, daß es von der guten Fräulein von Meysenbug eine Selbstbiographie giebt? Sie überraschte mich damit — denn ich wußte Nichts davon — indem sie mir eines Tages ein in Basel erschienenes Buch Mémoires d'une Idéaliste schenkte. Sehr lehrreich und rührend! Lies es ja!

Meine französische Übersetzerin bei Genf arbeitet tüchtig: und Herr von Senger übersandte mir seitdem herzliche und tief empfundene Zeichen seiner Neigung. Neulich erschien in prachtvoller Ausstattung der neue große Kiepert'sche Atlas von Hellas von 1872, als Geschenk. — Romundt hat eine Schrift drucken lassen: sobald ich nach Basel zurückkomme, schicke ich Dir ein sehr schönes Exemplar davon, mit der Bitte, es in meinem Namen Frau von Schleinitz zu überreichen.

Inzwischen, alter lieber Freund, denke an mich, wie ich immer in herzlicher Liebe mich Deiner erinnere.

Lebe wohl!

Dein

Friedr. Nietzsche.

Nr. 74.

An Freiherrn von Gersdorff.

[Basel, 18. Oktober 1872.]

Mein lieber guter Freund,

schön, sehr schön! Herrliche Nachrichten das! Nun siehst Du, Dein Lebensschiff kommt ganz allmählich immer mehr in's allein gemäße, allerbeste Fahrwasser: ein ganzes tüchtiges Leben hast Du jetzt zu Deiner Bildung vor Dir, kein sogenanntes „Amt" verzehrt Deine guten Stunden und Deine Heiterkeit, sondern im guten alten römischen Stile gehst Du, ohne politische Begierden, auf's Land, um dort Dir selbst, Deinen edlen Zielen und Deinen Freunden zu leben. Man hat schwer und ohne Ende zu thun, ehe man von sich sagen kann, was Aeschylus vom Orest sagt:

ἔξω κομίζων ὀλεθρίου πηλοῦ πόδα.

Denn „der verderbliche Schlamm" der Gegenwart ist übermäßig groß und droht jeden zu ersticken.

Inzwischen nun ist die Hauptaufgabe, Dich für Deine italienische Reise gut vorzubereiten. Ich war ja jetzt eben etwas in Italien (einen Tag, nämlich in Bergamo), gestehe Dir aber, daß es ohne bequeme Handhabung der Sprache rein unausstehlich dort ist. Also vor allem sprechen können und geschwind sprechen. Dann scheint es mir, als ob man mit der Lektüre von Burckhardt's „Cicerone"

aufstehen und schlafen gehen müßte: es giebt wenig Bücher, die so die Phantasie stimuliren und der künstlerischen Conception vorarbeiten. Freilich hast Du die allerschönste und unmittelbarste Vorbereitung im Umgang mit Deinen trefflichen Bildhauer-Freunden. Sage ihnen doch von mir etwas Herzliches: was Du mir über sie schriebst, erfüllt mich mit der größten Begierde, einmal mehr von ihnen zu hören und zu sehen. Wie glücklich bist Du, sie um Dich zu haben! Mitten in dem entsetzlichen, ekelhaften Berlin! Du hättest es gewiß dort nicht so lange ausgehalten.

Die Rohde'sche Gegenschrift ist immer noch nicht in meine Hände gelangt. Die Romundt'sche Erstlingsleistung verspricht Gutes, ob sie schon noch etwas sehr „Erstling" ist. Doch gefällt sie mir sehr durch den spezifisch philosophischen Zug, der recht unmodern und namentlich „unhistorisch" den Leser anweht. Ich bin bei Dem ruhig, zumal ich ihn jetzt in der Nähe habe. Du wirst an ihm einen reinen, braven und ernstsinnigen Menschen haben, der sich in unserem Kreise wohl und heimisch fühlt, ob er gleich unmusikalisch ist — immerhin, er ist nicht ohne alles „Dionysische", um mich meiner Schulsprache zu bedienen.

Lieber Freund, der Sommer im nächsten Jahre wird ja über alle Erwartung reich und fruchtbar für uns werden — Du bringst Deine frischen Italien-Eindrücke zu uns — zusammen bereiten wir uns durch das Studium des Nibelungenwerkes vor. Burckhardt, Romundt, Overbeck und ich — wir be-

grüßen Dich mit Jauchzen, wenn Du Deinen Fuß nach Basel setzen wirst. In Florenz triffst Du die guten Frauen noch, wenn Du nur vor Ostern dort eintriffst — lies nur die Memoiren! Du wirst Dich wundern.

Aus Bayreuth hat mir Frau Wagner zum Geburtstag geschrieben, sie war krank und hat zu Bett gelegen. Eine Halsentzündung überfiel sie, nach den Beschwerden des Umzugs in's zweite Provisorium. Anfang November beginnt die Rundreise an alle Theaterstationen. Haus und Stadt behagen wohl, man erwartet den Besuch Liszt's. Der Schlund wird festgemauert, Conferenzen finden statt u. s. w.

Frau Wagner hat in den Tagen der Genesung wieder mein Buch vorgenommen und schreibt, sie müsse „immer von Neuem über die Meisterschaft Ihrer Darstellung staunen; Besseres, geehrter Freund, werden Sie nie schreiben, ich halte eine größere Vollendung, als sie in diesem Buche herrscht, für unmöglich; aber anderes und gleich Gutes werden Sie uns geben, und auf anderen Gebieten." — Wie wird Einem da zu Muthe! So übermüthig und beschämt zugleich! Vor allem aber fühle ich dann, daß ich, um mich selbst jetzt mit einer Produktion zu befriedigen, nach großen, kühnen und sehr idealen Zielen zu ringen habe. Du hast von „Einfachheit und Größe" gesprochen: das ist ein Klang aus meiner Seele, dort liegen auch meine Ideale.

Wir wollen uns auch fürderhin freund und nahe bleiben, nicht wahr, mein alter guter Gersdorff?

Treulichst Dein F. N.

Nr. 75.

An Freiherrn von Gersdorff.

[Basel, 12. Dezember 1872.]

Herzlich geliebter Freund,

das ist nun auch vorbei, und das gemischte Gefühl, das jeder Todesfall in uns erzeugen muß, ist hier besonders stark. Er hat es überstanden, dieses Dasein, — wir müssen's eben noch überstehen: und zu dem Schwersten, was wir zu überstehen haben, gehört gewiß die sicher eintretende immer größere Vereinsamung, — Geschwister, Eltern, Freunde — alle gehen davon, allmählich wird alles Vergangenheit, und wir uns selbst.

Nun lebst Du Deinen Eltern noch mehr als sonst; und wir alle, Deine Freunde, müssen wünschen und von Herzen dazu thun, daß auf Dir, als auf einem kräftigen guten und schönen Fundamente, die Hoffnung Deines Geschlechtes ruhe. Du siehst gewiß jetzt muthiger in die Zukunft, als vor ein paar Jahren, und wirst es selbst genug empfinden, welches Heil für den Sterblichen in einem ernsten, bewußten und alle Tiefen unsrer Natur erregenden Streben liegt. Allmählich läuft alles Rechte und Tüchtige, dessen wir fähig sind, auf einer Bahn, nach einem Ziele; wir erstarken in dieser Empfindung und werden von den heftigen Schlägen des Schicksals nicht mehr zertrümmert.

Ich bin glücklich, Dich bald wieder zu sehen und mich Deiner Tapferkeit erfreuen zu können. Es ist ja eine ernste Bildungsreise, die Du unternimmst; und wenn Du, vor ihrem Beginne, noch einmal das schreckliche Bild der Natur, mit Sarg und Begräbniß gesehen hast, so wirst Du Dir immer bewußt bleiben, auf welchen Schrecken auch das schönste Dasein und die befreiendste Kunst ruht, aber ebenso, wie wir das Himmelreich, sei es nun das der Religion oder der Kunst oder des reinen Erkennens, immer brauchen, um das Erdenreich oder die Erdenluft ertragen zu können. —

Für mehrere Briefe habe ich Dir zu danken, lieber Freund, und wenn ich so schwer zum Antworten kam, so hieng es diesmal an einer kleinen Erwartung: ich wollte Dir gerne meine Photographie mitschicken und es dauerte längere Zeit, ehe ich mich zum Photographirtwerden entschließen konnte und ehe der Photograph fertig wurde. Hier bekommst Du das erste Bild, das er mir sendet. Die Nacht, bevor es aufgenommen wurde, wurde ich durch ein großes Feuer erschreckt, auch habe ich ein paar Stunden durch Wassertragen u. s. w. mit geholfen, kurz, es wird wohl an der Photographie etwas zu merken sein, daß ich die Nacht vorher nicht geschlafen hatte. Sie hat etwas Wildes und Bojarenhaftes.

Fräulein von Meysenbug (Florenz via Alfieri 16) schreibt mir, daß es ihr eine sehr große Freude sein würde, Dich wiederzusehen. Sie hat mir ihr Bild geschickt und erzählt von dem Eindrucke, den meine Vorträge über Bildungsanstalten auf sie und die

anderen Zuhörer machen. Es ist jetzt gerade ein sehr günstiger Augenblick, daß diese nach Florenz gelangt sind, da man dort mit der Reform des Erziehungswesens und der Lehranstalten fast ausschließlich beschäftigt ist.

Was macht denn der arme Wilamowitz? Ich weiß nicht, woher ich hörte, daß er auch nach Italien reise; wobei nur zu wünschen wäre, daß Ihr nicht zusammentrefft.

Ein paar beglückte reine Tage habe ich mit Wagners in Straßburg zusammen verlebt und mich der unbedingten Zugehörigkeit zu diesen Beiden auf das Schönste versichert. Sie freuten sich recht über meine Gesundheit und über mein „Resolut"-sein, im Goethe-Mazzini'schen Sinne. Dessen bedarf es aber auch, denn ich erlebe mancherlei, was man nur sehr gepanzert erträgt.

Ich habe jenen Spruch auf das Bild geschrieben und meine, es sollte auch für Deine Italienreise ein schönes Motto abgeben.

Weihnachten werde ich mit den Meinigen in Naumburg zusammen sein, aber mit den ersten Tagen des Januar bin ich wieder in Basel und erwarte Dich.

Ich drücke Dir, Du lieber Freund, die Hand und wünsche Dir stillen und ertragenden Muth in so schweren Zeiten.

Von Herzen der Deinige

Friedrich Nietzsche.

Basel, Donnerstag 12. Dez. 1872.

Nr. 76.

An Freiherrn von Gersdorff.

[Naumburg, 23. Dezember 1872.]

Auf dem Briefumschlag: Anbei ein Buch in Papier mit gleicher Adresse.

Mein theurer Freund,

heute begrüße ich Dich zu Deinem Geburtstage und wiederhole Dir alle jene herzlichen und besonders lebhaften Wünsche, die heute und in den letzten Zeiten alle die Dir Zugehörigen, seien sie verwandt oder befreundet, Dir ausgesprochen haben. Wir wollen alle von Herzen Dein Bestes, wie wir uns freuen, Deinem Lebenslauf in aufsteigender Linie mit theilnehmenden Blicken und zu unserer steten Genugthuung folgen zu können. Wenn ich mich erinnere, wie näher und immer näher sich die Lebenspfade und Lebensziele von uns Beiden verschlungen haben — oder um genauer zu reden, wie sie sich immer mehr genähert haben und endlich in Eins zusammengeflossen sind, wie zwei Bäche, die in einen Strom und zu einem Meere hin zusammen zu fließen den kaum bewußten Willen haben —, wenn ich mir das vorhalte, Pforte, Universitätszeit, Leipzig, Kriegsjahre, Tribschen, so weiß ich, daß das letzte Jahr auf diesen Freundschaftsbund Siegel auf Siegel gedrückt hat

und daß von nun an unsre Zueinandergehörigkeit als wohlverbrieft und =versiegelt unsern Lebensrest durchdauern wird.

Also, lieber alter Freund, freuen wir uns heute auch unsrer Freundschaft; ich wünsche *mir* heute das Beste, wenn ich es Dir wünsche.

Das Buch, das ich Dir hiermit überreiche, ist das mir von Romundt gewidmete und überhaupt somit das erste, das mir gewidmet ist, — also ein Freundschafts=Denkmal! Weshalb ich wünsche, daß es auch in Deiner Bibliothek sei.

Nun zum Schlusse eine Anfrage in Betreff Deiner Reise. Ich schreibe also von Naumburg aus, wo ich gestern Abend eingetroffen bin; meine Absicht ist, spätestens Sonnabend Abend *nach Neujahr* von hier zurückzureisen, sodaß ich Sonntag Abend in Basel bin. Wäre es nun nicht möglich, daß wir einen Theil zusammenreisten, etwa gar mit einer kleinen Variation über Bayreuth? Ich frage an bei Dir und bitte um Vorschläge.

Meine Angehörigen tragen mir herzliche Grüße auf: auch bitte ich Dich, mich Deinen verehrtesten Eltern von Neuem wieder anzuempfehlen.

Jetzt schreibe ich noch an Frau Wagner: dieselbe bekommt von mir ein Manuskript mit folgendem Titel und Inhalt:

Fünf Vorreden zu fünf ungeschriebenen
und nicht zu schreibenden Büchern.
1. Über das Pathos der Wahrheit.
2. Der griechische Staat.

3. Über die Zukunft unsrer Bildungsanstalten. (Die ganz neue Vorrede kennst Du auch noch nicht.)
4. Der Wettkampf.
5. Über das Verhältniß der Schopenhauerischen Philosophie zu der deutschen Cultur.

Diese fünf Vorreden, die Dir alle noch fremd sind (wie auch Wagners), wirst Du möglicherweise in Bayreuth lesen.

Leb wohl lieber Freund und
behalte mich lieb.

Treulichst
Dein F. N.

Naumburg, 23. Dez. 72.

Nr. 77.

An Dr. Carl Fuchs.

Basel, 29. Jan. 1873.

Lieber Herr Doktor,

ich war krank und lag zu Bett. Auch jetzt bin ich noch nicht wohl. Machen Sie mir also keine Vorwürfe, wenn ich heute Ihre guten Briefe mit einem Billet beantworte.

Den Brief an Richard Wagner nebst den Beilagen unter Kreuzband schicken Sie doch sofort an

Wagner's Adresse, die ich nicht weiß. (Ich wußte die ganze Zeit nicht, wo er war.)

Im Briefe ist fast nur von Ihnen die Rede: warten wir den Erfolg ab. —

Bald hören Sie mehr von mir: inzwischen schönsten Dank und gute Wünsche!

Treulich der Ihrige

Fr. Nietzsche.

Nr. 78.

An Freiherrn von Gersdorff.

[Gersau, 24. Februar 1873.]

Mein lieber Freund, in Basel trommelt man während der drei Fastnacht-Tage so entsetzlich, daß ich mich hierher, nach Gersau, am Vierwaldstätter See, auf diese Zeit geflüchtet habe: als wo ich in Nebel und Regen, ohne die Möglichkeit spazieren zu gehen, mäßig mißvergnügt, aber doch wenigstens in Ruhe sitze. Hier endlich will ich Dir meinen längst geschuldeten Brief schreiben und hoffe, daß die Florentiner Freundin ihn Dir „übermittelt" (wie Tischendorf in Leipzig immer zu sagen pflegte).

Ich will gleich mit der Hauptsache beginnen: neulich Abends habe ich ein Fest gefeiert, eigentlich nur zu Deinen und Deiner Freunde Ehren: es müssen Dir, bei

dem wiederholten Gläserklingen und dem fortwährenden Herbeiwünschen, die Ohren kräftiglich geklungen haben. Ich setze voraus, daß Du das Resultat des Tegethoff-Preisausschreibens weißt und daß Du, wie ich, in einen wahren Entzückens-Taumel gerathen bist: also Rau hat den zweiten Preis (mit 2000 Gulden) und Otto den dritten (mit 1000 Gulden); den ersten hat der Baseler Bildhauer Schlöth in Rom: doch ist unter Kunstkennern kein Zweifel, daß Rau den ersten, und zwar bei weitem den ersten, verdient hat und daß nur durch einen herbeigezogenen Laien die letzte Entscheidung so absurd ausfiel. Ich las und las immer wieder über die Entwürfe „Lissa" und „fortes fortuna juvat" und vor allem über den ersteren, — alle Zeugnisse waren voller Enthusiasmus: das sei nicht von Michel Angelo entlehntes Räuspern, sondern eine gewaltige Urkraft, die sich hier in die Erscheinung dränge u. s. w. Kurz, ich vermuthete Rau — und war außer mir vor Vergnügen, als ich endlich die Entscheidung hörte. Den Otto'schen Entwurf hat übrigens die Wiener Kunstkritik für ein Werk von Begas gehalten und sich also in einer für Otto höchst schmeichelhaften Weise geirrt. Die Namen der Sieger gehen durch alle Zeitungen; es waren 22 Entwürfe eingesandt. Ich will an Rau schreiben, weiß aber kein Mittel ihn zu erreichen, als etwa durch einen per adr. von Begas bezeichneten Brief. Ich habe mich seit lange über nichts m e h r gefreut und habe, an diesem wichtigen Grenzpunkte im Schicksale Deines Rau, wirklich das ganze Herz voll Segenswünschen — daß er ja auf der guten großen Bahn bleibt. —

Übrigens finde ich, daß Du selbst mit Deinem Geschmack an beiden Künstlern glänzend legitimirt dastehst. Ich gratulire, mein lieber Freund, und wünsche Dir nochmals für Deine italienischen Erfahrungen den gleichen auslesenden deutschen Geschmack und Ernst, den Du dort erwiesen hast.

Denke Dir, daß ich, seit Deiner Abreise, lange Zeit unwohl war, zu Bett liegen mußte und bis heut zu Tage mich nicht völlig erholt habe. Ein langwieriger Grippenzustand mit unerschöpflichem Schnupfen.

Inzwischen ist das Preisausschreiben des Allgemeinen Deutschen Musikvereins publicirt worden: ich habe durchgesetzt, was ich wollte, nämlich bedeutende Erhöhung des Preises (auf 300 Thaler statt 100 oder 50, wie ursprünglich beabsichtigt war) und Zahlung desselben als Patronatsschein. Die Preisrichter sind, außer mir, Prof. Moritz Heyne in Basel und Prof. Carl Simrock in Bonn.

Von dem Meister und Frau Wagner habe ich herrliche Briefe: es kam zu Tage, was ich gar nicht wußte, daß Wagner über mein Nichtkommen zu Neujahr sehr gekränkt gewesen ist, — Das hast Du gewußt, liebster Freund, aber mir verschwiegen. Aber alle Wolken sind verscheucht und es ist ganz gut, daß ich nichts wußte: denn mancherlei kann man nicht besser, sondern höchstens noch schlechter machen. Gott weiß übrigens, wie oft ich dem Meister Anstoß gebe: ich wundere mich jedesmal von Neuem und kann gar nicht recht dahinterkommen, woran es eigentlich liegt. Umso glücklicher bin ich, daß jetzt wieder Frieden geschlossen ist. Kennst Du die wundervolle Schrift Wagner's, die jetzt eben zum ersten

Male gedruckt ist, „über Staat und Religion", vom Jahre 1864, zuerst als privatestes Mémoire an den bayrischen König verfaßt? Sie gehört zu dem Tiefsten aller seiner litterarischen Produkte und ist im edelsten Sinne „erbaulich". — Sage mir doch Deine Ansicht über das wiederholte Anstoßgeben. Ich kann mir gar nicht denken, wie man Wagner in allen Hauptsachen mehr Treue halten könne und tiefer ergeben sein könne, als ich es bin: wenn ich es mir denken könnte, würde ich's noch mehr sein. Aber in kleinen untergeordneten Nebenpunkten und in einer gewissen, für mich nothwendigen, beinahe „sanitarisch" zu nennenden Enthaltung von häufigerem persönlichen Zusammenleben muß ich mir meine Freiheit wahren, wirklich nur, um jene Treue in einem höheren Sinne halten zu können. Darüber ist natürlich kein Wort zu sagen, aber es fühlt sich doch — und es ist dann verzweifelt, wenn es gar Verdrießlichkeiten, Mißtrauen und Schweigen nach sich zieht. Ich hatte diesmal keinen Augenblick daran gedacht, solchen heftigen Anstoß gegeben zu haben; und ich fürchte immer, durch solche Erlebnisse noch ängstlicher zu werden, als ich es schon bin. — Bitte, liebster Freund, Deine offene Ansicht!

Meine Schrift wächst und gestaltet sich zu einem Seitenstück zur „Geburt". Der Titel wird vielleicht „der Philosoph als Arzt der Cultur". Ich will eigentlich Wagner zu seinem nächsten Geburtstag damit überraschen. —

Zur Vermählungsfeier von Fräulein Olga habe ich eine eigne vierhändige Musik nach Florenz geschickt, mit dem Titel „Une Monodie à deux": der als

Prognostikon einer guten Ehe aufgefaßt werden möge. Der Spieler rechts ist Madame Monod, der Spieler links Monsieur Monod.

Und nun, herzlich geliebter Freund und „im Irrgarten der Liebe taumelnder Cavalier“ (so nennt Dich Wagner), habe herzlichen Dank für Deinen reichen und glücklichen Brief und denke gern

Deines Fr. Nietzsche.

Nr. 79.

An Freiherrn von Gersdorff.

[Basel, 5. April 1873.]

Theuerster Freund,

die Telegraphen haben zu thun und fliegen bald nach Heidelberg, bald Nürnberg, bald Bayreuth. Denn denke Dir, morgen reise ich auf acht Tage fort, treffe übermorgen mit Rohde zusammen — und wo? natürlich in Bayreuth. Ich begreife selbst noch nicht, wie schnell und plötzlich sich alles dies gemacht hat. Vor acht Tagen dachte Keiner von uns an so etwas. Schon jetzt wandelt mich Rührung und Ergriffenheit an, wenn ich mir denke, wie wir selbander auf dem Bahnhofe dieses Ortes ankommen und nun jeder Schritt Erinnerung wird. Ich glaube doch, es waren die glücklichsten Tage, die ich gehabt habe.

Es lag etwas in der Luft, das ich nirgends sonst spürte, etwas ganz Unsagbares, aber Hoffnungreichstes. Was werden wir dort zusammen denken, Dich immer natürlich mit einschließend! Meine Freude ist heute eine ganz unsinnige, denn es scheint mir, daß alles wieder so schön zu Stande kommt, wie ein Gott es sich nicht besser wünschen könnte. Ich hoffe, daß mein Besuch wieder gut macht, was mein weihnachtliches Nichtkommen schlecht gemacht hat, und danke Dir recht von Herzen für Deinen einfachen und kräftigen Zuspruch, der mir wieder die Augen rein machte und die dummen „fliegenden Mücken" verscheuchte, an denen ich zuweilen laborire. Überhaupt, mein Freund, es giebt so Vieles in Deinen Briefen, dessentwegen ich immer das Glück preise, einen solchen Freund zu haben; und ich genieße schon eine eigne Freude, die kräftig geschwungenen und freien Züge Deiner Handschrift zu sehen, denn sie verrathen mir schon alles, wie es jetzt mit Dir steht. Daß Du übrigens meine Vorträge „über die Zukunft der Bildungsanstalten" abgeschrieben hast, das ist eine ganz eigne Geschichte nach eigner Melodie zu singen und nie zu vergessen. Ich habe mir dabei meine Gedanken gemacht und mache sie mir noch, so oft mir diese Geschichte einfällt. Sie fällt mir oft genug ein. Zuletzt mache ich noch einmal den sechsten Vortrag, nur damit Du etwas Fertiges von mir in den Händen hast.

Nach Bayreuth bringe ich ein Manuskript „Die Philosophie im tragischen Zeitalter der Griechen" mit, zum Vorlesen. Von der buchmäßigen Form ist aber das Ganze noch sehr entfernt; ich werde immer strenger

gegen mich, und muß noch viel Zeit vergehen lassen, um eine nochmalige Darstellung (die vierte desselben Thema's) zu wagen. Auch war ich genöthigt, die sonderbarsten Studien zu jenem Zwecke zu treiben, selbst die Mathematik trat in die Nähe, ohne Furcht einzuflößen, dann Mechanik, chemische Atomenlehre u. s. w. Ich habe mich wieder auf das herrlichste überzeugt, was die Griechen sind und waren. Der Weg von Thales bis Sokrates ist etwas Ungeheures.

— Sehr hübsch ist Deine Begegnung mit Wilamowitz und Deine Rettung, die wohl ein Trankopfer werth war. Weißt Du, daß der Schäker ein zweites Heft unter gleichem Namen hat drucken lassen, mit Schimpfereien und Sophistereien und einer Widerlegung nicht werth. Besonders gegen Rohde gerichtet wendet sich zum Schluß die Schrift in's Allgemeine, weg von den zwei „verrotteten Gehirnen" (die Worte Davids Strauß gegen Schopenhauer werden wörtlich auf mich angewendet), und so kommt ein Bild von mir heraus, als ob ich Herostrat, Tempelschänder u. s. w. sei. Das Schriftstück ist von Rom aus datirt. Neulich wurde ich in einem Blatt als der „in das Musikalische übersetzte Darwinismus und Materialismus" bezeichnet, das Ureine wurde mit „Darwin's Urzelle" verglichen: ich lehre den „Developpismus des Urschleims"! Ich finde, daß die geehrten Gegner verrückt zu werden anfangen. Irgend ein Bonus Meyer ließ neulich über Wagner's Bayreuther Werk seine Meinung laut werden, daß selbst die „brutale Bauwuth der Römer" so etwas nicht gewagt habe. Der Haß scheint in hellen Flammen zu sein.

Das habe ich Dir erzählt, daß ich zu Fräulein Olga Herzen's Verheirathung eine Musik gemacht habe. Sie und ihr Monod haben mir darauf geschrieben, letzterer aber sehr als Franzose und politischer Mensch, was mir bei einer so privaten Sache nicht am Platze schien. Muß man denn sofort gleich von les tristes événements des dernières années reden? Mir wird sofort übel dabei. Ich bedaure die arme Florentinische Freundin sehr und weiß gar nicht zu helfen. Sie hatte mich eingeladen, Ostern zu ihr zu kommen: mir fehlt es aber an zusammenhängenden Ferien. Ich habe nur acht Tage und nach einer Examenunterbrechung, die mich hier zu sein zwingt, noch einmal acht bis zwölf Tage: nichts mehr! Da kann ich nicht nach Florenz.

Unter mir, ich meine im ersten Stock des Hauses, arbeitet Professor Overbeck, unser werthgeschätzter Freund und Gesinnungsgenosse, an einer Brandschrift „die Christlichkeit unsrer jetzigen Theologie". Unser Haus wird einmal berüchtigt werden.

Romundt hat sehr viel Glück als Akademiker: die Studenten haben ihm mehrfach die größte Theilnahme verrathen. Er ist in dem rechten Fahrwasser und es kommt mir so vor, als ob wir Alle es wären. Allein mein armer Rohde wandelt einsam dort oben herum. Da muß noch geholfen werden.

In diesen Tagen ist der junge Professor Vischer-Heußler in Rom eingetroffen: ich habe ihm Deine Adresse gegeben.

Deinem Herrn Vater sage meine Empfehlungen. Wann kommt denn Rau nach Rom? Und was für

eine Adresse hat er? (nämlich bisher in Berlin.) Nun nochmals, geliebter Freund, herzlichen Dank für Deine zwei Briefe, ich wollte, ich wäre bei Dir. Übermorgen aber tauschen wir die Rollen; dann sitze ich bei Wagners und meine, Du säßest gerne dabei.

Getreulich

Dein Fried. Nietzsche.

Nr. 80.

An Gustav Krug.

[Basel, 21. September 1873.]

Nun, mein geliebter Freund, das nenne ich hinter Wolken verschwinden und mit dem Vollmondsglanze des Glücks wieder hervorkommen! In der That dachte ich oft genug mit einer zagenden Empfindung an Dich, nichts hörend und in der begreiflichen Entsagung, an die Ihr armen Examen-Menschen Eure Freunde gewöhnt. Nun ist Noth, Stillschweigen, Entsagung auf beiden Seiten vorüber, und glückwünschenden Herzens sende ich Dir heute ein Lebenszeichen. Vielleicht aber daß der schneidige Klingen-Klang (lies beim Zeus nur nicht „Klingklang", das wäre etwas Anderes) meiner eben veröffentlichten Straußiade nicht zu Deiner festlich-blühenden Empfindung passen will — dann wirf nur das Buch einstweilen bei Seite.

Weihnachten komme ich nach Naumburg, Dich einmal auf Deine Weise holländerisch sprechen zu hören. Gesegnet sei der Thüringer Wald, das Schumannfest und all die mächtigen Alliirten einer werdenden und werbenden Minne.

Erlaube mir heute noch kurz zu sein; so bleibst Du davor behütet, mich langweilig finden zu müssen. Und welchem Liebenden dürfte man Zeit rauben und Langeweile schaffen! Dazu gebieten mir meine Augen (die widerspenstigen! gefährlichen und gefährdeten!) jetzt bereits aufzuhören, während mein Herz gerade im Schusse war, Dir einen recht gemüthlichen Brief im „trägen Junggesellenton" zu fabriciren.

Adieu! Und liebt Euch!

Auf Wiedersehn, getreuer guter Freund!

F. N.

Basel, 21. Sept. 1873.

Nr. 81.

An Freiherrn von Gersdorff.

[Basel, 27. September 1873.]

Nun, mein geliebter Freund! Heute giebt es endlich bei mir Ferien, das neunte akademisch-pädagogische Semester ist abgethan! Schnell also mag ein Gruß von mir hin zu Dir eilen, um Dir noch einmal zu sagen, was Du weißt — daß dieses neunte

Semester Dein Werk ist. Was wäre da alles zu sagen, wenn es unter uns darauf ankäme, durch Worte zu danken! Genug, ich habe viel verloren, als ich mit dem zu Ende eilenden Semester auch Dich verlor, und hier und da beschleicht mich das Gefühl der Einsamkeit, das ich aber kräftig unterdrücke, um mir recht klar zu machen, was mir an den übrig gebliebenen Freunden eigentlich übrig geblieben ist. Nur daß auch diese, wenn ich mit ihnen zusammen bin, über Deinen Verlust klagen: sodaß uns, um das allgemeine Beraubtsein zu ertragen, die Klage endlich immer in Dein Loblied umschlägt. Dann preisen wir uns, Dich als Freund zu haben, und erleichtern es uns, daß wir Dich recht entbehren.

Das Zwölftel Last, das jeder von uns mehr zu tragen hat, ist viel zu gering taxirt; und — da es auch einiges Erfreuliche inzwischen gab — so fehlte uns bei der Freude ein ganzer voller Mensch, nämlich Du.

Von Richard Wagner traf ein herrlich-heiterer Brief ein; in Betreff der Straußiade schrieb er „ich habe wieder darin gelesen und schwöre Ihnen zu Gott zu, daß ich Sie für den Einzigen halte, der weiß, was ich will!"

Daran wollen wir uns doch genügen lassen, nicht wahr, lieber Freund?

Übrigens ist der Zeitungs-Spuk groß und fast unerträglich gewesen! Alle Baseler Zeitungen haben Artikel, zum Theil verschiedenartige, gebracht, darunter auch einen begeisterten: in summa 5 Artikel. Dann Karl Hillebrand in der Augsburgerin — höchst merk-

16*

würdig, doch so, daß für mich fundamentale Differenzen übrig geblieben sind, und ich im Ganzen Frau Wagner zustimme, wenn sie sagt „Karl Hillebrand kennt die Franzosen besser als irgend ein Franzose, aber er kennt die Deutschen nicht mehr".

Die Gesundheit ist wandelbar gewesen, doch hoffe ich alles von der nächsten, ruhig-produktiven Ferienzeit. Denn nur wenn ich etwas hervorbringe, bin ich wirklich gesund und fühle mich wohl. Alles Übrige ist schlechte Zwischenaktsmusik.

Fuchs hat die angemeldeten Compositionen geschickt, — sie sind recht schön. Baumgartner brachte zwei herrlich gebundene (Juchten — Gold) Exemplare meiner Schriften, in die ich mich einschreiben mußte. Leutsch hat hier seinen Besuch angemeldet — er soll einige Wahrheiten zu hören bekommen. Ritschl schweigt. Fritzsch schweigt, — doch schreibe ich vielleicht noch heute.

Ein Brief von Fräulein von Meysenbug traf kurz nach Deiner Abreise ein, ich lege ihn bei.

Heute ist alles blauer Himmel, und ich vermuthe, daß Du sehr glücklich sein wirst.

Lebe wohl, mein lieber getreuer Freund,
mehr darf ich nicht schreiben.

Dein

Friedrich Nietzsche.

Basel, Samstag.

Herzliche Grüße und Wünsche von Overbeck, Romundt, meiner Schwester und Vischers.

Nr. 82.

An Dr. Carl Fuchs.

[Basel, 30. September 1873.]

Lieber Herr Doktor!

Hier kommt ein Lebenszeichen, aber auch nichts mehr, nicht einmal ein Zeichen wiederhergestellter Sehkraft: denn auch jetzt noch bediene ich mich der nachschreibenden Gefälligkeit eines vertrauten Freundes. Ja, ich nehme mir nicht einmal vor, Ihnen auf so zahl- und inhaltsreiche Briefe zu antworten, da ich im Respondiren und Correspondiren nie etwas getaugt habe und jetzt aus einer früheren Untugend eine Pflicht zu machen fast gezwungen bin. Verzeihen Sie es mir also, wenn ich diesmal in Bausch und Bogen für alle Ihre Briefe nur danke und nichts als danke. — Und wundern Sie sich nicht, wenn mit diesem Gedankenstrich auch der Dank schon vorüber ist und wir nun sofort auf lauter Neues übergehen.

Das Neueste aber ist die Zusendung Ihrer Arrangir-Meisterstücke. Ich fühle das, was Sie hierin geleistet haben, fast wie eine Befriedigung meiner Finger, so ungeschickt dieselben auch sein mögen und so sehr auch diese nur ahnen können, was andere Finger wahrscheinlich wissen werden. Drücken Sie doch ja dem Herrn Riemenschneider meine Sympathie und meine Überraschung über seine musikalischen Nächte aus.

Ihnen selbst aber, als dem Freunde des Componisten, darf ich wohl etwas Genaueres über den Grad meiner Sympathie sagen.

Mit der „Julinacht" nämlich bin ich nicht ganz einverstanden, und zwar gerade in Betreff ihrer Herzgegend: „langsam, innig". Wenn der Componist uns zu verstehen geben will, daß der Julinachtsänger sich an irgend ein inniges Glück erinnert, so brauchte doch dies nicht durch eine Melodie ausgedrückt zu werden, die wie eine Reminiscenz an innige und glückliche Melodien klingt, aber eben nur wie eine Reminiscenz. Dasselbe scheint mir von der Resignationsmelodie auf der vorletzten Seite zu gelten. Ja, ich möchte glauben, daß die ganze Composition nur nachempfunden, nicht eigentlich vorempfunden ist, was doch jedes Gute sein soll. Aber ein großes Illustrationstalent zeigt sich gerade auch in dieser mehr abgenöthigten als nothwendigen Produktion, wobei ich besonders an die erste Seite denke. — Viel selbständiger, viel erlebter dünkt mich die „Nachtfahrt", Einleitung und der sehr zarte Mittelsatz geradezu meisterhaft charakteristisch. Die auf Seite 4 eintretende Hauptmelodie ist mir zwar nicht ganz sympathisch, obwohl ich auch hier, wie überhaupt bei der ganzen Composition, eine zauberische Orchestralwirkung zu errathen glaube. —

Nun Thema 2: Dr. Fuchs, der Symptomatiker! Ich hatte in diesem Sommer Zeit, über schriftstellerische Musiker nachzudenken, und zwar gerade in Hinsicht auf ein von Musik handelndes „Wochenblatt". Ein solches ist, wie wir alle wissen, fast ausschließlich auf

leſende Muſiker angelegt; deren Bedürfniſſe beſtimmen den Charakter des Blattes und dieſe ſind, Gott ſei Dank, bis jetzt faſt noch gar nicht litterariſch, ſondern, ſoweit ſie ein Wochenblatt brauchen, nur geſchäftlich. Der und der ſucht eine Stellung, der will ſeine Muſik aufgeführt haben — das iſt glücklicherweiſe noch der naive Sinn eines ſolchen Blattes. Zu welchem Tragelaphen aber wird dasſelbe, wenn hinten nur das Geſchäft und vorne Wolzogen, Stade und Sie, geehrter Herr Doktor, zu Worte kommen; ich meinerſeits wage es nicht, Ihre drei Namen unter den Begriff des Vergnügens, des Gegenſatzes halber, zu faſſen; „Belehrung“ wäre auch nicht das rechte Wort: denn ich wüßte nicht, was Stade einen über 9. Symphonie oder Cornelius zu lehren hätte; und ob Wolzogen etwas zu lehren hat, wäre erſt zu erkennen, wenn er erſt einmal deutlich ſchreiben lernen wollte. Sie aber, werther Herr Doktor, denken ganz und gar nicht an den geſchäftlichen Muſiker vom hintern Theil des Blattes, an den glücklicherweiſe ſo ungebildeten deutſchen Muſiker. Vielleicht denken Sie dabei an mich: und da haben Sie wirklich einen, der ſich gern von Ihnen belehren läßt — und von wenigen Muſikern ſo gern, als von Ihnen. Leider liegt nur eben demſelben das Wohl jenes Fritzſch'ſchen Wochenblattes ſo am Herzen, daß er, viel mehr als an ſeine „Belehrung“ und ſein „Vergnügen“, daran denkt, wie wir die Exiſtenz des Blattes ſchützen und mindeſtens bis zu den Bayreuther Feſtſpielen verbürgen möchten. Ich ſchwöre es Ihnen aber zu, daß ich Keinen kenne, der Ihre „Symptome“ geleſen hat;

das liegt aber nicht an den Symptomen, sondern am Orte. An diesem Orte sind sie nicht nur unmöglich, sondern sie machen beinahe auch den Ort unmöglich. Dagegen könnte ich mir ein gewisses wohl ausgeführtes, breit angelegtes historisches Gemälde denken, in dem, neben der Entwicklung ernst gemeinter philosophischer Lehrsätze über Musik, auch die absurden Herren Lotze und Gervinus einen Platz oder wenigstens eine Armensünderbank hätten. Ich kenne nur Einen, der dies Gemälde malen könnte: aber was soll aus dem Maler werden, wenn Herr Georg Riemenschneider so viel Orchesterstücke componirt, und nun auch etwa „Todtentanz" und „Donna Diana" auf das Klavier übertragen werden wollen!

Um aber auf das Wochenblatt zurückzukommen, so erinnere ich mich, keine Recensionen so gern gelesen und so an ihrem Platze gefunden zu haben als die Ihrigen, lieber Herr Doktor.

Das war nun freilich keine Antwort, sondern beinahe ein Straußisches Bekenntniß, und vielleicht werden Sie dasselbe gar recht philisterhaft und mindestens sehr laienhaft finden. Wenn Sie es zeitgemäß finden sollten, mit einer brieflichen Betrachtung zu antworten, so seien Sie nur im Voraus überzeugt, in Basel allezeit das freundlichste Gehör und die wärmste Theilnahme für Ihr Wohl und Wehe zu finden.

Treulich Ihr ergebener

Friedrich Nietzsche.

Basel, 30. Sept. 1873.

Nr. 83.

An Freiherrn von Gersdorff.

[Basel, 18. Oktober 1873.]

Der beifolgende Brief L. Rau's will gleich befördert sein, deshalb nur sechs Worte. Herzlichen Dank für Deinen Geburtstagsbrief: am Tage selbst gieng mir's schlecht genug, wie überhaupt seit Deiner Abreise; aber ich schlage mich durch, besonders jetzt, wo es wieder einmal noth thut, gesund zu sein. Man verlangt von mir einen „Aufruf an die deutsche Nation", zu Gunsten Bayreuths; „wird besorgt", wie Tausig sagte. — Von Fritzsch, trotz wiederholtem Brief und Rohde's Besuch keine Nachricht: dagegen bin ich hinter eine ganz und gar unheimliche Machination gekommen, die meine schleunige persönliche Intervention in Leipzig verlangt. Ich will brieflich nichts Genaueres sagen, weil ich mich fürchte, darüber dem Papier etwas anzuvertrauen. Genug, daß eine ganz unvermuthete gräßliche Gefahr dem Bayreuther Unternehmen droht und daß es an mir liegt, die Gegenminen zu Stande zu bringen. Overbeck und ich sagen immer „wir leben Samarow". Gespenst R. R. natürlich betheiligt. — —

Mitten in aller Noth und Aktion ist ein Stück der neuen Unzeitgemäßheit (zwei Capitel) geschrieben, das Ganze entworfen.

Die Straußiade hat in Basel in summa neun Zeitungsartikel erlebt. Zuletzt hat mich sogar der „Volksfreund“ feurig in Schutz genommen. —

Lebe wohl, treuer glücklicher Freund, Alle grüßen von Herzen! Verzeih die unausstehliche Krakelei.

Sechs Preisarbeiten angelangt und, wie ich glaube, verurtheilt.

Leb wohl! Alle guten Geister mit Dir und uns!

F. N.

18. Okt. 1873.

Nr. 84.

An Freiherrn von Gersdorff.

[Basel, 27. Oktober 1873.]

Mein lieber Freund, sofort schreibe ich wieder, weil ich aus Deinem Schreiben ersehe, daß ein Brief von mir nicht an Dich gelangt ist; nun wäre daran nichts gelegen, wenn nicht gerade in diesem Briefe als Einlage ein Brief von Rau gelegen hätte, den Rau selber als sehr wichtig bezeichnet und um dessen Bestellung er mich bat, weil er Deine Adresse nicht hatte. Wende Dich also an die Post in Bologna: dort muß sich poste restante mein Brief sammt der Einlage vorfinden.

Du hattest mir früher geschrieben, daß Du zehn Tage in Bologna bleiben würdest: auf diese Notiz hin konnte ich es verantworten, wenn ich dorthin adressirte. Hoffentlich giebt es kein Malheur.

Mittwoch reise ich nach Bayreuth ab: wirst Du Dich wundern zu erfahren, daß die nöthige Anzahl von Vertretern des Patronats *nicht* zusammengekommen ist: sodaß die Vereinigung am 31. dieses Monats viel mehr einen privaten, als einen offiziellen Charakter haben wird. Man hat von mir einen „Aufruf an die Deutschen" verlangt: ich habe ihn an einem Vormittag (nämlich vorigen Mittwoch) gemacht, und bereits am Sonnabend Abend bekam ich ihn fertig aus der Druckerei. Ich sende ein Exemplar an Dich mit der Bitte einer Beurtheilung: natürlich hat er jetzt noch nicht die ihm erst in Bayreuth zu ertheilende Gültigkeit: weshalb ich bitte, Dein Exemplar vorläufig geheim zu halten. Ich denke an eine Art der Unterzeichnung, wie wir sie damals in München ausgedacht haben: sodaß die einzelnen Stände und Gesellschaftsklassen vertreten sind. Bist Du eventuell bereit, Deinen Namen mit darunter zu setzen? Du wirst an Rohde und Overbeck Kameraden haben.

Große Befürchtungen, die ich in meinem Bologna-Briefe an Dich andeutete, sind fast ganz gehoben: denn Fritzsch hat endlich *geschrieben*, und sehr artig und warm. Er bittet um das Manuskript der Nr. 2 der „Unzeitgemäßen Betrachtungen", und versichert, daß er noch in *diesem Jahre* zu einer zweiten Auflage der Nr. 1 schreiten müsse, wenn der

Verkauf in der Weise der letzten Wochen fortgehe. Honorar-Bedingungen acceptirt. Für die neue Auflage der „Geburt" ist der Januar fixirt. Gespenst N. ist bei den Russen.

Die grünen Hefte der „Grenzboten" haben neulich ein Non plus ultra gebracht unter dem Titel „Herr Friedrich Nietzsche und die deutsche Cultur". Alle Gewalten sind gegen mich angerufen, Polizei, Behörden, Collegen, ausdrückliche Erklärung, daß ich an jeder deutschen Universität in Verschiß gethan würde, Erwartung, daß man das Gleiche in Basel thut. Mittheilung, daß ich durch ein Kunststück Ritschl's und die Dummheit der Basler aus einem Studiosus zum ordentlichen Professor geworden sei u. s. w. Schmähungen auf Basel als „Winkeluniversität", ich selbst werde als Feind des deutschen Reiches denunzirt, den Internationalen zugesellt u. s. w. Kurz, ein wohlzuempfehlendes heiteres Documentum. Schade, daß ich Dir's nicht zusenden kann. Selbst Fritzsch bekommt einen Tritt: es wird schmählich befunden, daß ein deutscher Verleger mich genommen habe. Also, liebster Freund, unsre Nr. 1 hat, um mich à la Fritzsch auszudrücken, „Eingang bei dem Publikum gefunden".

Neun Basler Zeitungsblätter haben nun über mich gesprochen, in allen Tonarten, und in summa höchst ernsthaft im Vergleich zu dem Grenzboten-Wütherich und Farceur.

Mit Rohde habe ich gute Vorsätze umgetauscht: für nächsten Herbst ist eine Zusammenkunft aller Freunde verabredet: wobei wir natürlich auf Dich

wie auf uns selber rechnen. Da soll schon etwas herauskommen. Versammlungsgegend ist vorläufig der Genfer See. Indessen darüber wollen wir später berathen.

Das Rüsselgespenst ist wieder da, aber nicht im „Kopf"! Alle Freunde grüßen von ganzem Herzen.

Der ich bin und verharre als Euer
Liebden Getreuer

F. N.

Basel, Montag.

Nr. 85.

Diktirter Brief,
von Dr. Romundt geschrieben.

An Freiherrn von Gersdorff.

[Basel, 7. November 1873.]

Liebster Freund!

Erkenne die Schriftzüge des Goï. — Also ich war von Mittwoch Abend bis Montag Morgen auf der Reise, hinwärts allein, rückwärts mit Heckel zusammen. In Bayreuth war etwa ein Dutzend Menschen zusammengekommen, lauter Delegirte der Vereine und ich der einzige Patron an sich. Von Bekannten nenne ich Dir den Börsencourier-Davidson

das würdige Paar Batz und Voltz, dann Baligand und, um gleich die Besten zu nennen: Stern aus Dresden und Graf Dumoulin aus Regensburg.

Wer fehlte aber trotz aller Versprechungen? — Fritzsch, der sich wieder hinter Wolken verbirgt und dessen Beruhigungsbriefe uns jetzt nur noch mehr beunruhigen. Der eigentliche Festtag hatte jenes von dem Stiftungsfeste her Dir wohlbekannte Sauwetter, sodaß wieder einmal bei dem Besuch unsrer Bundeshütte der stattlich geschmückte Patron einen neuen Hut zum Opfer bringen mußte. Wohlgemerkt: das Wetter am Tage vorher und nachher war wundervoll hell und blau. Nach der Besichtigung in Dreck, Nebel und Dunkelheit war die Hauptsitzung im Rathhaussaal, in der mein „Mahnruf" von Seiten der Delegirten artig, aber bestimmt abgelehnt wurde; ich selbst protestirte gegen eine Umarbeitung und empfahl Prof. Stern für die schnelle Anfertigung eines neuen Fabrikats. Dagegen wurde Heckel's vortrefflicher Vorschlag, bei sämmtlichen deutschen Buchhändlern Sammelstätten zu errichten, approbirt. Die ganze Sitzung war ein wunderlicher Akt, halb erhaben, halb sehr realistisch, aber doch in seiner Gesammtwirkung stark genug, um alle die Lotterieprojekte und dergleichen, die im Grunde der Versammlung waren, verstummen zu machen. Den Abend beschloß ein sehr gelungenes, behagliches und harmloses Bankett in der „Sonne", an dem auch Frau Wagner und Fräulein von Meysenbug als die einzigen Frauen theilnahmen. Ich hatte den Ehrenplatz zwischen Beiden und bekam deshalb nach einer italienischen Oper den Namen

„Sargino, der Zögling der Liebe“. Batz hielt eine Tischrede auf Frau Wagner und verband darin unbegreiflicherweise ihr Lob mit den Begriffen Schnupftabakdose und Nachdruck. Sonnabend früh war Schlußsitzung bei Feustel, in der der Entwurf Stern's acceptirt wurde. Du wirst ihn lesen, denn er wird eine große Publicität erlangen. Mein Mahnruf, von Wagners sehr gut geheißen, wird von stattlichen Namen unterzeichnet noch einmal Bedeutung bekommen, falls nämlich der Zweck des gegenwärtigen, optimistisch gefärbten Aufrufs nicht erreicht werden sollte. Nachmittags sahen wir uns bei schönster Abendsonne noch einmal das Theater an; die Kinder waren auch dabei; ich kletterte nach der Mitte der Fürstenloge. Der Bau sieht viel schöner und proportionirter aus, als wir etwa nach den Plänen vermuthen. Es ist nicht möglich, ihn ohne Bewegung an einem klaren Herbsttage zu sehn. Nun haben wir ein Haus und das ist jetzt unser Wahrzeichen.

Dein Brief traf zur rechten Zeit bei Wagners ein. Hier fangen wir das Wintersemester an; ich lese mein Colleg über Plato und wälze das andere, zu dem sich auch Theilnehmer gefunden haben, zu Gunsten meiner Augen ab. Overbeck ist nun auch vom Protestantenverein in die große Fehme gethan durch die Hand seines Spritzenmeisters Daniel Schenkel, und Alfred Dove hat seine Theologie „umdüstert bis zur Selbsterwürgung“ genannt, worin wir den Vorspuk der Puschmannerei sehen.

Wir alle werden uns von Herzen freuen, Dich

wieder unter uns zu sehen. Die Abende sind so traulich lang und der „Kopf“ wieder gereinigt.

Lebe wohl, alter lieber Freund,
und herzlichen Dank für Deine guten Briefe.
Sorge Dich nur nicht!

Dein Fr. N.

Herzliche Grüße senden Overbeck und der Fabrikant dieses Lapidarstils.

Nr. 86.

(Auf die Rückseite einer Photographie geschrieben.)

An Gustav Krug.

[Basel, 14. November 1873.]

Mein lieber Freund, nimm auch heute wieder fürlieb, wenn ich sehr kurz bin, nämlich so kurz als diese Photographie ist, die Dich nur erinnern soll, daß ich heute, als an meinem Namenstage, Deines Geburtstages von übermorgen herzlich gedenke. Ich empfehle Dich der Hut des Gottes Amor, der neun Musen, der drei Grazien und allen anmuthigen Teufelchen des Alterthums und der neuen Zeit. Vor Allem aber, geliebter Freund, nimm zu und wachse in Gnade und Wohlgefallen bei Deiner Holländischen Herrin, Königin und Göttin: während wir Freunde

schon zufrieden sein müssen, von den Brosamen zu leben, die von dem reichen Tische der Liebe abfallen. Aber die Freundschaft darf auch von sich sagen „sie blähet sich nicht“ — und so wollen wir, obschon überflügelt durch die Liebe, doch neidlos, unsern Freundeschor anstimmen:

„daß Frohgemüth
Dich führe und leite,
Freunden zum Trost, Feinden jedoch
zum ewigen Neide.“

[Unterschrift unter dem Bild:
Friedrich der Unzeitgemäße.]

Nr. 87.

An Wilhelm Pinder.

Basel, Samstag 13. Dez. 1873.

Nur ein paar Zeilchen, herzlich geliebter Freund, um Dir anzukündigen, daß ich eine Woche später Dir mündlich gratuliren werde, da meine Augenschwäche ein schriftliches Gratuliren nur im beschränkten Maße zuläßt. Also: wir sehen uns bald in Naumburg wieder, und in wie verändertem Zustande! Ich bin ganz ohne Erfahrung in Betreff der Psychologie eines Bräutigams und werde deshalb Deine

jetzige Existenz mit einigem Erstaunen, vielleicht gar mit etwas Neid studiren.

Mit dem ich bin und zu verbleiben gedenke
Dein alter Getreuer
Friedrich Nietzsche.

Nr. 88.

An Freiherrn von Gersdorff.

[Naumburg, 26. Dezember 1873.]

Herzlich geliebter Freund,

ich war krank, lag zu Bett — hier in der Heimat; die alte Litanei! So komme ich denn zu spät für Deinen Geburtstag, ebenso wie für den der Frau Wagner. Nun, Ihr werdet mir Beide nicht so böse sein, wenn Ihr die Ursache meines Säumens kennt.

Deinen Brief aus Bayreuth habe ich noch nicht gelesen: er ist nach Basel von hier abgeschickt worden; ich hoffe von Herzen, daß gute Nachrichten darin stehen. Rohde hat gestern an mich geschrieben, Overbeck vorgestern. Fritzsch druckt also bereits an der Unzeitgemäßheit 2, wenn ich recht berichtet bin; ich habe einen Contrakt aufgesetzt, nach dem der Druck bis Ende Januar beschlossen sein muß, während ich versprochen habe, bis zum 7. Januar mein Manuskript fertig abgeliefert zu haben. Fritzsch besitzt Vor-

rede, Cap. I, II, III, IV, V, VI, VII; heute habe ich hier das Capitel X angefangen.

Dies meine Thätigkeit: nun gleich eine herrliche Neuigkeit! Schaffe Dir doch gleich aus Görlitz an „Zwölf Briefe eines ästhetischen Ketzers", Berlin, Verlag von Robert Oppenheim 1874. Du wirst eine unbändige Freude haben, ich überlasse Dir zu errathen, wer der Autor ist. Es giebt immer wieder neue Hoffnungen, und unsre „Gesellschaft der Hoffenden" wächst heran.

Heute Nachmittag spazierte ich mit Wilhelm P. und seiner Braut und empfand die ganze gutmüthige Ironie, die dieser doppelschlächtige Zustand auf unser Einen (der an der „Idee" hängt) machen muß: ohne daß wir etwa diesem Zustand dauernd entgehen könnten.

Man hat mir hübsche Geschenke gemacht, z. B. einen vergüldeten Korb als Mappe für große Photographien, wie die Deinigen sind, schöne Holzschnitzerei mit Blumen von meiner Schwester, als Lokal und Ansammlungsstätte für Briefe; auch die Prinzeß Therese von Altenburg hat mich mit üppigen Fuchtensachen bedacht. Dann noch einige große Raffaels.

Mein guter Freund, ich denke mit herzlicher Empfindung, ja Rührung an alles das, was ich Dir in diesem Jahre verdanke, wie viel Trost, Hülfe und That, und werde am Sylvestertage Dich mit einem besonderen Glase feiern. Nicht wahr, wir gehören zusammen und bleiben uns treu, mögen nun hunderte von Meilensteinen oder auch Weiber dazwischen treten. Es wird Dir wohl manchmal etwas einsam sein und

17*

Du wirst unsrer Theeabende in Basel gedenken; dann berühren sich gewiß unsre entgegenkommenden Wünsche und Hoffnungen, die Hoffnungen auf das nächste Jahr, 1874! Möge es tapfer überstanden werden

„Freunden zum Trost,
„Feinden jedoch
„Zu ewigem Neide!“

Dein Getreuer

F. N.

Deinen verehrten Eltern meine Empfehlungen, ebenfalls an Dich die herzlichen Grüße der Meinigen.

Nr. 89.

An Freiherrn von Gersdorff.

[Basel, 18. Januar 1874.]

Nun, alter lieber Freund, es geht im neuen Jahre recht ordentlich mit mir und Du kannst ohne alle Sorge an mich denken. Ich habe meine Lebensweise verändert und gehe nicht mehr in den „Kopf“, frühstücke vielmehr ½12 Uhr mit Suppe und esse eigentlich nur ausnahmsweise zu Mittag. Jedenfalls bekommt diese vereinfachte Eßeinrichtung meinem Magen. Sodann habe ich bis Ostern vor, nichts Neues zu schreiben und dadurch mein Nervenunwesen auszu-

heilen. Also die Philosophen liegen wieder brach; aber Ostern geht die Thätigkeit wieder los und zwar ist es mein Wunsch, einen Schlag gegen den Einjährigen-Freiwilligen zu führen. Ich glaube, das ist das Schlimmste, was man den Bildungsphilistern augenblicklich anthun kann. Dazu befaßt sich der Reichstag mit den Militärgesetzen; meine Vorschläge haben eine gewisse Art von politischer Möglichkeit und es wäre ganz gut, den Leuten zu demonstriren, daß wir nicht ewig in der Höhe und Ferne, unter Wolken und Sternen leben. Aber nun heran mit militärischer Litteratur, vornehmlich Geschichte des Heerwesens. Kannst Du mir irgendwie dabei helfen, getreuer Helfer und Freund?

Der Druck der Nr. 2 rückt von der Stelle. Zwei Bogen sind corrigirt und abgeschickt, heute oder morgen trifft der dritte ein, sodaß bis Ende Januar ungefähr alles in Ordnung sein kann. Das letzte Capitel habe ich natürlich in Naumburg geschrieben und am Neujahrstag, zu dessen Inauguration, fertig gemacht. Mit wahrer Rührung empfieng ich Deine Abschrift und die sie begleitenden Zeilen und pries mich glücklich, Dich als Freund zu haben. Denke nur ja daran, wie wir es im Herbst zu einer Zusammenkunft bringen können; und damit Du siehst, daß auch andre Leute diese Zusammenkunft wünschen, sende ich Dir etwas von Candrian. Rohde will auch kommen; man hat ihn übrigens in Kiel wieder einmal mit einer ordentlichen Professur übergangen, es ist ein Skandal! Gegen Romundt hat sich denn auch hier die Furcht vor Schopenhauer geltend gemacht und es ist ganz

unmöglich, daß er jetzt (ja wie ich glaube, daß er jemals) hier die ordentliche Professur für Philosophie erhält. Wir wollen froh sein, wenn man ihn mit einer außerordentlichen Professur und vielleicht etwas Geld abfindet.

Mit Ritschls hatte ich in Leipzig einen Wortkampf, der nichts Peinliches, aber etwas Schmerzliches und Hoffnungsloses hatte. Bei Fritzsch dem Trefflichen und Neubewährten habe ich eine Nacht gewohnt und den Eindruck mitgenommen, daß noch alles auf vier Beinen steht. Das weibliche Gespenst hatte unsre Phantasie verdorben. — Es wird doch noch eine Preisarbeit, nach gelungener Umarbeitung, gekrönt: die des Professor Dr. Koch. Die „Evangelische Kirchenzeitung" soll meine Straußiade gepriesen haben. Übrigens gehe ich seit dem neuen Jahr nicht mehr auf die Lesegesellschaft und fühle mich befreit, nicht mehr das Zeitungsgeschwister zu hören. Mit Ranke's erstem Buch sind wir fast fertig. Von Deinen Übersetzungen hoffe ich später einmal etwas zu profitiren, nicht wahr, das ist erlaubt zu hoffen? Dem alten Vischer geht es noch nicht gut. Frau Vischer-Heußler hat den Typhus, die Arme! An Bayreuth wage ich gar nicht mehr zu denken, denn sonst ist es mit aller Nervenerholung zu Ende.

Nun, wir wollen tapfer bleiben.

Lebe wohl für heute, liebster Freund, und verzeihe, wenn ich Dir keinen Brief, sondern nur ein Notizenbündel schicke. Overbeck und Romundt denken Deiner wie ich selbst, mit Treue und mit der Sehnsucht getrennt lebender Freunde. „Muß es sein? Muß

es sein?“ Nicht selten kommt mir das schmeichelnde Bild, daß ich, einige Jahre älter, mich einmal zu Dir, in Dein Asyl, flüchte und daß wir mit einander die Felder betrachten und die Sonne untergehen sehen.

Lebe wohl!

F. N.

Die zurückgelassenen Sachen folgen bald. Hug war nicht im Stande, den Tannhäuser anzunehmen, besonders wegen des französischen Textes. Es macht mir übrigens rechtes Vergnügen, Dir mein Exemplar anzubieten: sodaß ich Dich jetzt im Besitz von allen Wagneriana weiß; oder fehlt die herrliche Faust-Ouvertüre?

Nun bist Du also auch wieder Onkel geworden. Bei Deiner Erzählung dachte ich mir verschiedenes Unsägliches.

Deinen verehrten Eltern meine besten Grüße.

Nr. 90.

An Dr. Carl Fuchs.

[Basel, Winter 1873/74.]

Es ist Sonntag Morgen und ich dachte eben de tranquillitate animi nach — da brachte mir Herr Professor Overbeck Ihren Brief, lieber Herr Doktor.

Nein, Niemand kann Ihnen zu dem Schritte *rathen*, von dem Sie schreiben; es müßte ein heiliger Wahnsinn sein, der Sie vorwärts triebe, wider alle Vernunft, — nun dann würden wir Anderen uns so gut wie möglich in's Unvermeidliche schicken und Ihnen zu helfen suchen. Inzwischen müssen wir Ihnen nur so unzweideutig wie möglich sagen, daß Basel für Ihre Lehrer-Bestrebungen, für Ihre philosophische Kundgebung, für Ihr leiblich-leibliches Fortkommen ein ungeeigneter Boden ist: es sei denn, daß Sie als mönchischer Gelehrter fortleben wollen, der nichts anderes von einem Orte begehrt, als Ruhe und Einsamkeit. Beides kann man hier haben — und im Verhältniß zu Ihrem zappeligen unruhigen Hatz-Berlin will das freilich viel sagen. Aber eigentlich kann man das überall haben, ich sollte meinen, selbst gerade in Berlin oder Paris; man muß nur wenig begehren und sich eine Aufgabe stellen, bei der man gar nicht mehr versucht ist, auf den unruhigen Bildungs-Juden-Pöbel und die ganze anerkannte Öffentlichkeit hinzusehen. Die wahre Einsamkeit liegt in einem großen Werke. Vorlesungen und Akademien — das ist alles nichts oder wenig mehr als der äußerliche Rahmen unsrer Existenz. Sich dahinein zu flüchten begreifen wir — Overbeck und ich — nicht recht mehr, da wir oft an das Gegentheil gedacht haben, an das Hinausflüchten, zu völliger Unbeschränktheit, um an irgend einem Winkel der Welt, sei es in den einfachsten Verhältnissen, denkend und frei weiter zu leben. Deshalb sind wir wohl auch schwerlich die rechten Rathgeber. Für diesen Ort

könnte Ihnen übrigens Niemand etwas garantiren; eine Professur für Musik haben wir nicht und bekämen wir nicht: denn zu mehr als zwei akademischen Zuhörern würden Sie es, in einer recht unmusikalischen Stadt, schwerlich bringen. Die bezahlten Professoren der Philosophie sind, wie wir nach einem ganz bestimmten höchst belehrenden Falle urtheilen müssen, für einen Anhänger Schopenhauer's ganz und gar unzugänglich: überhaupt herrscht große Ungeneigtheit gegen jede Förderung dieser „Richtung". S. Bagge genügt den Baselern, ebenso der Direktor Reiter. Ich habe die Baseler gern und sage dies nicht mit Ironie, sondern nur um Ihnen über die hiesigen Schwächen und Beschränktheiten ein Licht aufzustecken. Man lebt hier theuer, ein Junggesell mit sehr mäßigen Ansprüchen nicht unter und wahrscheinlich über 3000 Francs (800 Thaler). Ja wer könnte Ihnen rathen, werther Herr Doktor! Ich vermuthe, daß ich an Ihrer Stelle eine Musikdirektorstelle in einer kleineren Stadt oder noch besser eine einträgliche Organistenstelle begehren würde: dann ließe ich die Welt laufen und erlaubte nicht, daß mich etwas noch hin- und herzöge. Wir werden alle ruinirt, wenn wir unruhig werden. — Das ist freilich alles sehr wenig und sehr schwach, leider aber schon viel zu viel für meine Augen. Und so seien Sie nicht böse, daß ich hiermit schließe. Overbeck wünscht ebenso herzlich wie ich, daß Sie einen guten Entschluß fassen mögen — aber, wie gesagt, rathen können wir Ihnen nichts. Wer könnte Ihnen rathen! Mit warmen Wünschen

Ihr Friedrich Nietzsche.

NB. Die Preisaufgabe wird von Seiten des Allgemeinen Deutschen Musikvereins nicht zum zweiten Male wieder gestellt werden.

Nr. 91.

An Freiherrn von Gersdorff.

[Basel, 11. Februar 1874.]

Lieber guter Freund, nur ein kleines Briefchen, um Dir zu melden, daß ich die Kiste (die seit einer Woche in meiner Stube steht) doch noch nicht fortschicken will: ich habe nämlich Aussicht, in spätestens zwei Wochen die Exemplare der zweiten Unzeitgemäßheit hineinzulegen: da will ich doch warten und setze voraus, daß es Dir ziemlich gleichgültig sein muß, ob die Sachen ein paar Wochen früher oder später kommen. Die letzten Correkturbogen sind vorgestern angekommen. Es ist alles schön von Statten gegangen; in summa sind es sieben Druckbogen (111 Seiten).

Ich habe mich seit Weihnachten aller litterarischen Thätigkeit enthalten und bin im Ganzen zufrieden. Dafür ist vielerlei im Kopfe durchgedacht worden, neuerdings viel Staatlich-Politisches: vorher „Richard Wagner in Bayreuth", wiederum vorher „Cicero und der romanische Begriff der Cultur"; Alles dies wird zu seiner Zeit wieder lebendig werden. Karl Hillebrand hat mich eingeladen, an einer „Italienischen

Revue" theilzunehmen, deren Redakteur er sein wird; das Werk erscheint buchweise, die besten, auch Dir bekannten italienischen Namen sind dabei, von Deutschen sind allein eingeladen Jacob Burckhardt, Gregorovius, Herman Grimm, Paul Heyse; ich habe natürlich abgesagt, ebenso Burckhardt.

Weißt Du schon, daß Heinze der Nachfolger von Eucken geworden ist? Er hat schon neulich hier einen Besuch gemacht.

Gestern hat man in Ludwigsburg David Strauß begraben. Ich hoffe sehr, daß ich ihm die letzte Lebenszeit nicht erschwert habe und daß er ohne etwas von mir zu wissen gestorben ist. — Es greift mich etwas an. —

Für die Militaria Dir und Mende schönsten Dank. „Wird besorgt" wie Tausig sagte. Baumgartner sitzt mir gegenüber und hat eben zwei Briefe geschrieben, die ich ihm diktirt habe, an die arme Meysenbug und an Hillebrand.

Also „vorwärts allezeit mit strengem Fechten".

Voll guter Hoffnung

Dein

F.

Basel, 11. Febr. 1874.

Nr. 92.

An Freiherrn von Gersdorff.

[Basel, Ende Februar 1874.]

Hier, liebster Freund, hast Du Deine Kiste. Sie birgt zwei Exemplare der Nr. 2. Eins für Dich, das andre für Deinen Herrn Vater.

Hoffen wir alles Gute. Ich erwarte bei einzelnen Menschen diesmal eine ergreifende Wirkung, bei denen, welche sehr schon am historischen Übel gelitten haben. Jacob Burckhardt hat mir einen schönen Brief geschrieben.

Beiläufig: er hielt Dich für den Verfasser der ästhetischen Ketzerbriefe. Vielen Dank für Deine militärischen Zusendungen, ebenso für Videant consules. Nächstens mehr.

— Vivat sequens Nr. 3.

Der Getreue.

(Gestern Abend feierten wir die 2.)

Nr. 93.

An Freiherrn von Gersdorff.

[Basel, 1. April 1874.]

Lieber getreuer Freund, wenn Du nur nicht eine viel zu gute Meinung von mir hättest! Ich glaube fast, daß Du Dich einmal über mich etwas enttäuschen wirst; und will selbst anfangen dies zu thun, damit daß ich Dir, aus meiner besten Selbsterkenntniß heraus erkläre, daß ich von Deinen Lobsprüchen *nichts verdiene*. Könntest Du wissen, wie verzagt und melancholisch ich *im Grunde* von mir selbst, als producirendem Wesen, denke! Ich suche weiter nichts als etwas Freiheit, etwas wirkliche Luft des Lebens und wehre mich, empöre mich gegen das viele, unsäglich viele Unfreie, das mir anhaftet. Von einem wirklichen Produciren kann aber gar nicht geredet werden, so lange man noch so wenig aus der Unfreiheit, aus dem Leiden und Lastgefühl des Befangenseins heraus ist: werde ich's je erreichen? Zweifel über Zweifel. Das Ziel ist zu weit, und hat man's leidlich erreicht, so hat man meistens auch seine Kräfte im langen Suchen und Kämpfen verzehrt: man kommt zur Freiheit und ist matt wie eine Eintagsfliege am Abend. Das fürchte ich so sehr. Es ist ein Unglück, sich seines Kampfes so bewußt zu

werden, so zeitig! Ich kann ja nichts von Thaten entgegenstellen, wie es der Künstler oder der Asket vermag. Wie elend und ekelhaft ist mir oft das rohrdommelhafte Klagen! — Ich hab's augenblicklich etwas sehr satt und über.

Meine Gesundheit ist übrigens ausgezeichnet: sei ganz unbesorgt. Aber ich bin mit der Natur recht unzufrieden, die mir etwas mehr Verstand, nebst einem volleren Herzen, hätte geben sollen, — es fehlt mir immer am Besten. Das zu wissen ist die größte Menschenquälerei.

Die regelmäßige Arbeit in einem Amte ist so gut, weil sie eine gewisse Dumpfheit mit sich bringt: man leidet so weniger.

Im Herbst also — ach Du verstehst das „Also" doch? — müssen wir uns sehen, beim concilium subalpinum sive Rhaeticum. Wenn wir alle zusammen sind, kommt ein ganzer Kerl heraus, der keinen Grund hat, sich zu betrüben. Gemeinsam und zusammen sind wir ein Wesen, welches „Freude trinken" darf — an den Brüsten der Natur. Sage mir doch ganz genau, wann es Dir erlaubt ist, hierher zu kommen! Rohde hat im letzten Briefe definitiv zugesagt. Overbeck auch, Romundt (seit gestern unser Hausgenosse) auch. Ich, der ich die wenigsten Ferien habe, denke doch die erste Hälfte des Oktober zur Disposition zu sein. Kannst Du diese Zeit uns schenken? — Lieber theurer Freund! —

Hast Du zufällig gehört, daß Professor Plüß in Schulpforte, Nachfolger Volkmann's, in der Naumburger Litteraria einen „begeisterten" Vortrag über

die Geburt der Tragödie und die Straußiade gehalten hat? Sehr scherzhaft und unglaublich, nicht wahr? — [— —]

Die gute Meysenbug schickte mir schöne frische Blumen, Frühlingsboten vom mittelländischen Meere.

Ich lege einen schönen und auch für Dich lehrreichen Brief Rohde's bei; gelegentlich wieder zurück zu geben!

Herrliche Briefe der Bayreuther.

Dank für die Druckfehler: aber der wichtigste fehlt, Höderlin für Hölderlin. Aber nicht wahr, es sieht wunderschön aus? Aber es versteht's kein Schwein.

Meine Schriften sollen so dunkel und unverständlich sein! Ich dachte, wenn man von der Noth redet, daß Solche, die in der Noth sind, einen verstehen werden. Das ist auch gewiß wahr: aber wo sind die, welche „in der Noth" sind?

Erwarte jetzt nichts Litterarisches von mir. Ich habe für mein Sommerkolleg viel vorzubereiten und thue es gern (über Rhetorik).

Übrigens ist viel seit Weihnachten durchdacht und ausgedacht worden.

Sei herzlich gegrüßt und grüße Deine verehrten Eltern.

Ja wenn man keinen Freund hätte! Ob man's noch aushielte? ausgehalten hätte? Dubito.

Fridericus.

Basel, erster April 1874.

Nr. 94.

An Dr. Carl Fuchs.

[Basel, 28. April 1874.]

Ein längerer Brief, lieb und werther Herr Doktor, soll Ihnen ad oculos demonstriren, wie es mir mit meinen oculis geht, nach deren Befinden Sie sich so theilnehmend erkundigen; und noch mehr scheint es mir endlich an der Zeit zu sein, Ihnen etwas ausführlicher und ausdrücklicher zu sagen, wie ich, in dem letzten Jahre, Ihrer sehr viel, mit manchem Wechsel der Empfindungen, mit Hoffnung und Bangen bisweilen, gedacht habe, immer aber getreu des guten Glaubens und Vertrauens, daß Sie die seltne Kraft besitzen, Sich selbst zu helfen: womit freilich auch gesagt ist, daß solchen Naturen auch gar nicht anders geholfen werden kann. Erwarten Sie also auch von Freunden nichts als ein theilnahmevolles Zuschauen Ihres „Ausringens und Emporringens“ (Straußisch zu reden), erwarten Sie ja nicht Rathschläge, Aufforderungen, Zurufe, mit denen Ihnen nicht genützt werden kann: so sehr man aus der Ferne einmal und öfter sich versucht fühlt, Ihnen die Hand recht herzlich hülfreich entgegenzustrecken. Neulich zum Beispiel fiel mir ein: warum räth denn Niemand dem Dr. Fuchs, seine mannichfaltigen kleineren Abhandlungen, die bis jetzt getrennt und

dazu in Fetzen publicirt und, weil in Musikblättern, nicht einmal recht publicirt wurden, schnellstens zusammen zu drucken? Ich dachte mir, es müßte Sie erheitern, den Leuten einmal eine vorläufige Probe Ihrer philosophischen, theologischen, musikalischen, schriftstellerischen Begabungsfülle zu geben: ganz vorläufig, ohne sich mit der Redaktion irgend welche Mühe zu machen, ganz nebenbei, nur um einmal den Bann der Musikblätter zu durchbrechen und Sich selbst eine kleine Ermuthigung zu machen. Ich dachte an Ihren Aufsatz über Lotze, für und gegen Schopenhauer, über Renan, zu Grillparzer, „Schatzgräberversuche“ und kenne wahrscheinlich nicht Alles, was Sie bei dieser Gelegenheit mit in diese lanx satura aufnehmen können. Aber wie gesagt, was kann ich rathen! Wenn Sie sich nicht schon selbst diesen kleinen Aderlaß verordnet haben und ich Sie vielleicht nur an einen eignen Gedanken erinnere? Fast möchte ich's glauben.

Übrigens wäre ich für eine solche Sammlung Ihrer Arbeiten Ihnen sehr dankbar, denn ich lerne immer von Ihnen: während es mir Überwindung kostet, eine Musikzeitung wirklich zu lesen und ich immer mit Betrübniß Ihren Namen und Ihre Gedanken mitten unter den unbegreiflich ungeschickten und gedankenarmen Schriftgelehrten des „Musikalischen Wochenblatts“ finde. Wir wollen schon später, nach ein paar Jahren, daran denken, wie wir uns für unsere Art „Culturkampf“ (wie der verfluchte Ausdruck lautet) ein öffentliches Theater gründen — später, wenn wir ein paar Namen mehr haben und

nicht mehr so blutwenige sind, wie gegenwärtig. Bis dahin muß jeder von uns kräftiglich allein kämpfen: ich habe mir durch meine dreizehn Unzeitgemäßen, die ich hinter einander herausgebe, eine gute Waffe geschmiedet, die ich den Leuten um die Köpfe schlage, bis dabei etwas herauskommt. Ich wollte, Sie machten es ebenso und schafften alles, was von Negativem, Polemischem, Hassendem in Ihrer Natur ist, auf diesem Wege aus sich heraus, um dann später Ruhe zu haben und sich durch gar nichts mehr „zum Widerspruch verleiten zu lassen". So rechne ich und getröste mich einer Zeit, wo alles Kämpfen, Ächzen und Krächzen abgethan sein wird; inzwischen aber „vorwärts mit strengem Fechten", wie irgend ein alter brandenburger Markgraf in der Reformationszeit gesagt hat. Denn zuletzt leiden wir alle so tief und schmerzlich, daß man es eben nur im rüstigsten Kämpfen aushält, das Schwert in der Hand. Und da wir nichts für uns wollen und mit einem freudigen und guten Gewissen uns in den härtesten Strauß begeben können, so wollen wir uns zurufen „der Soldat allein ist der freie Mann" und wer ein freier Mann sein, bleiben oder werden will, hat gar keine Wahl: „vorwärts mit strengem Fechten".

Und so leben Sie wohl und muthig, als Waffen-, Kriegs- und Siegsgenosse, und denken Sie gerne

Ihres getreuen

Friedrich Nietzsche.

Basel, 28. April 1874.

Nr. 95.

An Freiherrn von Gersdorff.

[Basel, 8. Mai 1874.]

Lieber treuer Freund, ich schrieb lange nicht und es kommt mir so vor, als ob Du Dich vielleicht darüber beunruhigen könntest. Dazu ist aber kein Anlaß, es ist mir gut gegangen und jede Depression, Melancholia ferne und tief unter mir. Ich muß durch meinen letzten Brief einen falschen Eindruck hervorgebracht haben: weißt Du, ich wiederhole es, es war nicht die Sprache der Depression, höchstens einer gewissen noch nicht wunsch- und wahnlosen Resignation. Inzwischen habe ich meine dritte Unzeitgemäße so weit fertig, daß wenn Du da wärest, der Guß beginnen könnte; das Sommersemester nimmt mich aber jetzt in Anspruch und deshalb lege ich, da mich nichts drängt, diese Papiere etwas zurück. Titel: (aber zu verschweigen!) „Schopenhauer unter den Deutschen". Es wird schön, sage ich Dir. Zweitens habe ich fertig und bin „ganz erschröcklich zufrieden" damit — den „Hymnus an die Freundschaft", für vier Hände und ebenso viele Freundesherzen. Ich habe noch nichts Besseres gemacht, es klingt aber auch „nich e Bischen" deprimirt! Sondern vielmehro im Gegentheil!

Endlich wollte ich Dich fragen: hast Du eine Ahnung, an wen bei der Adresse zu denken ist:

E. Guerrieri-Gonzaga

Via del Pallone 1

Firenze.

Ich bekam aus Florenz einen bedeutenden und warm empfindenden Brief und bin gebeten, unter der angegebenen Adresse zu antworten. Frauenhand.

Der Druck der Geburt der Tragödie ist fast vollendet. Dr. Fuchs hat mehrfach und, ich kann nicht anders sagen als rührend, geschrieben; ich bin wieder geneigt, ihm zu helfen und zu nützen, so gut ich nur kann; auch hört er wirklich auf das, was ich ihm schreibe, und vertraut mir in einer ganz und gar unbedingten Weise. Wir wollen ihn also, christlich zu reden, „in unser Gebet aufnehmen".

Freund Krug und Pinder machen in diesem Herbste Hochzeit.

Collega Heinze ist hier eingetroffen und gefällt mir sehr: ein guter und tüchtiger Mensch.

Meine Schwester ist bei mir zu Besuch, und Tag für Tag schmieden wir die schönsten Pläne idyllisch-arbeitsamen und einfachen Zukunfts-Lebens.

Nun lebe wohl, Getreuester! Und bleibe uns allen durch That und Gesinnung unser „absolutes Ideal", wie Dich Wagner kürzlich in einem Briefe bezeichnete.

Dein Friedrich N.

Basel, 8. Mai 1874.

Kann man gelegentlich ein Stückchen Deiner Übersetzungen zu sehen bekommen? —

Romundt und Overbeck gedenken treulichst Deiner und freuen sich auf den Herbst.

Romeo und Julia von Hartmann folgt — ich kann Dir's nicht ersparen — ein wahres Höllengelächter höre ich aus Deinem Munde bereits erschallen; später nachdem man gelacht hat, hat man allen Grund, *sehr* ernst zu werden. —

Nr. 96.

An Freiherrn von Gersdorff.

[Basel, 1. Juni 1874.]

Mein liebster, bester und allergutster Freund, eigentlich bin ich ein wenig böse, daß Ihr mir gar nicht glauben wollt, daß es mir gut, ordentlich und gebührend geht. Freilich nicht gerade „sehr gut", Censur Nr. 1 — aber was will man auch hier unter dem wechselnden Mond? Vielleicht bringe ich es aber, aus Trotz gegen Euch, noch zur Nr. 1.

Also nur keine Besorgnisse.

Herzlichen Dank für Deine beiden Briefe und insbesondere für Deine Bayreuther Mittheilungen. Ich habe mich einen halben Tag an dem Gedanken berauscht, mit Dir dort zusammenzutreffen. Es gieng aber nicht! — Bitte, schreibe doch einmal ein Wörtchen

an den armen Rohde, der recht bedenklich schweigt. Ich weiß, daß es ihm dann übel geht, — und neulich schrieb er einmal wirklich erschütternd traurig. Der verdient solche Briefe, wie Ihr sie mir schreibt, — ich verdiene sie gar nicht!

Wirklich himmlisch ist der Gedanke, Dich und die Bayreuther in einer Heirathsüberlegungscommission zusammen sitzend zu denken! Ja — a—a—aaber! muß ich da doch auch sagen, besonders wenn es auf den Rath hinausläuft, es gäbe viele Weiber, das rechte zu finden sei meine Sache. Soll ich denn wie ein Ritter einen Kreuzzug durch die Welt machen, um nach jenem von Dir so gelobten Lande zu kommen? Oder meinst Du, daß die Weiber zu mir kämen, zur Musterung, ob sie die rechten wären? Ich finde dies Thema ein wenig unmöglich. Oder beweise das Gegentheil und mache einmal für Dich die Nutzanwendung. —

Im Sommer will ich also nach Bayreuth gehen: nur fürchte ich, an der Hitze zu leiden. Wir haben hier eine in dieser Hinsicht ganz eindrucksvolle Witterung.

Leb wohl, leb wohl, Getreuer,
Unbesorglichseinsollender!

Dein Fridericus.

1. Juni 1874.

Nr. 97.

An Freiherrn von Gersdorff.

[Basel, 4. Juli 1874.]

Nun, liebster guter Freund, ich will Dir bei aller Sommersonnengluth doch etwas erzählen. Erstens man sehnt sich nach Kühlung. Zweitens man schreibt tüchtig an der Unzeitgemäßen, hoffte bis zu den Ferien fertig zu werden, kann es aber nicht, weil der Körper hinderlich ist und eine kleine Aufmunterung bedarf. Dagegen ist alles schon im schönen Zusammenhang, es wäre schade, wenn ich's verdürbe oder vergäße. Wahrscheinlich gehe ich mit meiner Schwester etwas in's Engadin. Mit Bayreuth bin ich über den guten Vorsatz nicht hinaus gekommen; es scheint mir nämlich, daß sie dort ihr Haus und ihr Leben in Unruhe haben und daß gerade jetzt unser Besuch nicht passen würde. Über mein Befinden sind sie übrigens beruhigt, Ihr habt alle euch in Schwarzseherei überboten. Endlich — ich kann jetzt nichts Anderes denken als das Fertigwerden und Gutwerden von Nr. 3. — Wie kamst Du übrigens, lieber Freund, auf den drolligen Einfall, meinen Bayreuther Besuch durch eine Drohung erzwingen zu wollen? Es sieht ja fast so aus, als ob ich freiwillig nicht hingehen möchte, — und doch bin ich voriges Jahr zweimal, und vorvoriges Jahr zweimal

mit den Bayreuthern zusammengetroffen — von Basel aus, und bei meinen erbärmlichen Ferienverhältnissen! — Wir wissen ja Beide, daß Wagner's Natur sehr zum Mißtrauen neigt — aber ich dachte nicht, daß es gut sei, dieses Mißtrauen noch zu schüren. Und zuguterletzt — denke nur daran, daß ich gegen mich selbst Pflichten habe, die sehr schwer zu erfüllen sind, bei einer sehr gebrechlichen Gesundheit. Wirklich, es sollte mich Niemand zu etwas zwingen.

Dies alles recht herzlich und menschlich aufzunehmen!

Denke Dir, daß der gute alte Vischer seit ein paar Tagen im Sterben liegt und die Familie um ihn versammelt ist. Du weißt, was ich an ihm verliere. —

Eben meldet man mir den Tod des Appellationsraths Krug, des Vaters meines Freundes. Mein Freund Pinder, ebenso wie Gustav Krug, machen im Herbst Hochzeit — und so blühn die Geschlechter weiter.

Für unsre Zusammenkunft habe ich etwas Sehr Schönes — ich bitte Dich aber, auch Deinerseits etwas mitzubringen. Vielleicht die italienischen Übersetzungen!

Doch nur wenn Du Zeit und Muße hast! Adieu,

lieber getreuer Freund.

4. Juli 1874.

Nr. 98.

An Gustav Krug.

[Basel, 6. Juli 1874.]

Höre heute auch von mir, mein geliebter Freund, ein paar Worte herzlicher Betrübniß. Ich weiß freilich aus Erfahrung fast eben so wenig davon, was es heißt, einen Vater zu verlieren, als einen Vater zu besitzen. Dafür ist mir mein Jugendleben innerlich schwerer und bedrückender geworden, als billig ist; und gerade aus meinem oft empfundenen Bedürfniß nach einem wahrhaft vertrauten und liebenden Berather wage ich es, auch heute den Grad und Umfang Deines Verlustes zu verstehen.

Sehe ich nun auf Dich, so treten wieder die räthselhaft verbundenen Worte: Tod und Hochzeit, so schnell hintereinander vor meine Augen, daß des Lebens und Blühens gar kein Ende abzusehen ist. In Dir selber lebt Dein Vater fort, und sein Bestes und Edelstes soll in Dir unverloren sein.

Und so soll auf jene wunderlich ungeheure Frage, die das Wort „Tod" aufwirft, jenes andere Wort eine Antwort geben. Eine Antwort: denn vielleicht giebt es mehrere. —

In alter getreuer Gesinnung

Dein F. N.

Grüße Deine verehrten Angehörigen von mir und meiner Schwester, mit dem Ausdrucke des herzlichsten Beileides.

Basel, den 6. Juli 1874.

Nr. 99.

An Freiherrn von Gersdorff.

[Basel, 9. Juli 1874.]

Denke Dir, theurer Freund, vorgestern haben wir den Rathsherrn Vischer zu Grabe geleitet. Er starb auf die schmerzhafteste Weise, an Nieren- und Blasenleiden. Wir sind alle recht betrübt, ich zumal, der ich weiß, was ich an ihm verloren habe. — Sein Nachfolger wird voraussichtlich der Partei des „Volksfreundes" angehören. —

Hier giebt es eine wahnsinnige Hitze, vom frühen Morgen an. Sonntag will ich in Zürich etwas Musik hören (unter Hegar's Leitung).

[— —]

Etwas ganz Rührendes habe ich von Seite des alten Oswald Marbach erlebt. Er hatte mir, obwohl wir uns nicht kennen, seine ausgezeichnete Übersetzung der Oresteia überschickt, als Dank für die ihm inzwischen bekannt gewordene „Geburt der Tragödie", über die er sich aussprach. Ich antwortete ihm,

wenngleich spät. Und nun hat er sich in einem neuen Briefe gegen mich ausgeschüttet, daß es ergreifend zu hören ist: wie er sich nur zweier Begegnungen in seinem Leben freuen könne; die eine sei die mit Wagner, die andre die — mit mir. — Nun das klingt wunderlich, aber als an einer subjektiven Thatsache darf man daran nicht rütteln und mäkeln.

Die Florentinerin heißt Marchesa Guerrieri; sie hat schon zwei Mal geschrieben.

In mir gährt jetzt sehr Vieles, und mitunter sehr Extremes und Gewagtes. Ich möchte wissen, bis wie weit ich solcherlei meinen besten Freunden mittheilen dürfte? — Brieflich natürlich überhaupt nicht. Und furchtsam dürft Ihr auch nicht sein; ich meine, Ihr solltet an einen ordentlichen Fatalismus in Betreff Eures Freundes glauben und damit aller Sorgen für seine Gesundheit u. s. w. enthoben sein. Wenn er noch etwas erreichen soll, muß er es auch erreichen können. Die Macht über die Mittel gehört zum Handwerk.

Lebe wohl, getreuer Lieber.

Dein

Fridericus.

Basel, den 9. Juli 1874.

Nr. 100.

An Freiherrn von Gersdorff.

[Bergün, 26. Juli 1874.]

Mein lieber Freund, herzlich habe ich mich über Deinen wohlgemuthen und vertrauensvollen Brief gefreut und kann Dir heute in einer gleichen Stimmung antworten. Voran die Mittheilung, daß ich doch noch einen Theil meiner Ferien in Bayreuth zubringen werde — nämlich von dem Tage an, wo meine Nr. 3 fertig sein wird: an ihr wird hier auf der Höhe rührig gearbeitet. In der Tiefe brachte ich nicht mehr eine Zeile fertig und hielt fast das ganze Thema für zu schwer für mich: hier oben aber ist mir Vertrauen und Kraft wieder gewachsen, — obwohl mir auch jetzt noch vor einem gewissen Capitel graut. Nun gab es mancherlei Erlebnisse inzwischen: so ist leider der gute Fritzsch als Verleger für mich und Overbeck unmöglich geworden — weil er, aus zwingenden Gründen, seine Verlegerthätigkeit sistiren will. Zwar hatte er auch die Nr. 3 wieder angenommen, aber mit dem sauersten und verdrießlichsten Gesicht von der Welt: sodaß ich bereits meinen Cyklus von Unzeitgemäßen beschlossen und verpfuscht sah. Da passirte etwas Unerwartetes: ein Brief erschien von einem jungen Verleger und wie es scheint Verehrer, E. Schmeitzner aus Schloßchemnitz in Sachsen

— und jetzt ist bereits alles in Ordnung gebracht: ich habe für alle Unzeitgemäßen einen sehr bereitwilligen und voraussichtlich rührigen Verleger. So kann ich denn mein schweres Tagewerk fortsetzen, — das Schicksal gab mir wahrlich ein günstiges Zeichen!

In einer Woche treffe ich mit der Marchesa Guerrieri in Stachelberg zusammen, wohin zu kommen sie mich gebeten hat. Es soll eine ausgezeichnete Frau sein, nach Fräulein von Meysenbug's Urtheil und nach ihren eignen Briefen zu schließen.

Hier (in Bergün: vide Bädeker) bin ich mit Romundt in einer göttlichen Gegend. Wir sind die einzigen Pensionäre eines Hôtels, an dem täglich hundert Reisende vorbei passiren, auf dem Wege nach St. Moritz oder zurück. Einen See wie den Flimser haben wir freilich nicht: neulich suchten wir einen drei Stunden, auf der Höhe von 6000 Fuß, badeten und schwammen darin, aber erstarrten fast zu Eis und kamen feuerroth wieder heraus. Heute suchten wir eine Schwefelquelle auf, die noch nicht benutzt ist; auf dem Rückwege warf eine Ziege vor meinen Augen ein Zicklein, das erste lebende Wesen, welches ich gebären sah. Das Junge war viel behender als ein kleines Kind und sah auch besser aus, die Mutter leckte es und benahm sich, wie mir schien, sehr vernünftig, während Romundt und ich furchtbar dumm dabei standen.

Heute Abend werden wir Risotto essen, sagt mir eben derselbige Romundt und hat es bereits bestellt.

Als wir neulich in Chur ankamen, waren wir plötzlich inmitten der ganzen Flimser Gesellschaft,

Travers, Rohrs, Hindermanns; Fräulein Bertha sah wieder so vortrefflich aus, daß ich mich fast ärgerte, nach Bergün abzufahren. Nun, wie wird's im Herbste, bei der großen Zusammenkunft der Verschworenen? Hoffentlich ist bis dahin meine Nr. 3 gedruckt und gelangt als eine Art Festgabe in Eure Hände.

Nun lebe wohl, getreuester und lieber Freund, und nimm meine und Romundt's herzlichste Grüße.

F. N.

Adresse immer nur Basel.

Nr. 101.

An Gustav Krug.

Basel, 22. Aug. [1874].

Denke Dir, liebster Freund, daß Du mich um etwas Unmögliches bittest und daß ich schmerzlich bedauern muß, bei Deiner Hochzeit abwesend zu sein. Denn wir Baseler Professoren haben eine verruchte Ferieneinrichtung, nach der unser Semester strengstens bis zum Ende September fortgeführt wird. Dazu kommt, daß ich ebenfalls am andern Beine gefesselt bin, als Lehrer am Pädagogium: sodaß der Monat September für mich ein harter Arbeitsmonat ist, der mich absolut festhält. Und so bleibt mir nichts übrig, als in der Ferne auf irgend eine festliche Art den bezeichneten Tag zu begehen. —

Ich schreibe in großer Eile; nächstens erfährst Du mehr von mir, heute nichts als ein betrübtes: „Muß es sein? — Es muß sein!“ Hol's der Teufel!

Treulich

Dein

Friedrich Nietzsche.

Nr. 102.

An Freiherrn von Gersdorff.

[Basel, 24. September 1874.]

Es war eine schwere Zeit, mein lieber Freund, dieser Schlußtheil unseres Sommerhalbjahres, und ich athme tief auf, daß es nun vorüber ist. Ich mußte nämlich, bei allen sonstigen Arbeiten, einen ziemlich langen Abschnitt meiner Nr. 3 noch ganz und gar umarbeiten, und die unvermeidliche Angegriffenheit und Seelenerschütterung, die ein solches Sinnen und Wühlen im Tiefsten mit sich bringt, warf mich oft beinahe um, und auch jetzt noch bin ich nicht völlig aus dem Kindbettfieber heraus. Doch ist bei alledem etwas Ordentliches zur Welt gebracht worden, und ich freue mich darauf, daß Du Dich darüber freuen wirst. Der Druck, sehr beschleunigt und in Folge davon eine Last mehr, ist beinahe fertig, und wenn Du ankommst, wird wohl bereits ein Exemplar fix und

fertig vorliegen. Es gab schwere Tage und überlästige Nächte — ach, und ich wünschte oft: wenn nur einmal etwas Heiteres und Gutes von außen her käme, da man selber gar nichts Heiteres mehr aus sich herauspumpen konnte! Und da weiß ich was ich eines Morgens, gerade mitten in der bedürftigsten Zeit, mich über Dein Geschenk gefreut habe, mein lieber getreuer Freund, der Du wahrhaftig eine Witterung davon gehabt haben mußt, warum Du es Mitte September schicktest und nicht später. Es kam so zur rechten Zeit! und ich war auf das Glücklichste überrascht, und wenn Du später das fünfte Capitel lesen wirst, so erinnere Dich, daß ich während dem öfter aufstand, um das kunterbunte Kinkerlitzchen anzusehen und anzulachen. — Übrigens hat es Rohde und wer es sonst gesehen hat, sehr gelobt.

Der arme Rohde war unser Genosse gerade während der gequältesten Zeit und wird schwerlich einen angenehmen Eindruck mit fortgenommen haben: denn auch Overbeck war in der gespannten Thätigkeit eines Menschen, der bis zu einem nahen Termine eine große Masse Manuskript druckfertig zu machen hatte; bis zum 5. Oktober soll auch seine Schrift (der erste Band seiner Studien zur Kirchengeschichte) fertig sein, und fast jeden Tag kommt jetzt ein Correkturbogen. Rohde hat es schwer beklagt und gebüßt, daß aus unserer gemeinsamen Herbstzusammenkunft nichts geworden ist. Wir freuen uns nun sehr auf Deine Ankunft, geliebter Freund. Bringe uns Deinen Lebensmuth, Deine rührige Gesundheit und

Energie mit; denn mitunter ist es hier, als ob wir verzagen müßten. [— —]

Ich will jetzt Deinem Beispiele folgen und Walter Scott lesen; ich muß mich jetzt recht gründlich erholen, will noch eine Fußwanderung machen, ein Gewässerchen, meinem Magen zum Heile, trinken und versuchen guter Dinge zu sein. Auch Milch soll, gemäß Deinem Vorbilde, reichlich mir zugemolken werden.

Der treffliche Emerson, welchen ich mit in Bergün hatte, ist mir sammt meiner ganzen vollen Reisetasche gestohlen worden: das schöne Exemplar vom „Ringe des Nibelungen" (mit Wagner's Widmung) war auch dabei. Moral: man soll seine Reisetasche auf Bahnhöfen nicht unbehütet liegen lassen, sonst ist gleich ein schandliches und tückisches Thier da, welches Reisetaschen auflauert.

Melde Du, lieber Freund, doch des Kürzesten, wann Du eintreffen willst.

Dich herzlich erwartend

Dein

Fridericus.

Nr. 103.

An Gustav Krug.

[Basel, 31. Oktober 1874.]

Es ist wunderlich zugegangen, daß wir uns, mein lieber Freund, in diesem Jahre gerade gar nicht zu sehen bekommen haben. Nichts wollte passen; zuletzt muß ich gar noch gerade von Basel abwesend sein und Deinen Brief fast acht Tage zu spät bekommen. Und zwar war ich nicht in Deutschland; denn da, wahrhaftig, hätte ich Dir einen Besuch gemacht und wäre von Herzen gern Dein erster Hausgast gewesen. Inzwischen habe ich Dir meine jüngste Schrift zugeschickt; aber Gott weiß, ob sie gerade zu Deiner jetzigen Stimmung paßt. Ich glaub's nicht; laß sie also nur liegen. Aber ist es nicht wahr, nichts will jetzt zwischen uns mehr passen? — Und doch weiß ich keinen Schuldigen — es sei denn — Aber nein, ich sage kein Wort mehr.

Nun sage einmal: wirst Du es denn so einrichten können, daß wir im nächsten Sommer zusammen in Bayreuth sind, genau, von der Mitte Juli bis Mitte August? Ich werde dort mit meiner Schwester zusammen ein Logis haben; von meinen Freunden erscheinen Gersdorff, Rohde und Overbeck. Es wird die Zeit der großen Instrumentalproben sein. Liszt ist auch dort, und wer nicht. Übrigens wird die

Partitur der „Götterdämmerung" wohl in den nächsten Wochen fertig sein; nach den letzten Berichten jammert bereits die arme Gutrune. Klindworth ist in der zweiten Scene des dritten Aktes; die beiden ersten Akte sind schon fertig gedruckt, im Sommer spielte sie Klindworth mir vor, denn ich war mit ihm zusammen in „Wahnfried" ein paar Wochen zu Gaste.

Wie glücklich sind wir daran, gerade in der Zeit unserer besten Jugend, 30 Jahre alt, ἀκμάζοντες, wie die Griechen sagen, diese Bayreuther Dinge zu erleben! Und Du noch dazu zusammen mit der geliebten Frau! Du hast Dich, wie mir scheint, nach jeder Seite auf das Beste für jene Festtage eingerichtet und vorbereitet. „Dem Glücklichsten das Schönste!" würden wiederum die Griechen sagen. — —

Ich selber lebe im Kampfe, aber doch, wie Du meinem Hymno angemerkt haben wirst, keineswegs desperat oder niedergedrückt; sondern muthig und voll guter Absichten und Hoffnungen, als einer, der sich strengstens vorgesetzt hat, noch 45 Jahre zu leben und nicht nachzugeben.

Dabei gedenke ich Deines bevorstehenden Geburtstages, zu welchem ich Dir diesmal wahrscheinlich als der Erste gratulire. Ich sage nun nicht mehr als dies: möge alles das, was Deine Frau für Dich und zu Deinem Besten wünscht, in Erfüllung gehen: dann werden auch Deine alten Freunde über Dich und Dein Glück sich freuen können.

Dank Dir, lieber alter Kamerad, für Deinen Brief, Dank insgleichen für die Grüße der liebenswürdigen Genossin.

Und vergiß mich nicht. Nämlich Du merkst, daß Freunde auf Frauen immer ein wenig eifersüchtig sind. — Und mit Recht! wirst Du sagen?

Adieu, mein lieber Freund.

Dein

Fritz Nietzsche.

Basel, den 31. Okt. 1874.

Nr. 104.

An Frau Marie Baumgartner.

[Basel, 12. November 1874.]

Verehrteste Frau,

am nächsten Samstag Nachmittag werden wir, nämlich Herr Professor Overbeck und ich, uns erlauben, Ihnen einen Besuch zu machen. Bei dieser Gelegenheit möchte ich Ihnen gerne sagen, in wie hohem Grade Sie mich durch Ihren Brief (den ersten, welchen ich über meine jüngste Schrift erhielt) ausgezeichnet und beglückt haben.

Die neuesten Nachrichten, die ich von Adolf erhalten habe, lauten ja sehr muthig und beruhigend;

es wird Ihnen gewiß ein Stein vom Herzen gefallen sein, nun zu wissen, daß seine Gesundheit nicht mehr leidet.

Verehrungsvoll

Ihr

ergebenster Diener

Dr. F. Nietzsche.

Basel, Donnerstag.

Nr. 105.

An Freiherrn von Gersdorff.

Basel, den 16. November 1874.

Mein lieber Freund, aus meinem langen Schweigen wirst Du wohl schon entnommen haben, daß ich mich mit beiden Beinen in die Wintersemester-Noth hineingestürzt habe und daß ich jetzt tüchtig zu schwimmen habe. Mitunter vergeht einem Hören und Sehen, folglich auch alles Briefschreiben. Wenn Du einmal nach Bayreuth schreibst, so sage doch gelegentlich, ich hätte *noch nie* einen so arbeitsvollen Winter gehabt und müßte mit Hülfe eines Stundenplanes von Morgens acht bis Abends elf oder zwölf es zu erzwingen suchen: nämlich sieben Stunden Universität, sechs Pädagogium, lauter neue Felder (darunter griechische Litteraturgeschichte, wie Du weißt). Es

geht toll zu, aber bis jetzt bin ich wohl und heiter, besonders auch darüber, daß Magen und Augen es ganz gut aushalten. An Unzeitgemäße Dinge ist lange nicht zu denken, das Amt reißt mich nach andren Seiten fort. Seufzen behalte ich mir vor, auf die Zeit, wo ich dazu Zeit haben werde.

Heute ist des muthigen Freundes und Bruders Overbeck Geburtstag; er ist 37 Jahre geworden. — Wie glücklich waren wir alle zusammen bei Deinem Hiersein! Es war die vergnügteste Woche des ganzen Jahres; ich zehre daran und muß bei einigen Erinnerungen immer lachen.

Anbei einiges Herrliche und Unglaubliche aus Bayreuth: wer freut sich so, wie Du darüber?

Den schönsten Dank für Deinen Brief und die Bitte, über die Brieffaulheit eines Fleißigen nicht böse zu sein.

Adieu, alter guter Freund.

Nr. 106.

An Dr. Carl Fuchs.

[Basel, 2. Dezember 1874.]

Sie können sich schwerlich vorstellen, wie sehr Sie mich durch Ihre letzten Mittheilungen erfreut haben. Wirklich, ich dachte vordem mit einem trüben Mißmuth an Sie und fürchtete Schlimmes und

Schlimmstes, ohne mir irgend welche Kraft beizumessen, um da etwas ändern zu können. Gott weiß wie ich Angesichts aller wirklichen Natur immer zum Fatalisten werde und es auch bei Ihnen wurde, heimlich zu mir sprechend: „dem ist nicht zu helfen". Schlimm! Schlimm! Gerade bei denen, wo man helfen könnte, lohnt sich's nicht. Nun sagen Sie selbst, daß Sie eine gefährliche Krisis hinter sich haben; ich stelle diese mir als ein moralisches Kindbettfieber vor, wie es einzutreten pflegt, wenn man etwas Ordentliches gethan, sich rechtschaffen bezwungen hat und hinterdrein umso mehr zusammenknickt und eine Zeit lang etwas bettlägerig ist; in dieser Schwäche greift man dann leicht nach dem Falschen und erweckt Angst und Bangen. In seinen Hauptsachen muß sich nun der Mensch rein halten, ist meine stille Anforderung an Jedermann, während ich ziemlich tolerant, ja lax und nachlässig in den Nebensachen bin, bei mir und Anderen. Sie verzeihen es mir gewiß, wenn ich Ihnen es sage: es kam mir in diesem Spätsommer ein Schauer und Zweifel an; aus der Ferne läßt sich so etwas nicht leicht gut machen und durch offenherzige Briefe wird hier und da manches schlechter gemacht. Kurz, ich nahm mir vor, etwas zu warten, und zwar auf Handlungen und Thatsachen zu warten.

Darüber vernehme ich nun genug aus Ihrem letzten Briefe und nur Dinge von der tröstlichsten und wieder-gut-machendsten Art. Nun haben Sie die kleine Stadt entdeckt, wo Sie zum musikalischen Herren und Obersten heranwachsen können, wo es

möglich ist, pflanzen und ernten zu können, und wo nicht der „böse Feind" Ihnen die Saat verdirbt und die Freude der Arbeit nimmt. Wer möchte Ihnen nicht gerne längst dazu verholfen haben! Aber es nützte nichts, wenn Sie sich nicht dazu verhalfen und sich zu dieser Auffassung der Dinge hinab- oder hinaufstimmten. (Beiläufig: als Sie mir die Mittheilung über die Mainzer Sache machten und das documentum illustre vorlegten, so habe ich in der nächsten Viertelstunde nach Bayreuth darüber geschrieben und angefragt, ob etwas zu thun sei, schickte auch das documentum mit, hatte aber sofort das Gefühl, bei dieser Sache und bei diesem Verfahren kein Glück zu haben und hatte auch keines.)

Ihre Künstler-Reiseabenteuer, Ihre Künstler-Rache an den Breslauern und überhaupt alles, was Sie mittheilen und wie Sie es mittheilen, hat etwas von Freiheit und Errettung an sich, worüber ich mich immerfort freue; so konnten Sie sich nur selbst helfen. Mein Freund Gersdorff hat Sie in Bunzlau gehört, schickte das Programm und schrieb erbaut und ergriffen zumal über Ihren Vortrag Bach's.

Wenn Sie die Preisschrift über den „Ring des Nibelungen" lesen, werden Sie merken, daß mit ihr Niemandem etwas weggenommen ist; während Sie wohl schon wissen, daß Ihnen Niemand etwas von dem wegnehmen *kann*, was wirklich das Ihrige ist und was *Sie* allein können. Kommen Sie im nächsten Sommer (1875) nach Bayreuth, zu den Proben? Ich bin dort von Mitte Juli bis Mitte August. Sehen Sie doch ja zu, daß Sie kommen.

Ich meine, man muß dabei sein, sonst giebt's gar kein „Muß" mehr.

Und nun ein herzliches Lebe- und Reisewohl und alles Gute und Getreuliche dem Getreuen.

Ihr ergebenster

Fr. Nietzsche,

auch im Namen Overbeck's, der bereits in die Ferien gereist ist.

2. Dez. 1874.

Nr. 107.

An Theodor Opitz in Liestal.

[Basel, 21. Dezember 1874.]

Nun schon zum zweiten Male habe ich von Ihnen, geehrtester Herr, ein Zeichen sympathischen Einverständnisses erhalten. Will ich versuchen, Ihnen dafür zu danken, so müssen Sie mir auch freistellen, es auf meine Weise zu thun, ich meine hier nämlich, auf eine recht bescheiden-hochmüthige Art. Ich sehe von dem Persönlichen solcher Begegnungen ab und vergesse, daß Sie mich gelobt und geehrt haben, denke mir aber, daß Sie und ich über irgend etwas sehr Wesentliches Einer Meinung sind, und daß wir Beide Recht haben. Darauf nämlich kommt es an, wirk-

lich glauben zu können, daß man mehr Recht hat mit seinen unzeitgemäßen Meinungen, als die ganze Zeit mit ihren zeitgemäßen: da steckt das Hochmüthige, von dem ich sprach, da aber auch das Bescheidene. Denn es ist gar kein Verdienst dabei, von einer grünen Thür zu sagen, sie sei grün, und von der Wahrheit, sie sei wahr. Wir thun damit doch eben nur das Unvermeidliche und nehmen den Steinen die Mühe ab, die ja, wenn wir schwiegen, schreien müßten. Denn, über Schopenhauer etwas zu sagen war fast schon zu spät: mir scheint es, hier haben schon die Steine geschrieen.

Mit aufrichtigem Danke
Ihr
ergebenster
Friedrich Nietzsche.

Basel, den 21. Dezember 1874.

Nr. 108.

An Freiherrn von Gersdorff.

[Naumburg, 24. Dezember 1874.]

Mein lieber, getreuer Freund, ich sitze hier zu Naumburg, in heimatlichster Stimmung, gestern kam ich an, schlief gut und heute Morgen soll Deiner und

der Frauen Wagner gedacht sein. Es gab in den letzten Wochen ein großes Drängen, sodaß ich nicht zum Briefschreiben kam, doch ist es mit der Gesundheit gerade noch gegangen, und ich glaube auch, es wird gehen. Die Geschichte des griechischen Epos habe ich in meinem Colleg bis jetzt zu Ende erzählt, da aber die ganze Litteratur der Griechen heran soll, wird sich dies Colleg wohl über drei Semester hinziehen. Diese Ferien will ich dafür mit aller Litteratur verschont sein, habe aber alle meine Jugendcompositionen um mich gehäuft, daraus soll etwas gebraut werden, „dran sich der Lenz erkennen läßt", ich meine zur Erinnerung, für das Alter. Viel ist mir in den letzten Monaten durch den Kopf gegangen, und ich bin mehrfach wieder unzeitgemäß befruchtet worden; doch wann werde ich wieder Zeit finden? Quaeritur.

Am Tage meiner Abreise aus Basel erschien ein Gedicht „Schopenhauer als Erzieher", verfaßt von dem Übersetzer des Petöfi, Theodor Opitz; ich lege es gelegentlich einmal bei. Die darin ausgedrückte Wirkung scheint diesmal bei allen meinen ordentlichen Lesern eingetreten zu sein (nur Frau G. fand sich diesmal „deprimirt", von der Größe der Aufgabe erschreckt, frauenzimmerlich-zimperlich!); der alte Präsident Turneysen schrieb mir sehr gut, und daß Frau Baumgartner eifrig und glücklich daran übersetzt (bis jetzt bis zu Capitel 5), habe ich Dir wohl erzählt; sie hat viel Übung und Geschmack, aber bei vielen ihrer Sprachbemerkungen danke ich doch dem Himmel, ein Deutscher zu sein: ich möchte nichts mit

einer so ausgelitzten Sprache, wie die französische ist, zu thun haben. Unser lieber junger Freund Baumgartner hat mich vorgestern auf die Bahn begleitet bei der Abreise, und zwar angethan mit der Paradepracht eines blauen Husaren; er sieht wohl und reichlicher aus, als früher, und ist wirklich sehr gut aufgehoben in seiner Schwadron; der Offizier, der ihn und die Mit-Freiwilligen ausbildet, ist Prinz Löwenstein, sein oberster Chef der regierende Reuß. Baumgartner schickt Dir seine besten Grüße, Dein Verwandter Graf Rothkirch ist bei einer andren Schwadron.

Mit dem Dr. Fuchs ist wieder Friede und Freundschaft eingetreten, das moralische Kindbettfieber überwunden; denke Dir, daß er sich in Hirschberg (Schlesien) eine neue Heimat gegründet hat; er schreibt kräftig, heiter und beruhigt, auch sehr dankbar — wofür eigentlich? Ich freue mich herzlich über diese Erfahrung. —

Rohde schickte Kieler Sprotten nach Basel und einen sehr schönen Brief, er formt weiter an seinem „Roman", der immer dicker wird wie ein Schneemann; schrieb auch einiges über Erotica und will bemerkt haben, daß er „zu alt oder zu dumm oder zu verstudirt sei, als daß dergleichen seine Gedanken ganz oder nur vorwiegend und namentlich auf einige Dauer fesseln könnte." —

Overbeck ist in Dresden; * * * (dessen Geburtstag am 27. Dezember ist) in Basel. Letzterer hat nun endgültig seine Universitätsdinge auf Nichts gestellt, ich will sagen, er geht Ostern ab und fort — und wohin? Wir wissen's noch nicht, eine tüchtige

Lehrerstellung soll herauskommen, nöthig ist es wahrhaftig, daß er die verfluchte Philosophirerei kalt stellt, er wurde recht tottig dabei und wird es täglich mehr, wie er selbst fühlt, und wir mit ihm fühlen.

Für Deinen letzten Brief und die Mittheilung des Bayreuther Briefes herzlichen Dank; wir wollen allesammt dem Himmel und der Unterwelt und wo sonst noch Götter sich aufhalten, danken, daß das Nibelungenwerk gethan ist.

Dem trefflichen Rau wünsche ich empfohlen zu werden und zu bleiben, das ist ein guter Mensch, und wie er seine Sachen ordentlich vorwärts führt, ist gut zu hören, auch zum Nachmachen.

Krug und Pinder, beiläufig, werden mir in diesen Tagen ihre Weiberchen präsentiren, alles kommt zur Weihnacht.

Nun mein herzlieber Freund, Du weißt, daß wir über den Tag Deiner Geburt nicht klagen und fluchen; wie immer auch das Menschenloos im Ganzen sei, gewiß beklagens-, vielleicht fluchenswerth — aber gute Freunde ist eine sehr achtenswerthe Erfindung, derenthalben soll das Menschenloos gerühmt werden. Bis jetzt war es die einzige Art, wie wir mit unserm Besten etwas weiter wirkten und weiter lebten, über das Individuum hinaus; gelegentlich müssen wir auch nun unsere andre Schuldigkeit thun und für einen kräftigen geistig-leiblich ebenbürtigen Nachwuchs sorgen. Aber was auch geschehe, der Hymnus auf die Freundschaft soll immer fort erschallen; und dabei werde ich immer mit Lob und Dank an Dich gedenken, mein lieber treuer Gersdorff!

Empfiehl mich Deinen verehrten Eltern und sei selber herzlich gegrüßt von meiner Mutter und Schwester.

Und nun tapfer hinüber in's neue Jahr!

Dein

Friedrich Nietzsche.

Naumburg, den 24. Dez. 1874.

Nr. 109.

An Paul Deussen.

[Basel, Mitte Januar 1875.]

Du hast mir wirklich, lieber Freund, eine recht große Freude mit Deinem Briefe gemacht. Wenn sich alles so verhält, wie Du es schilderst, und Du die entsprechende Energie, um solche Pläne durchzuführen, hast — oder bewahrst, wie ich sagen könnte, so bekommt wirklich Dein Leben in seltnem Grade den Charakter des Vernünftigen und Gemeinnützlichen. Ich lobe sehr Deine Absicht, Dich durch einige Jahre strengeren Frohndienstes für alle übrigen Jahre des Lebens ganz und gar unabhängig zu machen; werde in der Durchführung dieses Planes ja nicht unsicher! Es ist kaum auszudrücken, was Du damit Dir gewinnst und welcherlei Gefahren Du damit den Weg verlegst. Und noch höher erscheint dieser Plan, wenn

Du für die zukünftige so schwer errungene Mußezeit ein so edles Lebenswerk Dir vorgesetzt hast, wie es das ist, die indische Philosophie durch gute Übersetzungen uns zugänglich zu machen. Wüßte ich nur Mittel, um Dich zu einer solchen Lebensrichtung zu ermuthigen, wie gern wollte ich Dich ermuthigen! Mein Lob kann Dir nicht genügen, vielleicht schon eher meine Begierde, selber aus jener Quelle zu trinken, welche Du uns allen einmal öffnen willst.

Wenn Du wüßtest, mit welchem Mißmuthe ich gerade immer an die indischen Philosophen gedacht habe! Was ich empfinden mußte, als Prof. X. (der sich mit den philosophischen Texten sehr befaßt hat, in London einen Katalog von c. 300 philosophischen Schriften verfaßt hat!) mir sagen konnte, als er mir eine Sankhya-Schrift im Manuskript zeigte „Sonderbar, diese Inder haben immerfort philosophirt, und immer in die Quere!" Dieses „immer in die Quere" ist bei mir sprüchwörtlich geworden (— —).

Der alte Brockhaus hielt vor ein paar Jahren in Leipzig eine Rektoratsrede mit einem Überblick über die Resultate der indischen Philologie, — aber von Philosophie war alles stumm, ich glaube, er hatte sie zufällig vergessen.

Also: Du sollst gepriesen sein, daß Du sie nicht auch zufällig vergessen hast.

Wie glücklich erscheint jetzt Deine vorausgegangne Beschäftigung mit Kant und Schopenhauer! Du hast eine schöne Art entdeckt, diesen Lehrmeistern Deine Dankbarkeit auszudrücken.

Overbeck und * * * sind, ebenso wie ich, voll

Deines Lobes; und letzterem bist Du bereits mit einem so vernunftvollen Lebensplane vorbildlich und ermuthigend erschienen. Er verläßt Ostern die Universität und überhaupt das akademische Philosophenthum und sucht eine Lehrerstelle. —

Beiläufig: Du hast mir vor einiger Zeit einmal gemeldet, daß Du durch Basel mit einem bestimmten Zuge durchkommen würdest. Natürlich war ich auf dem Bahnhofe, zog aber schließlich traurig ab, nachdem ich alle Menschen, welche der Genfer Zug brachte, gemustert hatte und Dich nicht darunter fand.

Das mußt Du also irgendwann einmal wieder durch die That gut machen, nicht wahr, lieber Freund?

Und nun lebe wohl! Meine Segenswünsche sollen mit Dir sein.

Dein

Friedrich Nietzsche.

Basel, Mitte Januar 1875.

Nr. 110.

An Frau Marie Baumgartner.

[Basel, 6. Februar 1875.]

Aber, verehrteste Frau, dazu sage ich kein Wort.

Dagegen schicke ich Ihnen den Brief von Fräulein von Meysenbug, den ich Ihnen neulich versprochen habe. Ich bin sehr glücklich darüber, wenn Sie

meine Freunde lieben können; und die ausgezeichnete und durch ein schweres Leben bewährte Meysenbug verdient Liebe, wenn sich überhaupt Liebe verdienen läßt — woran ich wenigstens zweifle.

Nächsten Samstag beginnt unser Fastnachten; ich bin beinahe genöthigt, an diesem Tage zu verreisen, da ich einer Festivität um keinen Preis beiwohnen möchte, zu der ich für Samstag Abend eingeladen bin. Deshalb möchte ich nach Luzern und frage deshalb bei Ihnen an, ob ich vielleicht ausnahmsweise einmal Freitag Nachmittag kommen kann. Ich habe zwar eine Stunde am Pädagogium, doch will ich diese schon verlegen.

In einem Briefe an Frau Wagner, den ich gestern schrieb, habe ich von der Übersetzung erzählt und auch, von ferne, unsern Wunsch merken lassen. Heute siedelt meine Schwester nach Bayreuth über. An diesem Abend will ich noch nach Rom schreiben, um die Angelegenheit in Betreff des Pariser Verlegers ein Schrittchen vorwärts zu bringen. Inzwischen ist mir eine sehr gute Pariser Verlagshandlung bekannt geworden, die deutsche Werke in's Französische übersetzt publizirt (z. B. eine Schrift Huber's über die Jesuiten): der Name ist: Sandoz und Fischbacher.

Wenn Sie damit einverstanden sind, verehrteste Frau, daß ich Freitag komme, so schreiben Sie nicht, ich bitte Sie. — Meine Woche war sehr arbeitsam und ermüdend. Ich wünsche Ihnen einen hellen offnen Himmel, heute hieng er voll Schneegewölk; es ist schwer, dabei heiter und muthig zu bleiben.

Ihrem Sohne und meinem Freunde Adolf soll ebenfalls heute Abend noch geschrieben werden. Ich freue mich darauf.

Ihnen dankbar ergeben
Friedrich Nietzsche.

Basel, 6. Februar 1875.

Nr. 111.

An Frau Marie Baumgartner.

[Basel, 23. Februar 1875.]
Dienstag.

Verehrte Frau,

da kommt der Zettel wieder zurück — nein, was für Mühe Ihnen aus dieser Arbeit erwächst! Und wie wenig ich im Stande bin, Ihnen etwas davon abzunehmen! Ich bedauere beides oft genug, auch heute wieder recht lebhaft, als der Zettel ankam. —

Mit den sprachlichen Vorschlägen bin ich fast immer einverstanden, ein paar Worte, von mir dazwischen geschrieben, seien Ihrer Prüfung empfohlen. Nur den Teufel müssen wir jedenfalls austreiben; es kommt eine Färbung in den Gedanken, sobald wir diabolique sagen, in der ich mein armes „dämonisch" gar nicht wieder erkenne. Es giebt nun einmal gute Dämonen, und Faust war von einem solchen

beſeſſen. — Wollen Sie über dieſe Stelle vielleicht einmal Adolf anfragen? Ich möchte es, nur damit Sie mein hartnäckiges Widerſtreben verzeihen. — Sonſt noch keine Nachrichten. —

In Eile. Mit den herzlichen Grüßen Ihres

ergebenſten

F. Nietzſche.

Nr. 112.

An Frau Marie Baumgartner.

[Baſel,] Donnerstag, 11. März 1875.

Verehrte Frau,

mein Freund Gersdorff hat über die Hälfte Ihrer Überſetzung geleſen, wir haben Ihrer viel im Geſpräche gedacht und ich glaube, ſo wie wir an Sie gedacht haben, hätten Sie ſich darüber freuen müſſen.

Nun frage ich an, ob Sie vielleicht die noch fehlenden Stellen — ach was für böſe Stellen! — jetzt eintragen wollen; dann können wir das Heft am nächſten Samstag an Schmeitzner fortſchicken — denn daß Sie unſre armſelige Hütte (um chineſiſch-höflich zu reden) mit Ihrem Beſuch ehren werden, ſteht für uns Freunde feſt; im Voraus danken wir

20*

Ihnen dafür. — Und für wie vielerlei hätten wir Ihnen zu danken! Romundt zum Beispiel.

Am meisten aber Ihr ergebenster
herzlich grüßender
Friedrich Nietzsche.

Nr. 113.

An Frau Marie Baumgartner.

[Basel, 16. März. 1875.]

Verehrteste Frau,

Gersdorff und ich, wir wollten am nächsten Samstag einen Spaziergang nach Lörrach machen und bei Ihnen vorsprechen. Das wollen wir auch jetzt noch; im Falle das Wetter, unwahrscheinlicher Weise, schlecht ist, kommen wir mit der Eisenbahn. —

Sagen Sie Ihrem Herrn Sohne einen herzlichen Gruß von uns Allen; vielleicht versucht er recht bald einmal unsere Schwelle zu betreten, wenn auch nur, um sich zu überzeugen, daß wir freie und nicht allzu beschränkte Menschen sind und ein Unglück als etwas nehmen, was Mitleiden verdient. Übrigens wußten wir vom Besuche beim Zahnarzte. —

Am Sonntage Morgen ist mein Brief an Schmeitzner abgegangen. Vielleicht bringe ich Ihnen am Samstag schon irgend eine Antwort.

Wir freuen uns bei dem Gedanken, daß Sie es möglich machen, Ihren Besuch in der Baumannshöhle bald einmal zu wiederholen.

Treulich Ihr ergebener

F. Nietzsche.

Nr. 114.

An Frau Marie Baumgartner.

[Basel, 7. April 1875.]

Verehrte Frau!

Der schöne Lörracher Brief hat geholfen, den Sonntag auf eine gute Weise zu beschließen; ich war und bin die letzte Zeit über sehr empfänglich für Leiden und werde deshalb um so dankbarer für Freuden sein. Der ganze „unterschwürige" (kennen Sie das Wort?) Charakter des Lebens ist mir zu gewissen Zeiten jeden Jahres so deutlich, daß ich gar nicht aufhöre, mich schlecht zu befinden. Am Samstag muß ich auf ein paar Tage fort, zu einsamen Fußwanderungen.

Am selben Tage Abends geht * * * von Basel fort; er möchte Sie gern noch einmal vorher sehen und wird deshalb am Freitag Nachmittag den Versuch machen, Sie zu Hause zu finden.

Nicht wahr, Sie werden doch noch nicht die nächste Woche nach Carlsruhe entführt? — Die Montaigne-Stelle hat eine gewisse Perplexität erzeugt: nämlich: die deutsche Übersetzung lautet ganz anders als ich die Stelle im „Schopenhauer" angeführt habe; falsch ist sie aber auch, wie die meinige Auffassung, nur in ganz anderer Weise falsch.

Ich empfehle nun in der französischen Ausgabe die Sache so zu wenden: wir streichen die Worte p. 17 „was er von Plutarch sagt" und führen den Gedanken „Kaum habe ich einen Blick u. s. w." so ein, daß er von mir herrührt: was ja auch im Grunde das Richtige ist, da Montaigne jedenfalls etwas Anderes sagt und seine Worte hier gerade nicht in den Ton meiner Stelle passen.

Der Entdeckerin meines Irrthums vielen Dank; es steht eben schlecht mit meinem Französisch, und bevor ich Montaigne idealisire, sollte ich ihn wenigstens richtig verstehen.

Mit herzlichen Wünschen allezeit der Ihrige

Dr. F. Nietzsche.

Basel, Mittwoch.

Auch lassen wir das „Bein" weg und begnügen uns mit dem „Flügel".

Nr. 115.

An Freiherrn von Gersdorff.

[Basel, 17. April 1875.]

Endlich, liebster Freund, kommt Nachricht, endlich! Aber Du bist nicht böse. Wie gut wir uns zusammen vertragen, ist ja so erstaunlich, daß es bei jedem Darandenken mich zur Bewunderung und zum Dankgefühle begeistert. Ich glaube wirklich, wir können gar nicht auf einander böse sein; wir haben uns an die schönste Vertraulichkeit unter einander gewöhnt, sodaß alles Schleichende, Grämliche, Übelnehmerische aus unserem Verkehre verscheucht ist, das heißt aber gerade die Ratten, die sonst an den besten Freundschaften zu nagen pflegen.

Ich schreibe heute scheußlich, meine Feder inspirirt mich zur Idee des Klexes und des Schmirakels.

Habe herzlichen Dank für Brief und Sendung, vor allem aber für Deinen Besuch; ich kam über jene Wochen hinweg wie in einem ganz angenehmen Traume; darauf brach die * * * sche Mirakel- und Ratten-Wirthschaft wieder los, es war um alle Geduld zu verlieren, heftige Abende bis um die Stunde Eins wurden zur Regel; die Buchhändler-Absicht verflog nach dreiwöchentlicher Besprechung in alle Winde, denn ich mußte förmlich * * * eine Anleihe bei meiner Phantasie eröffnen, weil er sich gar nichts

Kommendes und Mögliches vorstellen kann. Overbeck und ich dachten mehr an das, was ihm noth that, als er selber, alle Augenblicke verfiel er wieder in Lässigkeit; das ganz Unentschiedne seines Wesens kam noch am Tage der Abreise fast auf eine komische Spitze, als er nämlich einige Stunden vor der Abreise nicht fort wollte; Gründe gab es nicht, und so setzten wir es durch, daß er Abends reiste; es gieng leidenschaftlich traurig zu und er wußte und sagte es immer wieder, daß nun alles Gute und Beste, was er erlebt habe, zu Ende sei; er bat viel weinend um Verzeihung und wußte sich nicht vor Trauer zu helfen. Eine eigenthümliche Schrecklichkeit brachte mir noch der letzte Augenblick: die Schaffner schlossen die Wagen zu, und * * *, um uns noch etwas zu sagen, wollte die Glasfenster des Coupés herunter lassen, diese widerstanden, er bemühte sich immer wieder, und während er sich so quälte, sich uns verständlich zu machen — erfolglos: — gieng der Zug langsam fort und nichts als Zeichen konnten wir machen. Die gräßliche Symbolik der ganzen Scene war mir ebenso wie Overbeck (wie er mir später gestand) schwer auf die Seele gefallen, es war kaum auszuhalten. Übrigens lag ich den nächsten Tag mit einem dreißigstündigen Kopfschmerz und vielem Galle-Erbrechen zu Bette.

* * * will also Gymnasiallehrer werden: ich wußte es, daß es gemäß dem einzigen Gesetz, das bei ihm waltet, dem der Schwere, so kommen müßte. Ich dachte mir, er werde etwas von Deiner Rüstigkeit im Unternehmen des Schweren und Neuen gelernt haben. —

Mir ist es nicht gerade gut ergangen bei alledem;

das ekelhaft lange Winter-Halbjahr ist noch nicht zu Ende! Erst nächsten Donnerstag bekomme ich etwas Freiheit. Meine Arbeit ist fast nicht von der Stelle gerückt. Doch bin ich wieder dabei und will mich ordentlich dazu halten, die freien Tage zu nützen. [— —]

Concerte in Berlin u. s. w. stehen bevor, das weißt Du. Die „Götterdämmerung" erscheint am 1. Mai im Clavierauszug. Doch das ist auch nichts Neues.

Was machen die Liebes-Angelegenheiten? Man muß dem Schicksale hier und da einmal eine Tatze geben.

Lebe wohl, mein herzlich geliebter Freund. Overbeck und Frau Baumgartner grüßen Dich auf das Wärmste.

Am Samstag waren wir mit Herrn Cook, dem Freunde Proudhon's zusammen; es war toll. [— —] Viel Geheimnißvolles.

Basel, 17. April 1875.

Nr. 116.

An Frau Appellationsrath A. Pinder.

[Basel, d. 4. Mai 1875.]

Verehrteste Frau!

Da ich etwas verreist war, bin ich erst ziemlich spät in den Besitz der höchst schmerzlichen Nachricht

gelangt, derentwegen ich heute an Sie schreibe. Ich möchte Ihnen nur sagen, wie auch ich mich mit beraubt fühle und wie es mir Mühe macht, mich an dieses Beraubtsein zu gewöhnen. Mir ist es, als ob Naumburg in meiner Vorstellung sich verändere, wenn ich gezwungen werde, das Bild des verehrten Entschlafenen daraus hinwegzudenken: ich glaube eine unbegreifliche Lücke zu sehen, und für die vielen guten und dankbaren Empfindungen, mit denen ich gewohnt war, an das Pinder'sche Haus zu denken, habe ich einen plötzlichen und gewiß lange währenden Schmerz eintauschen müssen.

Sie nehmen gewiß, hochverehrte Frau, den Ausdruck meiner Klage freundlich an und denken einen Augenblick an die Zeiten zurück, wo Wilhelm und ich Knaben waren und wo wir zusammen in allem unsern Denken und Wünschen durch Wort, Rath und Vorbild desselben Mannes geführt wurden, dessen Verlust ich jetzt mit Ihnen so schmerzlich betrauere.

Ich verbleibe allezeit Ihr Ihnen und Ihren Angehörigen treulich zugethaner

Dr. Friedrich Nietzsche

in Basel.

Mai 1875.

Nr. 117.

An Freiherrn von Gersdorff.

[Basel, 8. Mai 1875.]

Die Antwort auf Nr. 3 voran, liebster Freund! Ich sprach heute mit Miaskowski und fand ihn in dieser Angelegenheit durchaus nicht ablehnend; er überlegt sich die Sache gründlich und ich glaube zu verstehen, weshalb sie ihm im Grunde ganz förderlich erscheint. Er will sehr gern in's „Reich" zurück und möchte ebenfalls sehr gern viel Schüler haben, da er ein passionirter Lehrer ist, drittens hat er hier nicht viel Gehalt und das Leben ist theuer (ich meine, er hat 4000—4500 Francs). Endlich hat er gerade eine spezielle Neigung für die landwirthschaftlichen Fragen seiner Disciplin und glaubt deshalb schon an einer Akademie wie der von Hohenheim an seinem Platze zu sein. Er wünscht nun vor allem in einem Briefe des Direktors eine nähere Auskunft: über die Vorlesungen, die man von ihm verlangt, über die Schülerzahl, ob das Fach obligatorisch ist, über die wöchentliche Stundenzahl, über den Gehalt und etwaige Accessorien desselben, über die Wohnung und deren Umfang und so weiter. Er ist vielleicht dazu bereit, Pfingsten einen Besuch in Hohenheim zu machen; jedenfalls bitte Dr. von Rau, daß er jetzt bald sich brieflich an Miaskowski wendet. Das Vorstadium der Angelegenheit ist ganz gut er-

ledigt. Übrigens: im Vertrauen gesagt. M. hat mir freiwillig versprochen, von der Sache hier durchaus keinen Gebrauch, etwa zu einer Gehaltserhöhung, zu machen. Man hat mit einem anständigen Menschen zu thun. — Nicht wahr, im Herbst Antritt der Stelle? Ist eine gewisse Steigerung der 1900 Gulden möglich oder nicht? Doch, wie gesagt, das Weitere geht uns nichts an, das mögen die Betheiligten unter sich ausmachen.

Übrigens ist es toll, liebster Freund, daß Du nun gar noch Professoren berufst und daß ich solche in's „Reich" hinüberlootsen muß. Es war viel Hohngelächter in mir, als ich die Mission ausführte.

Nun zu Nr. 2, den ich zusammen mit Nr. 1 bekam. Ich war nämlich verreist, auf 8 Tage, weil die Maschine gar nicht mehr in Gang zu bringen war und ich zum zweiten Male wie nach * * *'s Weggang zu Bett liegen mußte. Da nahm ich mir den elenden Rest meiner Ferien zwischen die Beine und trabte fort. In Bern wohnte ich, als einziger Gast, in dem schönen Hôtel Victoria auf dem Schänzli und lief von dort aus auf Bergen und in Wäldern herum, immer allein, und dachte mir viel aus. Oft genug kamst Du vor, und in allen meinen Zukunft-Plänen, die immer mehr auf das Erzieherische hinauswollen, bist Du gar nicht mehr zu entbehren. Auch die Frage von Mann und Weib habe ich viel überlegt und möchte jetzt Dir auch zur allergrößten Vorsicht rathen. Es ist furchtbar, wie die Männer, an ein inferiores Geschöpf gebunden, herunterkommen, und mitunter kommt es mir so vor, als ob wir

bessere Aufgaben hätten, als dem ganzen Ehe-Capitel unsre Aufmerksamkeit zu schenken. Mündlich im Sommer viel mehr darüber, ich bin jetzt mit Gründen und Erwägungen vollgestopft.

Ich habe die Tücke in „Über Land und Meer" wohl gefühlt; dieser Schmierer hatte übrigens Schopenhauer nicht einmal selber in die Hand genommen, sondern nur die Stellen aus der Vorrede von der Leopardi-Übersetzung, die Gustav Brandes gemacht hat, abgeschrieben. In der Westminster-Review ist ein größerer Aufsatz über meine drei ersten Unzeitgemäßen, höre ich; er soll ziemlich wüthend sein. Doch freut's mich, daß Engländer mich lesen. Von Hillebrand ist erschienen: „Zeiten, Völker und Menschen", darin sind auch seine Aufsätze über mich mit abgedruckt.

Mit der vierten Unzeitgemäßen steht es noch schlecht: zwar habe ich ungefähr 40 Seiten mehr von solcherlei Notizen, wie Du sie zusammengeschrieben hast. Aber Fluß und Guß und Muth fehlt noch für's Ganze.

Inzwischen habe ich das Sommer-Halbjahr angefangen, das mir viel lästiger ist, der Augen wegen, die mich öfter schmerzen. Ich stehe nach 5 Uhr auf, das thut mir wohl.

Übermorgen reist Overbeck ab; er grüßt Dich von Herzen und wird gerne thun, was Du wünschest, auch Dir für eine Karte an Frau von G. sehr dankbar sein.

* * * hat geschrieben, bis jetzt noch ohne Amt. Auch Rohde, dem man zu einem Rufe nach Dorpat gewinkt hat; doch meint er, es werde nichts daraus.

— Heinze ist weiß Gott schon wieder von Königsberg fortberufen und geht nach Leipzig, im Herbst. In Naumburg ist Pinder's Vater gestorben; traurig. Pinder Sohn erwartet ein Kind für diesen Sommer. —

Im Jahrbuch des Schweizerischen Alpenclubs 1864 fand ich eine Reisebeschreibung über den Piz Morteratsch; bei Öffnung der Flasche im Steinmann auf der Spitze ergab sich, daß dieser Berg das dritte Mal bestiegen worden ist „von Ernst von Gersdorff aus Berlin mit den Führern Ambüel und Walther". Im gleichen Bande steht ein ganz außerordentlicher Aufsatz von Rütimeyer „Die Bevölkerung der Alpen", vom höchsten Interesse: von demselben Gelehrten empfehle ich noch (vielleicht sind beide Schriften etwas für Deinen Vater, zu einem Geschenk für ihn) „Vom Meer bis nach den Alpen", Bern 1854. Dalp'sche Buchhandlung.

Und damit sei es genug. Mein guter lieber Freund, ich möchte, wir lebten bei einander, da wir's erprobt haben, wie gut es geht. (Es geht mit wenig Menschen, selbst mit vielen Freunden nicht!)

Ich habe einige Blicke in die Abgründe und blauen Seefluthen der „Götterdämmerung" gethan, immer im Stillen noch etwas aus Bayreuth erhoffend.

Dein ganz Getreuer

Friedrich N.

8. Mai 1875.

Ich sah Burckhardt noch nicht, nächstens über Stuart Auskunft. Ich dächte, es sei ein gut berühmtes Werk.

Lies einmal die Augsburger Zeitung über das Berliner Concert Wagner's (Freitagnummer, gestern). Hat sich der Ton verändert! „Der Größten Einer"!

Nr. 118.

An Frau Marie Baumgartner.

[Basel, 13. Mai 1875.]

Denken Sie, verehrte Frau, daß es auch für nächsten Samstag eine zwingende Verhinderung giebt und daß ich nicht zu Ihnen kommen werde. Glücklicher Weise ist es gar nichts Schlimmes; ich bin nämlich durch die Nachricht erfreut und überrascht, daß meine Schwester mich doch noch besuchen wird und daß ich morgen (Freitag) mit ihr in Baden-Baden zusammentreffen soll. Da bleiben wir ein paar Tage — meine Schwester kennt diesen Ort nicht — und kommen am Montag Abend hier in Basel an.

Da bleibt nun gar nichts übrig als zu versprechen, daß wir Beide am Samstag nach Pfingsten nach Lörrach kommen.

Das Semester wird sehr arbeitsam, ich muß alle meine angekündigten Collegien lesen und habe für alle litterarischen Absichten gar keine Zeit. Wenn nur meine Augen Stand halten!

Overbeck hat mich Montag verlassen und mir noch herzliche Empfehlungen an Sie, verehrteste Frau, aufgetragen.

Ich möchte Ihnen ein neues Buch von Hillebrand in Florenz geben, wenn ich nur wüßte, wie! Es heißt „Zeiten, Völker und Menschen", und bei den „Menschen" komme ich auch ein wenig in Betracht. Er redet so, wie die öffentliche Meinung in 10 Jahren sein wird, d. h. er ist ein klein wenig der jetzigen Meinung voran. Doch geht es nicht weit. —

Mir kommt es so vor, als ob ich Ihnen manches zu erzählen hätte. Und da schreibe ich von Hillebrand!

In herzlicher Ergebenheit Ihr

Friedrich Nietzsche.

Basel, Donnerstag vor Pfingsten.
1875.

Nr. 119.

An Freiherrn von Gersdorff.

[Basel, 21. Mai 1875.]

Ein paar Zeilchen, Freund! Das Werk von Stuart und Rewett ist immer noch all und eins auf diesem Gebiete und sehr werthvoll; doch erscheint jetzt eine neue billige Ausgabe und es ist wirklich fraglich, ob nicht noch billiger als Deine antiquarische. Burck-

hardt räth etwas zuzuwarten und gute Buchhändler zu befragen; die Italiener können das Beschummeln nicht lassen.

Es ist mir nicht gut gegangen: sehr häufige Magen-, Kopf- und Augenschmerzen! Doch wird jetzt verständig gelebt, meine Schwester ist da, wir wohnen prächtig in der Baumannshöhle, sie in meinen, ich in Overbeck's Zimmern. —

Keine Zeile der Unzeitgemäßen Nr. 4! Für das ganze Semester zurückgelegt. Denn die Tagesarbeit für alle Collegien (13 Stunden) zwingt, ich habe keine Zeit.

Schmeitzner hat keinen Verleger für die französische Übersetzung gefunden. Von meiner Nr. 3 sind gegen 350 Exemplare verkauft.

Frau Wagner hat mir ein herrliches Medaillon von Wagner geschickt; ich habe noch nicht gedankt, auch noch nicht zum Geburtstag schreiben können, der Augen halber!

Verzeihe also, wenn ich aufhöre.

Geht's Dir gut?

F. N.

Freitag.

Weißt Du etwas von Fräulein von Meysenbug? Haben wir sie verletzt? Ich habe seit unserer Sendung nichts von ihr gehört. Ich fürchte sehr, die Monod-Geschichte, Du weißt, die Recension!

Schreib' ihr doch, bitte, und versprich ihr einen langen Brief von mir. Jetzt kann ich nicht.

Nr. 120.

An Freiherrn von Gersdorff.

[Basel, Juni 1875.]

Mein lieber Freund, meine Schwester dankt Dir herzlich für Deinen Brief und Deine treue Sorge, ich will Dir aber doch selber melden, wie mir's geht. Ich habe eine sehr schlimme Zeit hinter mir und vielleicht eine noch schlimmere vor mir. Der Magen war gar nicht mehr zu bändigen, auch bei der lächerlich strengsten Diät, mehrtägige Kopfschmerzen der heftigsten Art, in wenig Tagen wiederkommend, stundenlanges Erbrechen, ohne etwas gegessen zu haben, kurz, die Maschine schien in Stücke gehen zu wollen, und ich will nicht leugnen, einige Male gewünscht zu haben, sie wäre es. Große Abmattung, mühsames Gehen auf der Straße, starke Empfindlichkeit gegen Licht; Immermann kurirte auf so etwas wie ein Magengeschwür, und ich erwartete immer Bluterbrechen. Ich mußte 14 Tage lang Höllenstein-Auflösung einnehmen, es half nichts. Jetzt giebt er mir täglich zweimal außerordentlich große Dosen von Chinin. Er will, daß ich in den Ferien nicht nach Bayreuth gehe, ich sage garnichts darüber, Du kannst Dir denken, wie mir zu Muthe ist. Indessen möchte ich gerne das nächste Jahr noch erleben und will deshalb in diesem Jahre thun, was ich soll. — Unter

ſolchen Umſtänden wurde es zur Nothwendigkeit, mich mit Hülfe meiner guten Schweſter häuslicher einzurichten; wir haben eine Wohnung, nahe an der alten, und beziehen ſie nach den Sommerferien. Ich habe meine Vorleſungen und Stunden bei alledem fortgeſetzt und nur an den ſchlimmſten Tagen, wo ich immer zu Bette liege, unterbrochen. Wohin ich die Ferien gehe, hängt vom Erfolg der jetzigen Kur ab, jedenfalls in ein Bad. Ich hoffe ſehr viel von der neuen Häuslichkeit mit meiner Schweſter zuſammen, wir wollen zuſehen, eine recht exakte Lebensweiſe zu erfinden.

Daß ich nicht muthlos bin, kannſt Du daraus ſehn, daß ich neulich einen Entwurf für meine Collegien auf 7 Jahre hin gemacht habe. Aber viel Quälerei hat das Leben. Zudem haben Krankheiten etwas Würdeloſes und ſind nicht einmal ein Unglück.

Willſt Du in Bayreuth darauf vorbereiten, daß ich im Juli nicht kommen werde? Wagner wird recht böſe ſein, ich ſelbſt bin es auch. Übrigens habe ich doch noch zu ſeinem Geburtstag geſchrieben, mit vieler Überwindung, denn es gieng mir übel. Es iſt etwas Herrliches darum, wie er's aushält.

Lebe wohl, mein lieber Freund.

Iſt Miaskowski berufen? Ich habe ihn ſeitdem nicht geſprochen, er wartete gewiß ſehr darauf. Übrigens wäre es die höchſte Zeit, denn jeder hier Angeſtellte muß vier Monate vor dem Anfang des nächſten Semeſters (1. Nov.) ſeine Entlaſſung begehren.

Nr. 121.

An Dr. Carl Fuchs.

[Basel, Ende Juni 1875.]

Ja, lieber Herr Doktor, wenn es mir nur nicht gar so schlecht gienge! Was ist da zu sagen, was zu schreiben! Ich bin seit ein paar Monaten in einer verruchten Krisis eines chronischen Magenübels, das an den Grundfesten meines Daseins zu rütteln beginnt. Mit Mühe lebe ich aus einem Tag in den andern. Alle paar Wochen versuchen's die Ärzte mit etwas Neuem, Höllenstein innerlich einnehmen, dann wieder große Dosen Chinin. Welche Kopfschmerzen — nein, ich will nicht davon erzählen; glauben Sie es mir nur, daß ich schwer lebe, und nicht unbedenklich, und daß bei solchem Zustande die Last meines Berufes, an sich groß genug, doppelt drückt.

Ich würde das wirklich nicht gesagt haben, wenn es nicht durchaus nöthig wäre, meine schier unbegreifliche Briefnachlässigkeit Ihnen nicht als sträflich, sondern als verzeihenswürdig hinzustellen. Ich kann wirklich, so wie es mir geht, keine Briefe schreiben. Denken Sie nur, daß die Ärzte mir nicht erlauben, diesen Sommer nach Bayreuth zu gehen! Ja, was man bei einem solchen Gebot empfindet!

Meine litterarischen Fortsetzungen habe ich natürlich aufgegeben: ich bin nicht im Stande, eine Zeile

daran zu schreiben. Das will nicht nur Gesundheit, sondern einen Überschuß von Gesundheit.

Ich danke Ihnen sehr für Ihre Composition. Was Sie mit dem Klavier-Instrument zusammenhängen! Mir ist so etwas noch nicht vorgekommen. So etwas kann übrigens nur ein wirklicher Klavierist spielen, nicht so ein verunglückter Orchestrist, wie ich bin. —

Nun wollte ich Ihnen die Photographie des kräftig und treu blickenden neuen Freundes, den Sie gefunden haben, zurückschicken, finde sie aber im Augenblick nicht. Also ein wenig später.

Ich las einmal in der Zeitung etwas von Ihren ehrenvollen Erlebnissen zu Weimar und hoffe, daß daraus Ihnen das Günstigste erwachse.

Und wie geht es in der häuslichen Welt? Ist Ihnen Glück zu wünschen und zugleich der Mutter und dem Kind? Mir ist es hier zur Noth geworden, so garçonmäßig mit diesen elenden Gesundheitszuständen fortzuleben, deshalb ist meine Schwester zu mir gekommen, und vom August an giebt es da eine eigne Wirthschaft des Geschwisterpaars.

Wir beide grüßen Sie

von Herzen.

Friedrich Nietzsche.

Ende Juni 1875.

Nr. 122.

An Freiherrn von Gersdorff.

[Basel, 7. Juli 1875.]

Hier, geliebter Freund, einen Brief von Fräulein von Meysenbug an Dich, der an meine Adresse kam, und ebenso einen an mich, zur völligen Instruktion. Du theilst mir aus dem Deinen wohl gelegentlich mit, was in meinem etwa nicht steht. Ich freue mich außerordentlich, wieder von unserer treuen Freundin gehört zu haben, nach so langem Schweigen.

Habe Dank, Treuester, für Deinen Brief, ich entgegne sofort auf Eins. Wer kann Dir denn so bestimmt gesagt haben, daß mein Leiden Migräne sei? Von dieser Bestimmtheit weiß Immermann nichts, der mir selber sagte, er experimentire nun einmal auf Nerven, da das vorige Mittel nichts besserte; helfe dies nichts, würde etwas Neues versucht. Da es mir nun immer schlecht geht und zumal die Säurenbildung gräßlich mich bedrängt, und alles, mit Ausnahme des zartesten Fleisches, sich in Säure verwandelt, so bin ich wenigstens bereits überzeugt, daß die Nervenhypothese falsch ist; der Kopfschmerz bei Migräne ist übrigens halbseitig, meiner nicht, wie Du weißt. Die Quälerei in und über beiden Augen

ist groß. — Gott helfe Immermann, dann wird er auch mir helfen. Inzwischen — dubito.

Also von Rohde weißt Du? Der Arme!! Ich habe auf ein Mittel gesonnen, ihn etwas zu zerstreuen.

Mit Bayreuth bin ich fast Deiner Meinung. Es geht nicht, ich halte es nicht aus, davon zu bleiben. Warte nur ab, es soll schon noch etwas von mir erfunden werden.

Die besten Glückwünsche zu den Prädikaten, welche Dein Freund Rau Dir über Frl. v. X. mitgetheilt hat. Daraufhin würde ich an Deiner Stelle alles thun und bald, denn diese Eigenschaften sind die schätzenswerthesten und seltensten bei Frauen. Wenn Du Dich auf Rau verlassen kannst, so sage ich wirklich „was Du thun willst, thue bald!“ —

Nun lache nur über meine Paränesen. Du siehst doch, daß ich das Weltverbessern noch nicht aufgebe, wenn ich an Dich denke. Der Muth hört nur bei mir mitunter auf, doch nur für kurze Zeit.

In aller Liebe und Herzlichkeit

der Deine.

Nr. 123.

An Freiherrn von Gersdorff.

[Basel, 12. Juli 75.]

Nur einen kurzen Bericht, mein geliebter Freund. Nächsten Freitag, am ersten Tag unsrer Ferien, reise ich fort und zwar in ein kleines Schwarzwaldbad, genannt Steinabad, bei Bonndorf. Es dient eigens den Magenleidenden, hat eine dreifach modificirte Diät und einen erfahrnen alten Arzt. Da wollen wir alles hoffen, auch daß ich am Ende der Ferien noch nach Bayreuth kann. Kannst Du mich nicht auf ein paar Tage dort besuchen? Wie glücklich würde ich sein. Mir ist es, bei der größten Vorsicht und Enthaltung, im Ganzen besser gegangen, die Chinin-Kur dauert noch fort. Freundlichsten Dank für die Nachrichten aus Bayreuth. Eine Bemerkung! war nicht in den Worten von Frau Wagner, die Du mir schriebst, etwas Kaltes? Doch ich kann mich täuschen und bin vielleicht jetzt ein zu empfindlicher oder auch falscher Wärmemesser. Einen Anlaß habe ich nicht gegeben. Inzwischen hat sie einen Brief von mir bekommen. Sie wird den Kopf voll haben, die arme Frau! Wer ihr doch helfen könnte!

Meine Schwester ist seit einer Woche wieder in Naumburg, wo es viel vorzubereiten giebt, daß wir am Ende der Ferien hier unser neues Heimwesen gründen

können. Ich bin über diese Wendung sehr glücklich und sehe mit viel Vertrauen in das Kommende. Mein schöner Entwurf für die nächsten sieben Jahre war nur möglich bei einer solchen Ordnung und Regelung meines Alltaglebens. Nun habe ich doch eine ganz vertraute hülfreiche Seele um mich. Nicht mit einem Wort habe ich sie überredet, sie hat sich ganz freiwillig entschlossen.

Mit Jakob Burckhardt bin ich wieder auf dem guten alten Fuße, er schüttete neulich sein Herz einmal aus, wir gingen $^3/_4$ Stunden im Kreuzgang auf und ab.

Ein herrlich gelungener Stich vom alten Vischer ist als Geschenk bei mir eingetroffen, das Werk von unserm ausgezeichneten Weber.

Hier tobt seit drei Tagen das eidgenössische Sängerfest, mit vielen Tausenden und großer Üppigkeit des Empfangs und Schmucks. Ich natürlich — odi profanum Männergesangs-vulgus et arceo.

Mit getreuestem Gruße
und dem innigen Wunsche
Dich zu sehen und zu sprechen
Dein Freund F. N.

Basel, 12. Juli 1875.

Nr. 124.

An Gustav Krug.

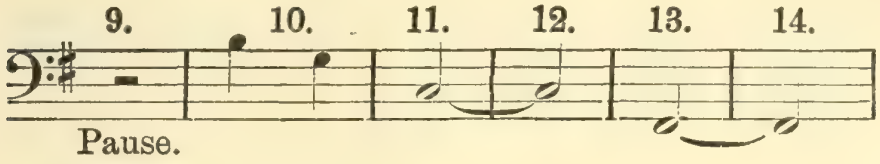
[Basel, 12. Juli 1875.]

Ja, mein lieber Gustav, wenn mir's nur nicht so schlecht gegangen wäre und schlecht gienge! Da würdest Du sogleich meinen herzlichsten Dank für die ganz überraschende Mittheilung empfangen haben. So bin ich aber seit Wochen in der Gewalt eines desperaten Magen- und Kopfleidens und aller Nachsicht sehr bedürftig.

Dein geistreicher Schlußsatz zeigt wieder, was Du für ein Musiker bist und wie Dir das verwegenste und freieste combinatorisch- und imitatorische Spiel gelingt. So was kann ich nicht, das weißt Du. Deshalb bin ich auch nicht Dein Kritiker und Rathgeber. Hast Du nicht Lust, es vielleicht einmal mit dem Altenburger Musikdirektor Riemenschneider zu versuchen? Oder mit dem ausgezeichneten Quartettisten und Menschen Musikdirektor Alexander Ritter in Würzburg*), den Du ja kennst? Ich will nur Weniges vorschlagen. In Betreff der Harmonisirung des Hauptthema's bin ich vom Takt 9 an nicht

*) Diese Adressen genügen.

ganz einverstanden. Was meinst Du zu diesem Basse



Bei Takt 16, 17, 18 bleibt bei mir noch ein Anstoß; mir ist, als ob Du nicht mit vollem Athem auf die Höhe kämst. Mit dem Cdur von Takt 16 nimmst Du Dir den Haupteffekt von Takt 13 halb hinweg, das wäre schade! Ja nicht so! Aber es ist schwer hier zu rathen. Ich habe eine Menge Wendungen versucht, ohne rechtes Glück. Denke das Thema noch einmal durch, es kommt so viel darauf an!

Vortrefflich ist das „Sehr ruhig“ $^3/_4$-Takt, mir persönlich näher stehend, als die leidenschaftliche Reizbarkeit des Hauptthema's. Nämlich: wenn die eigentliche Leidenschaft losgeht, da thut es mir immer leid, daß man kein Orchester hat; ich bin nun einmal ein verunglückter Orchestrist. Übrigens ist der Übergang aus dem „Sehr ruhig“ in den $^2/_4$-Takt nicht ganz gelungen, da wirst Du die Harmonien noch etwas schieben und drängen lassen müssen, vielleicht mit Halbirung der Melodie?

Famos sind die Schlußwendungen auf der vorletzten und letzten Seite, mit ihrer rhythmischen Mannichfaltigkeit.

Damit ist es nun bei mir aus. Verzeih, alter Freund. Es geht mir so, daß ich um Nachsicht bitten darf. Die Ärzte wollen, daß ich diesen Sommer nicht nach Bayreuth gehe.

Umsomehr möge über Deinem Hause der Segen der Gesundheit und überhaupt jeder Segen walten. Dies wünscht Dir von Herzen Dein alter Freund.

Mich Deiner anmuthigen allerliebsten Lebensgefährtin zu Gnaden empfehlend

immerdar Dein

Fridericus amicus.

Basel, den 12. Juli 1875.

Nr. 125.

An Frau Marie Baumgartner.

[Basel, 14. Juli 1875.]

Damit Sie, verehrte Frau, nicht in Ungewißheit und Sorge um mich sind, melde ich heute, daß die Ferien vor der Thür sind und daß ich am nächsten Freitag früh nach dem kleinen Schwarzwald-Bade abfahre. Man hat mir bis zu diesem Tage das Freiwerden von Zimmern in Aussicht gestellt. Ich habe inzwischen zwei erhebliche Anfälle meines Leidens gehabt, sodaß ich wieder zu Bett liegen mußte. Zuletzt noch gestern. Vom Sängerfest habe ich nichts gesehn und gehört, als ob ich währenddem auf dem Mond oder auf Seelisberg gewesen wäre. Meine Schwester ist nun schon lange von mir fort und hat

auch bereits schon von ihrer Naumburger Thätigkeit geschrieben. Bei der Kühle, die hier in der Luft herrscht, denke ich Ihrer mit Bedauern, weil Ihnen nun gewiß die Hitze nicht geschenkt wird, wenn sie vom Berg herunterkommen. Ich danke Ihnen sehr für Ihre Güte und die Nachrichten über die Kuranstalt; aber ich glaube wirklich, daß sie für meinen jetzigen Zustand nicht wirksam genug und spezifisch, wie die Ärzte sagen, ist. Vor allem trachte ich darnach, einen alten und bewährten Kenner und Beobachter von Magenleiden aller Art zu sprechen; und den finde ich in dem kleinen Bade. Es heißt also

Steinabad bei Bonndorf,
badischer Schwarzwald.

Heute und morgen habe ich noch Collegien zu geben und eine Menge kleiner Angelegenheiten zu besorgen. Habe ich Ihnen schon von meinem Collegien-Cyklus von sieben Jahren, den ich mir jetzt ausgedacht habe, erzählt? Da wollen wir den Herrn Griechen schön zu Leibe gehen.

Daß ich von aller Schriftstellerei für noch längere Zeit (als sieben Jahre) mich fernhalten muß, wird mir immer deutlicher; es gehört das zu den allmählich erkannten Bedingungen meiner Baseler Gelehrten-Existenz; ich versuche das Kunststück zu leisten, diese Existenz und meine persönliche Bestimmung so in einander zu verknüpfen, daß sie sich nicht schaden, sondern sogar nützen. Darauf bezieht sich auch jener Entwurf. Da heißt es denn: in vielem entsagen,

um in der Hauptsache nicht entsagen zu müssen. Sie sehen: nach Muthlosigkeit sieht meine Stimmung am wenigsten aus! Eher nach Übermuth; denn ich rechne auf lange Lebensstrecken hin, und da hat sich z. B. mein Vater verrechnet, der mit 36 Jahren starb.

In Bayreuth ist große Arbeit und Mühsal, Kommen und Gehen. Am 1. August beginnen die Orchesterproben. Rohde, Gersdorff und auch wohl Overbeck kommen um die gleiche Zeit hin.

Leben Sie wohl, verehrteste Frau, und seien Sie von der Zuneigung und Dankbarkeit

Ihres ergebensten

Friedrich Nietzsche

herzlich überzeugt.

Basel, den 14. Juli 1875.

Nr. 126.

An Freiherrn von Gersdorff.

[Steinabad, Schwarzwald, 19. Juli 1875.]

Hier, geliebter Freund, die ersten Nachrichten aus dem Steinabade.

Ein trefflicher sorgfältiger Arzt gefunden! So hoffe ich wenigstens. Der Ort selbst ist ein ordentliches waldreiches schönes Schwarzwaldthal; es er-

innert an Flims, doch hat es vor ihm ebene und mannichfache Waldspaziergänge voraus. (Sonst freilich war es dort viel schöner, aber der Wald rückt einem hier recht auf den Leib, das soll anerkannt werden, zumal der Augen wegen.)

Mein Leiden ist erkannt als „chronischer Magenkatarrh mit bedeutender Erweiterung des Magens". Diese Erweiterung bringt überdies Blutstauungen mit sich, wobei die Ernährung des Kopfes mit Blut auch zu kurz kommt. Zunächst soll der Magen also in seine Grenzen zurück; eine merkwürdige Diät (von den inhaltreichsten Sachen, nur dürfen sie kein Volumen haben, also fast nur Fleisch), dann Calsbader Sprudelsalz u. s. w. Auch Blutigel soll ich am Kopf bekommen.

Mein Befinden war bis jetzt schlecht, gestern lag ich mit Kopfschmerzen wieder einmal zu Bett, und heute bin ich schwach und matt. Es ist doch eine ernsthafte Sache, und wieder war es hohe Zeit, wie damals bei der Zersplitterung des Brustbeins, daß ich mich an einen wirklichen Spezialisten (und zwar einen außerordentlich erfahrenen und bewährten) wendete. Die übermäßige Säurebildung des Magens hängt vom Gehirn und den Nerven ab, scheint es; indirekt aber doch wohl von der Erweiterung, insofern diese eben Blutstauungen mit sich bringt. Die Erweiterung ist sehr bedeutend, überdies interessant, weil nach einer ungewöhnlichen Richtung (nach rechts). Nun fragt sich immer noch, was die Ursache dieser Erweiterung ist; gewöhnlich kommt diese von einer Verengerung des Pylorus durch Geschwülste her.

So! Nun weißt Du es genauer als irgend Jemand, wie es steht. Einiges Hypothetische bleibt dabei, aber die Hauptsache, die Erweiterung steht ganz fest; wir haben die bisherigen Grenzen des Magens mit Punkten bezeichnet und wollen hoffen, daß er aus dieser Stellung vertrieben werden kann.

Es sind gegen 40 Menschen hier, für mich keine Gesellschaft.

Der erste Brief, der eintraf, war ein sehr herzlicher von Frau Wagner, mit dem Wunsche, ihr eine Bestellung von Straßburger Confitures und Bonbons zu machen. „Wird besorgt!" Ich habe schon an Frau Baumgartner deshalb geschrieben.

Ist Dir's nicht möglich, einmal auf eine Sonnabend-Sonntag-Partie hierher zu kommen?

Die Eisenbahn geht bis Stühlingen, und von da sind es noch 3 Stunden zu gehen. Ich wenigstens gieng sie; es fahren täglich auch zwei Posten, eine um 9 Uhr 20 Vormittags, eine andere Nachmittags um 3.

Da fällt mir aber doch ein, daß es für zwei Tage eine unmögliche Partie ist. Denn es hieße ja her- und zurückreisen.

Wie lange dauert Euer Semester noch?

Ich treibe in aller Stille, um mich zu zerstreuen und etwas Nöthiges zu lernen, „Handelsbetriebslehre und Entwicklung des Welthandels". Sag's nicht weiter. Es soll mir nur eine Vorbereitung auf national-ökonomische Studien sein.

Es regnet hier fast immer, aber ich gehe im Regen durch den Wald, er ist immer schön und ruhig.

Deiner treu gedenkend

F. N.

Steinabad bei Bonndorf, badischer Schwarzwald.
Montag.

Nr. 127.

An Frau Marie Baumgartner.

[Steinabad bei Bonndorf, 19. Juli 1875.]

Da bekommen Sie Nachricht von mir, liebe Frau Baumgartner, mitten heraus aus einem tiefen Schwarzwaldthale, durch das augenblicklich der Regen braust (und nicht nur für einen Augenblick! ich könnte eher schreiben wie jener ungarische Kornspekulant: „soeben beginnt ein schöner zwölfstündiger Regen"). Der Arzt, dessenwegen ich hierher gieng, Dr. Wiel, ein alter sehr erfahrener und weithin bekannter Magenspezialist, hat mir einen sehr guten Eindruck gemacht; das Bad selbst, mit ungefähr 40 Personen, erscheint mir seit gestern vortheilhafter, weil ich inzwischen ein besseres und vor allem ruhigeres Zimmer bekommen habe. In der zweiten Nacht wurde ich über rücksichtlosen Lärm in den Parterreräumen wüthend und ließ endlich die Stimme

zu allgemeinem Schrecken und Verstummen ertönen. Mein Befinden war nur am ersten Tag gut; gestern lag ich zu Bett, der Kopfschmerzen wegen, und heute geht es schwach und matt zu. Der Dr. hat mich sorgfältig untersucht und nach allen Symptomen und Beobachtungen „einen chronischen Magenkatarrh mit bedeutender Erweiterung des Magens" constatirt. Ich nehme Morgens Karlsbader Sprudelsalz, habe einen sehr genauen Speisezettel (möglichst geringe Masse von Speisen, deshalb alles vom Kräftigsten — fast nur Fleisch, kein Wasser, keine Suppe, kein Gemüse, kein Brod —), heute Nachmittag bekomme ich Blutegel an den Kopf. So steht es also bis jetzt. Gesellschaft für mich ist nicht vorhanden. Um mir rechte Zerstreuung zu machen, treibe ich eine Wissenschaft, zu der ich bisher fast keine Zeit hatte und die es verdient, Zeit für sie ausfindig zu machen: „Handels-Betriebslehre und die Entwicklung des Welthandels", nebst National- und Socialökonomie.

Der erste Brief, der hier eintraf, war von Frau Wagner aus Bayreuth, und bereits die erste Seite enthielt ein Anliegen, das mehr an Sie als an mich adressirt ist. Bitte lesen Sie den mitfolgenden Brief und sehen Sie zu, ob Sie Wagners den erbetenen Dienst erweisen können. Es handelt sich um die Bestellung von Confitures aus Straßburg. Die Adresse von Frau W. ist einfach

Frau Cosima Wagner
geb. Liszt
in Bayreuth
(Königreich Bayern).

Die Bezahlung wird der Straßburger Correspondent des Banquier Feustel in Bayreuth übernehmen. Übrigens habe ich an Schmeitzner geschrieben, er solle das Manuskript nach Bayreuth an Frau W. absenden. — Wenn Sie noch etwas für meine Rechnung hinzu bestellen wollten, so wären dies schöne Datteln, ein paar Pfund, für die Kinder, namentlich den kleinen Siegfried. Doch müßte meine Sendung separat sein, sonst entsteht mit der Bezahlung große Verwirrung. Wohl auch bei einem andren Lieferanten. — Die Datteln wollten wir schon von Basel aus schicken, es gab aber dort keine guten; es ist auch mit dem Zoll so umständlich.

Mache ich Ihnen viele Mühe, verehrteste Frau? Ich fürchte fast!

Hoffentlich hörten Sie inzwischen etwas Tröstlicheres von Adolf, hoffentlich empfinden Sie auch eine gute Nachwirkung des Seelisberger Aufenthaltes. Mit diesen guten Hoffnungen und überhaupt mit viel guten Wünschen entsende ich Ihnen meine herzlichsten Grüße.

In treuer Ergebenheit

der Ihrige

Friedrich Nietzsche.

Steinabad bei Bonndorf,
badischer Schwarzwald.

Montag, den 19. Juli 1875.

Nr. 128.

An Freiherrn von Gersdorff.

[Steinabad, 21. Juli 1875.]

Ja, liebster Freund, Du kommst mir nur um ein klein wenig zuvor: denn als ich meinen letzten Brief an Dich abgelassen, fiel mir erst ein, wie es mit Deiner Zeit jetzt stehen werde und wie Du ein Recht hättest, mich unbescheiden zu nennen „ob meines unverschämten Geilens willen“ oder wie die schöne Wendung originaliter lautet. Nein, ich gehöre nicht zu den gewaltthätigen Menschen, die immer Recht haben wollen und fast immer auch haben, selbst in der Freundschaft; sondern meine Unüberlegtheit ist die Schuld, Dir etwas anzumuthen, was, wie ich mir hätte selbst sagen sollen, Dir jetzt nicht möglich ist. Ich hätte nur so gern noch etwas vor Bayreuth über Bayreuth mit Dir geredet, da Du doch wohl nicht nur als Gersdorff, sondern auch als Nietzsche hingehen wirst — vermuthlich wenigstens, wie die Anzeichen meines Schlechtbefindens errathen lassen.

Wie mir's geht, hat Dir mein letzter Brief erzählt; inzwischen haben wir die Diät sehr verändert (auf meine Bitte esse ich viel weniger — beiläufig eine der seltsamsten Möglichkeiten der Sprache —, ich habe das viele Fleischessen satt). Ein schönes

Schwimmbad ist seit gestern meine Freude; es ist unmittelbar am Garten des Hôtels, ich benutze es allein, den andern Sterblichen ist's zu kalt. Frühmorgens um sechs bin ich bereits darin, und kurz darauf laufe ich zwei Stunden spazieren, alles vor dem Frühstück. Gestern schweifte ich in den unglaublich schönen Forsten und verborgenen Thälern herum, gegen Abend, drei Stunden lang, und spann im Gehen an allem Hoffnungsvollen der Zukunft herum, es war ein Blick des Glücks, den ich lange nicht erhascht hatte. Wozu ist man nun noch aufgespart? Ich habe einen schönen Korb voll Arbeit für die nächsten sieben Jahre vor mir, und eigentlich wird mir jedesmal wohl zu Muthe, wenn ich daran denke. Wir müssen unsre Jugend noch benützen und manches recht Gute noch lernen. Und allmählich wird's doch ein gemeinschaftliches Leben und Lernen, immer wieder kommt einer zur Gemeine hinzu, wie diesen Sommer ein sehr fähiger und früh gereifter (weil früh leidender) Schüler, der stud. jur. Brenner in Basel. Auch wurde mir von einem jungen Manne erzählt, der nach Australien abgieng und sich vorher mit meinen Schriften versah. Von einem Briefe des Fürsten Rudi Liechtenstein (in Wien) habe ich Dir erzählt? Heute mußte ich wieder einer Wiener Buchhandlung melden, daß eine Schrift von mir über Homer nicht veröffentlicht sei, sie fragte, wie nun schon mehrere, im Namen „eines treuen Anhängers". Das weißt Du doch auch, daß ich nun ein zweites ausgearbeitetes und sehr inhaltreiches Manuskript über Jacob Burckhardt's griechische Cultur habe, als Ge-

schenk von dem kleinen guten Dr. jur. Kelterborn (der auch schon ein Amt hat).

Nun beginnt nach den Ferien meine Häuslichkeit und ein so vernünftig ausgedachtes Leben und Wirken, daß ich noch zu etwas kommen kann. Ich bin jetzt sehr hinterher, die argen Lücken unserer Erziehung (ich denke an Pforte und die Universitäten und andres) an mir selber nachträglich auszustopfen; und jeder Tag hat sein kleines Pensum, ganz abgesehn noch von dem Hauptpensum, welches mit dem Colleg im Zusammenhange steht. Wir müssen noch eine gute Strecke Wegs immer steigen, langsam, aber immer weiter, um einen recht freien Ausblick über unsre alte Cultur zu haben; und durch mehrere mühsame Wissenschaften muß man noch hindurch, vor allem durch die eigentlich strengen. Aber dieses ruhige Vorrücken ist unsre Art von Glück, und viel mehr will ich nicht. Mit der Schriftstellerei ist es nun für längere Zeit vorüber, glaube ich. Aber mir scheint, zu einem rechten Weck- und Mahnruf reichen meine vier Schriftchen auch gerade aus, sie sind für Jünglinge und junges Streben.

Hast Du Schuré's le drame musical in 2 voll. gelesen? Er sandte es mir zu und hat mir viel Freude damit gemacht: Band I enthält als Bild das griechische Theater von Egesta, Band II das Innere des Bayreuther. Und meine „Geburt" hat er verstanden und mitempfunden, daß es eine Lust ist, so frei und von Innen her. Für mein Gefühl ist alles Französische zu beredt und, bei Behandlung solcher Dinge wie der Musik, etwas zu lärmend und öffent-

lich. Aber das ist der Fehler der Sprache, nicht Schuré's.

Liebster Freund, ich glaube jetzt wirklich, daß ich nicht nach Bayreuth kommen kann, die Zeit von vier Wochen ist für eine solche Kur an sich schon zu kurz; sollte es durchaus nöthig sein, so würde ich sie auf fünf Wochen verlängern, nur um alles zu thun, was ich bei einer so ernsthaften Sache mir schuldig bin. Aber im Herbst, nicht wahr, da habe ich Dich wieder in Basel? Was wird sich da alles erzählen lassen! Und meines Studirzimmers sollst Du Dich freuen!

Herzliche Glückwünsche auf Deinen Weg! Ich folge Dir in treuer Liebe als

Dein Freund

Friedrich.

den 21. Juli.

Bonndorf's Lage: fasse Donaueschingen, die nächste Eisenbahnstation, in's Auge. Von da nach Löffingen drei Stunden Post, von da bis Bonndorf zwei Stunden zu Fuße. Dabei ist das Steinabad. Diese Mittheilung als Correktur meiner Angaben im letzten Briefe, aber keinesfalls als Ermunterungen zum Kommen! Ja nicht mißverstehen theurer Freund.

Nr. 129.

An Frau Marie Baumgartner.

[Steinabad, 2. Aug. 1875.]

Sie haben mir jedesmal, hochverehrte Frau, eine wahrhafte Freude gemacht; und Ihren letzten Brief, über die Bonner Reise, habe ich mit Rührung gelesen, Ihren Sohn glücklich preisend und fest überzeugt, daß das Gefährlichste über den Menschen keine Macht gewinnt, wo eine solche Liebe ihn hütet und tröstet. Ich habe jetzt auch an Adolf geschrieben; Sie glauben nicht, in welchem traulich-freudigen Lichte der Winter vor meiner Seele aufsteigt, der in einigen Monaten kommen wird. Zum ersten Male fühle ich mich gleichsam geborgener; ich habe einen reichen Zuwachs an Liebe und bin dadurch geschützter und nicht mehr so leicht verletzlich und so preisgegeben, wie es bisher das Loos des Baseler Exils mit sich brachte. Sie müssen nicht glauben, daß ich je in meinem Leben durch Liebe verwöhnt worden sei, ich glaube, Sie haben mir's auch angemerkt. Etwas Resignirtes trage ich von der früheſten Kindheit in dieser Beziehung mit mir herum. Aber es mag sein, daß ich es nie besser verdient habe. Jetzt nun habe ich es besser, das ist kein Zweifel! Ich erstaune mitunter mehr darüber als daß ich mich freue, es ist mir so neu. Nun wächst jetzt in mir mancherlei auf und von

Monat zu Monat sehe ich einiges über meine Lebensaufgabe bestimmter, ohne noch den Muth gehabt zu haben, es irgend Jemandem zu sagen. Ein ruhiger, aber ganz entschiedener Gang von Stufe zu Stufe — das ist es, was mir verbürgt, noch ziemlich weit zu kommen. Es kommt mir so vor, als ob ich ein geborner Bergsteiger sei. — Sehen Sie, wie stolz ich reden kann. —

Meine Krankheit beunruhigt mich gar nicht mehr, sondern nöthigt nur für die spätere Zeit zu bestimmten Weisen zu leben, in denen keine erhebliche Beschränkung liegt. Ich lag zwar wieder einen Tag in der bösen Baseler Manier zu Bett, am Tag, wo meine Freunde in Bayreuth zusammeneilen — mir ein sehr bestimmter Wink, ja nicht meine Kur zu unterbrechen. Also ich bleibe noch zwei Wochen hier. Eine bedeutende Verringerung der Magenerweiterung ist festgestellt. Aber auch Dr. Wiel denkt jetzt, wie Immermann, mehr an eine nervöse Affektion des Magens, die immer ein langwieriges Ding ist.

Für Ihre Mühe um die Bayreuther Münder und Mägen auch meinerseits den herzlichsten Dank. Es war ja viel beschwerlicher, als ich dachte!! — Ist denn meine Schwester jetzt wieder in Basel? Die Posteinrichtungen sind hier nicht gut, aber Ihr Erlebniß mit der Eisenbahn ist beschämend für mich als Deutschen.

Die Übersetzung von Grote's Plato bitte ich doch ein wenig noch zu bedenken. Die Mühe ist außerordentlich, die Frage, ob in Frankreich das Werk als nöthig und als angenehm empfunden wird, sehr

aufzuwerfen, und dann — was die Hauptsache ist — Grote referirt ja zum größten Theile über den griechischen Text Plato's; und da kommt es immer darauf an, nicht nur das Englisch Grote's, sondern auch das zu Grunde liegende Griechisch Plato's zu verstehen und zur Hand zu haben — eine schwere und mühselige Aufgabe selbst für Philologen! Sonst wäre das Werk gewiß längst in's Deutsche übersetzt. —

Für heute leben Sie wohl, verehrte Frau, und nehmen Sie die herzlichen Versicherungen meiner treuen Ergebenheit und Dankbarkeit freundlich auf.

Der Ihrige

Friedrich Nietzsche.

Steinabad, den 2. Aug. 1875.

Overbeck geht es sehr gut, er ist ebenso wie Rohde und Gersdorff in Bayreuth.

Nr. 130.

An Dr. Carl Fuchs.

[Steinabad, bad. Schwarzwald,
Anfang Aug. 1875.]

Sie haben Leid erfahren, lieber und armer Herr Doktor, und billigerweise sollten die, welche Sie lieben, versuchen, Ihnen eine Freude zu machen. Aber wie schwer ist dies manchmal! Man möchte ja so oft

verstummen, um nur nichts mittheilen zu müssen, da die Mittheilung gewöhnlich wieder einen Gran Leides enthält. Wir sind Beide nicht in Bayreuth, sehen Sie, da steckt mehr als ein Gran; und jeder Brief, welchen ich von meinen dort weilenden Freunden Gersdorff, Overbeck und Rohde erhalte, bringt bei mir einen schmerzlichen Krampf hervor — bis ich mir endlich sage „ein Glück, daß nur die Andern dort sein können". Da fallen aber Sie mir wieder ein! Es sind eben doch nicht alle „Andern" dort, und mein Trost ist recht unvollständig!

Es gieng schlimm zu, ich merke es immer an der Art, wie ich mich zu meinen großen Plänen und zum Zusammenhang meines Lebens verhalte. Diesmal war ich so weit herabgestimmt, daß ich fast ohne Pläne nur noch für heute zu morgen weiter zu leben beschloß. Hier habe ich gelernt, wieder muthiger zu sein, die vorsichtigste Existenz in manchem Betracht kann ja immer noch die muthigste sein in Beziehung auf eine Hauptsache. Und so lebe ich nun einmal und werde leben, sehr vorsichtig und für die Hauptsache sehr muthig; und nicht einmal der Tod ist es, was mich am meisten schrecken könnte, sondern nur das kranke Leben, wo man die causa vitae verliert.

Hier bei meinem Herumschweifen in Bergen und Wäldern — immer allein und immer auf das beste unterhalten — dachte ich viel an Sie, an die eigenthümlich schwer zu verstehende Leidensgeschichte Ihres bisherigen Lebens; ich fragte mich, woran es nur hängen möge, daß auf dem, was Sie gut und mit

Aufopferung schaffen und thun, nicht das Wohlwollen und die Freude Andrer ruhe, daß also alles *recht*-Vollbrachte Sie gleichsam rückwärts verwunde. Die Geschichte Ihrer „Logik der Hände" quält mich, wenn ich an sie denke (ich habe, erinnere ich mich recht, selbst dazu beigetragen, Sie nach der Vollendung jenes Werks zu quälen, statt Sie zu erfreuen). Ebenso gedachte ich wieder Ihrer „Präliminarien"; dadurch, daß Sie dieselben als Dissertation herausgaben, haben Sie einen Ihrer schönsten Pfeile verschossen, ich kann es nicht anders nennen und ärgere mich, weil ich immer noch glaube, daß der Gedanken-Inhalt dieser Schrift als einer aesthetisch-kritischen kaum seines Gleichen habe. Auch Alles, was Sie dem Fritzsch für das Wochenblatt übergeben haben, war dort wie verzaubert und konnte Ihnen nicht einmal die verstehende Sympathie der Musiker sichern. Da zerbreche ich mir nun den Kopf, woran diese wunderliche Art von Nicht-erfolgen abhänge. Seien Sie nicht böse, wenn ich mich dabei an das Wort Liszt's von den pressanten Freunden erinnerte, es kam mir so vor, als ob eine gewisse *feurige Pressirtheit*, ein Nicht-warten-wollen Ihnen manchen Erfolg geraubt hat. Man soll dem Schicksal nicht merken lassen, was man *will*; fünf Minuten später ist es dann von selber so gutwillig, ein Anerbieten zu machen. „Bereit sein ist Alles", heißt es, denke ich, bei Shakespeare. Vielleicht ist aber das, was ich hier ziemlich altklug sage, nichts als die Theorie aus einem ziemlich mit Glücksfällen besäeten Leben? Aber Sie können mir glauben, daß es ganz meiner innersten Gesinnung entspricht,

eine Sache jahrelang zu hegen und mir nicht anmerken zu lassen, dann aber, wenn sie mir in den Griff kommt, sie hinzunehmen; ich war „bereit". Es kommt bei diesem „Hegen" noch nicht eigentlich zum Wunsche, es fehlt mir eben darin an Ihrem Feuer. Es ist nur wie eine Vorstellung, conditional empfunden „es wäre für dich beglückend, wenn —"; Sie glauben schwerlich, was für große und herrliche Vorstellungen dieser Art ich mit mir herumtrage, für welche ich plötzlich bereit sein werde.

Nun ein Einfall. Erlösen Sie doch Ihre Präliminarien aus ihrer blutlosen Existenz bei Fritzsch und machen Sie etwas Neues daraus. „Briefe über Musik von Dr. Carl Fuchs" — so etwas schwebt mir vor der Seele, denn Sie haben das seltene Recht, daran zu denken, inwiefern die Brief-form als wahre Kunst-form behandelt werden könne. (Aristoteles galt den Alten als Klassiker der Prosakunst, nicht wegen der Schriften, die wir haben, sondern nur seiner Dialoge und Briefe wegen.) Wir andern Sterblichen haben kein Recht, Briefe zu veröffentlichen, wir wären denn affektirte Narren und wollten dies öffentlich zur Schau stellen. — In diese Briefe gießen Sie Ihre Erfahrungen über einzelne Meister und Meisterwerke, mit denen Sie unsereinem die größte Wohlthat und Liebe erweisen können! Der dialektische Gang Ihrer „Kritik der Tonkunst" brauchte zuallerletzt an akademische Gangarten zu erinnern. Wenn Sie sich ein Publikum vor die Seele stellen wollen, dann nur ja keine Professoren, sondern etwa die Bayreuther Genossen, welche jetzt dort sind und

im nächsten Jahre eine recht ungewöhnlich „gute Gesellschaft" machen werden.

Ihre Abfertigung Lotze's (sammt einigem Neuen über Gervinum, wenn ich bitten darf) könnte anhangsweise zeigen, daß Sie auch gut auf Mensur mit Säbeln stehen können. —

Alles freundlich zu erwägen! Ich bin ferne davon, mit irgend einem Rathe zudringlich fallen zu wollen, aber mitunter trifft man's, etwas zu sagen, was ein Andrer eben auf der Zunge hatte — da giebt es immer eine kleine Freude. Ich sagte Ihnen ja, wie es mein herzlicher Wunsch sei, Ihnen eine Freude zu machen.

Die weimarischen Briefe — ach wie gut ich mir Alles vorstellen konnte, besonders Liszt — sind an die angegebene Adresse abgeschickt.

Was meinen Sie dazu, daß die Post fast alle Ihre Briefe nach Basel als „unzureichend frankirt" behandelt? Dabei beklage ich, daß die Marken, welche Sie darauf geklebt haben, immer gar nicht gerechnet werden, also vergeudet sind. Für den letzten Brief verlangte man z. B. von mir noch zwei Francs. Es verdrießt Sie doch nicht, daß ich dies erwähne? Lieber Himmel, gieb, daß wir freien Geistes seien, alles Andre kannst du für dich behalten!

Treugesinnt der Ihrige, immer noch patientenmäßige, und patientiam brauchende, sowie empfehlende

F. Nietzsche.

Von morgen an bin ich in Basel bei der guten Schwester.

Nr. 131.

An Freiherrn von Gersdorff.

Basel, 26. Sept. 1875, Sonntag.

Mein geliebter Freund, gestern lief das Semester zu Ende, mein dreizehntes Semester, und von heute an giebt es vierzehn Tage Ferien. Gern hätte ich eine kurze Fußreise gemacht, denn mich verlangt im Herbst immer darnach, den Pilatus noch einmal bevor es Winter wird zu sehen; je länger ich nun in der Schweiz bin, umso persönlicher und lieber wird mir dieser Berg; aber draußen ist es schauerlich naß und früh-novemberlich, und ich werde warten oder verzichten müssen — wie so oft im Leben. Man merkt doch recht, daß man die zwanziger Jahre hinter sich hat. Eine gewisse Art von Enttäuschung, aber eine solche, welche zur eignen Thätigkeit spornt, wie die frische Luft des Herbstes, begleitet mich jetzt fast aus jedem Tag in den andern.

Also inzwischen habe ich mit Hülfe meiner Schwester mich häuslich eingerichtet, und es ist gut gelungen. So bin ich endlich, seit meinem dreizehnten Lebensjahre, wieder in traulicheren Umgebungen, und je mehr man sich aus allem, was Andre erfreut, exilirt hat, umso wichtiger ist, daß unsereins seine eigne Burg hat, von wo man zusehen kann und wo man vom Leben sich nicht mehr so gehudelt fühlt. Ich

habe es durch das glückliche Wesen meiner Schwester, das mit meinem Temperament auf das beste zusammenstimmt, vielleicht günstiger getroffen, als sehr viele Andere; unsere Nietzschische Art, die ich mit Freude selbst an allen Geschwistern meines Vaters wiedergefunden habe, hat nur am Für-sich-sein seine Freude, weiß sich selber zu beschäftigen und giebt eher den Menschen, als daß sie viel von ihnen fordert. Dabei erträgt es sich vortrefflich, als Denker und Lehrer zu leben — wozu man nun einmal sich verurtheilt fühlt.

Ich knüpfe an dieses Lob meiner begonnenen Häuslichkeit das Lob Deines Entschlusses oder vielmehr den herzlichen Ausdruck meiner Freude, Dich überzeugt und entschlossen zu sehen, eine gute Ehe zu schließen. Bringe aber ja in diesem Herbste die ganze Angelegenheit durch eine Reise nach * * * in's Reine und Fertige, ich rathe es Dir nur mit dem Wunsche, daß Du nicht zu lange am fürchterlichsten Elemente des Lebens, an der Ungewißheit leiden mögest.

Darf ich glauben, daß wenn Du mich noch vor Anfang Deines Semesters besuchst, Du mir eine glückliche Nachricht mitbringst? Im andern Falle stelle ich mir vor, daß eine neue Berliner Winter-Saison Deinem Vorhaben ernstlich gefährlich werden könne. — Doch davon verstehe ich wenig.

Unser Freund Rohde, der immer in den Unglückstopf des Lebens zu greifen pflegt und sich gewöhnlich etwas Herbes herauslooſt, war hier bei mir und meinte zuletzt, es sei der einzige Ort auf der Erde wo er sich

noch zu Hause fühle. [— —] Er reiste von hier nach München und hörte dort den „Tristan“, mit übermäßiger Erschütterung. In den nächsten Tagen wird er wohl in Rostock sein, wo er an der Philologenversammlung Theil nimmt und einen Vortrag „über die Novelle bei den Griechen“ hält. — Ich habe bei diesem Zusammensein mit Rohde mehr gehabt, als bei allen bisherigen, er war in seltenem Grade vertrauend und liebevoll: sodaß es mir herzlich wohl that, ihm in der absurden Lage noch etwas sein zu können, jetzt, wo sein Leben sich um ein kleines Mädchen dreht, — der Himmel behüte Dich und mich vor gleichem Schicksale! —

Nun kommt auch bald unser Baumgartner zurück, er wird der Insasse meiner früheren Wohnung. Mannichfaltig zurechtgewiesen und belehrt kehrt er heim, er hatte mancherlei Unglück: so stürzte er neuerdings sehr gefährlich mit seinem geliebten Pferd, kam selber noch davon, mußte aber das Pferd sofort erschießen.

Mit Jacob Burckhardt geht es immer gut. Ich hörte gestern, er habe sich in Lörrach zu einem vertrauten alten Freunde über mich ausgesprochen, sehr günstig, man wollte mir gar nicht sagen, wie. Nur das Eine erfuhr ich: er habe gemeint, einen solchen Lehrer würden die Baseler nicht wieder bekommen.

Man rückt jetzt wieder an unsrer Sommerferienordnung. Im ungünstigen Falle ist es möglich, daß die Bayreuther Feste nächstes Jahr und die Jahre darauf mich nicht sehen werden; höchstens daß man mir einmal Urlaub für ein paar Tage giebt. Es

kann aber auch günstiger werden, als es bis jetzt ist: wenn nämlich der ganze Monat August als Ferienzeit festgesetzt würde. Komme es nun, wie es wolle, ich will schon zusehn, nicht ganz darum betrogen zu werden, wie dies Jahr.

Mit meiner Gesundheit verbinde ich gute Hoffnungen, wenn ich die neue Lebensweise fortführe, die ich jetzt seit den Ferien auf Rath des Dr. Wiel eingerichtet habe. Ich esse alle 4 Stunden: um 8 Uhr ein Ei, Cacao und Zwieback, um 12 ein Beefsteak oder etwas Andres von Fleisch, um 4 Uhr Suppe, Fleisch und wenig Gemüse, um 8 Uhr kalten Braten und Thee. Jedermann zu empfehlen! Ein Gleichgewicht ist da erreicht, bei dem man an Verdauungsfiebern der gewöhnlichen Diners nicht zu leiden hat.

Doch giebt es Rückfälle meines Magenleidens; und sehr viel guten Willen, gesund zu werden, muß ich haben. — Für die Besorgung der Briefe, welche ich nach Bayreuth schickte, danke ich sehr; beide sind angekommen, und von beiden Seiten sind auch Antworten darauf eingetroffen. — Sehr gute Nachrichten von Romundt! Wie ich mich freue! Ein Brief mit völliger Veränderung der Gemüthsart traf ein, wie von einem Genesenden. Er hat mehr zu thun und zu placken als je im Leben, aber er fühlt die segensreiche Wirkung und sagt selbst, es müsse sich inzwischen etwas in ihm gedreht haben. Er ist Gymnasiallehrer in Oldenburg und hat bis jetzt den ganzen griechischen Unterricht in Unter- und Obersekunda gegeben und bekommt von jetzt ab das Deutsch für Prima. Und es geht! Seine Adresse ist: per

adr. Frau Oberjustizrath Mencke, Petersstraße 17. Oldenburg im Großherzogthum.

Miaskowski geht also Ostern nach Hohenheim, die Sache ist also erledigt, nachdem sie lange schwebte.

Meine Adresse ist: Spalenthorweg 48.

Liebster Freund, Litteratur mache ich nicht, der Ekel gegen Veröffentlichungen nimmt täglich zu. Wenn Du aber kommst, will ich Dir etwas vorlesen, das Dir Freude machen wird; etwas aus der unpublizirbaren Betrachtung Nr. 4 mit dem Titel „Richard Wagner in Bayreuth". — Stillschweigen erbeten.

Lebe wohl, mein Getreuester und Geliebter.

Dein F. N.

Die besten Grüße auch von meiner Schwester.

Bitte, empfiehl mich Deinen verehrtesten Eltern. — Sei guten Muths. Du darfst es sein.

Nr. 132.

An Gustav Krug.

Basel, den 27. Sept. 1875.

Mein geliebter Freund, mit den herzlichsten Glück- und Segenswünschen begleite ich das Ereigniß, mit dessen Meldung Du mich heute so angenehm überrascht hast.

Möge Dir ein guter Sohn und uns Allen ein

tüchtiger Mit=mensch in diesem Kinde geboren sein. „Edel sei der Mensch, hülfreich und gut“ — mit diesem hoffnungsvollen Gruße wollen wir ihm an der Schwelle des Lebens begegnen.

Ich freue mich, daß es Deiner lieben Frau gut geht und daß Du das Glück dieses Ereignisses nicht mit schweren Sorgen zu erkaufen hast.

Behalte mich lieb und sei herzlich gegrüßt von mir und meiner Schwester, die seit August mit mir zusammen lebt und eine eigne Haushaltung mir eingerichtet hat.

Treulich Dein

Fr. Nietzsche.

Nr. 133.

An Frau Marie Baumgartner.

[Basel, 27. September 1875.]

Hier empfangen Sie, hochgeehrte Frau, die vier Hefte vom „Ring des Nibelungen“. (Man wird beim Anblick dieser Hefte leider daran erinnert, daß Wagner's Verleger zwischen Operntexten und Wagner's Gedichten keinen Unterschied gesehen hat!)

Die vorige Woche lief schlimm für mich ab, ich war vom ersten Tag an krank und mußte Donnerstag und Freitag im Bette zubringen. Jetzt Mattigkeit!

Nächsten Sonntag werde ich wahrscheinlich noch etwas von Basel weggehen, zusammen mit Overbeck, doch nur auf drei Tage. Es verlangt mich, den Pilatus zu sehen und einiges mit Overbeck zusammen auszudenken, von dem Niemand nichts weiß und wissen wird.

In dieser Woche hoffe ich Sie noch zu sehen.

Mit ergebenstem Gruße auch im Namen meiner Schwester

der Ihrige

F. Nietzsche.

Montag.

Nr. 134.

An Freiherrn von Gersdorff.

[Basel, 16. November 1875.]

Mein lieber Freund, ich schreibe, um Dir zu sagen, daß ich nicht schreiben kann; der Alp der Überarbeitung sitzt neben mir und alle paar Wochen auch auf mir: wo ich mich dann in der Dir bekannten Weise leidvoll und schleimvoll in mein Schlafzimmer zurückziehe. Wenn alles gut am Tage geht und gar kein unvorhergesehenes Elend mich faßt, werde ich mit der Tagesarbeit gerade fertig und strecke dann alle Viere von mir. Hauptcolleg zehn Mann, Neben-

colleg sechs Mann, Seminar zehn Mann und wirklich viel guter Wille und auch mehr Talent als früher darunter.

Ich gehe gar nicht mehr zu Besuchen aus; wenn ich ermattet bin, liest mir meine Schwester etwas Walter Scott. Allergrößte Bewunderung für „Robin den Rothen“!

Heute ist Overbeck's des Treuen Geburtstag. Zwei junge Musiker aus Leipzig sind als Verehrer meiner Schriften an die hiesige Universität gekommen und hören bei Overbeck und mir Collegien. Meine Ferien im nächsten Sommer sind festgesetzt, vom 15. Juli bis 13. August. Ich kann doch viel mitnehmen, wenn mir nur der Zutritt zu den Proben erlaubt würde! Vielleicht auch kann ich ein paar Tage mich vertreten lassen.

Wenn ich es nur bis dahin aushalte! Mich schaudert mitunter, die Arbeit ist zu groß.

Verzeih, daß ich soviel von mir rede.

Noch Eins: kannst Du mir vielleicht gerade jetzt etwas leihen, 100 Thaler, eventuell auch 50 thun es. Rückzahlung wird versprochen Ostern 1877, ebenfalls werde ich 5 Prozent Zinsen zahlen. So eine neue Einrichtung, wie ich sie jetzt habe, macht das Berechnen für die erste Zeit etwas schwierig, ich möchte niemanden lieber als Dich um diesen Dienst ersuchen. Verzeihung!

Dir mag es besser gehen als mir es geht, liebster Freund. Das wünsche ich von Herzen, und wirklich ist an meine Freunde zu denken immer noch das Einzige, was mich etwas mit dem Dasein versöhnt,

das mir sonst immer sinnloser erscheint. Diese Mühe! diese Hast! Dieser naive Glaube jedes Menschen, daß um ihn die Sonne und alle Welt sich dreht! Ich strotze von Erfahrungen dieser Art und möchte lachen, wenn ich nur könnte.

Dein getreuer

Friedrich Nietzsche.

Dienstag, den 16. Nov. 1875.

Meine Schwester grüßt mit mir von ganzem Herzen.

Nr. 135.

An Freiherrn von Gersdorff.

[Basel, 13. Dezember 1875.]

Gestern, mein geliebter Freund, kam Dein Brief und heute Morgen, recht am Beginn einer schweren Arbeitswoche, Deine Bücher: da soll man schon guten Muthes bleiben, wenn man so theilnehmende liebevolle Freunde hat! Wirklich, ich bewundere den schönen Instinkt Deiner Freundschaft — der Ausdruck klingt Dir hoffentlich nicht zu thierisch — daß Du gerade auf diese indischen Sprüche verfallen mußtest, während ich mit einer Art von wachsendem Durst

mich gerade in den zwei letzten Monaten nach Indien umsah. Ich entlieh von dem Freunde Schmeitzner's, Herrn Widemann, die englische Übersetzung der Sutta Nipáta, etwas aus den heiligen Büchern der Buddhaisten; und eins der festen Schlußworte einer Sutta habe ich schon in Hausgebrauch genommen „so wandle ich einsam wie das Rhinoceros". Die Überzeugung von dem Unwerthe des Lebens und dem Truge aller Ziele drängt sich mir oft so stark auf, zumal wenn ich krank zu Bette liege, daß ich verlange, davon etwas mehr zu hören, aber nicht verquickt mit den jüdisch-christlichen Redensarten: gegen die ich mir irgendwann einen Ekel angegessen habe, sodaß ich mich vor Ungerechtigkeit in Acht zu nehmen habe. Wie es nun mit dem Leben steht, magst Du auch aus beiliegendem Briefe des unsäglich leidenden Freundes Rohde ersehen; man *soll* sein Herz nicht an dasselbe hängen, das ist klar, und doch worin kann man es aushalten, wenn man wirklich nichts mehr *will*! Ich meine, das *Erkennen-Wollen* bleibe als letzte Region des Lebens-Willens übrig, als ein Zwischenbereich zwischen Wollen und Nichtmehrwollen, ein Stück Purgatorium, so weit wir auf das Leben unbefriedigt und verachtend zurückblicken, und ein Stück Nirwana, insofern die Seele dadurch dem Zustande reinen Anschauens nahe kommt. Ich übe mich darin, die *Hast* des Erkennen-Wollens zu verlernen; daran leiden ja die Gelehrten alle und darüber entgeht ihnen die herrliche Beruhigung aller gewonnenen Einsicht. Nur bin ich immer noch etwas zu straff zwischen die verschiedenen Anforderungen meines Amtes eingespannt,

als daß ich nicht allzu oft, wider Willen, in jene Haft gerathen müßte: allmählich will ich mir schon alles zurechtrücken. Dann wird auch die Gesundheit beständiger werden; die ich nicht eher erlange, bis ich sie auch verdiene, bis ich den Zustand meiner Seele gefunden habe, der der mir gleichsam verheißene ist, der Gesundheits-Zustand derselben, wo sie nur noch den Einen Trieb, das Erkennen-Wollen, übrig behalten hat und sonst von Trieben und Begehrungen frei geworden ist. Ein einfacher Haushalt, ein ganz geregelter Tageslauf, keine aufreizende Ehrsucht oder Geselligkeitssucht, das Zusammenleben mit meiner Schwester (wodurch alles um mich herum so ganz Nietzschisch ist und sonderbar beruhigt wird), das Bewußtsein, ganz ausgezeichnete liebevolle Freunde zu haben, der Besitz von 40 guten Büchern aus allen Zeiten und Völkern (und von noch mehreren nicht gerade schlechten), das unwandelbare Glück, in Schopenhauer und Wagner Erzieher, in den Griechen die täglichen Objekte meiner Arbeit gefunden zu haben, der Glaube, daß es mir an guten Schülern von jetzt an nicht mehr fehlen wird — das macht jetzt mein Leben. Leider kommt die chronische Quälerei hinzu, die mich alle zwei Wochen fast zwei ganze Tage, mitunter noch länger packt — nun, das soll einmal ein Ende haben.

Später einmal, wenn Du Dein Haus sicher und wohlbedacht gegründet hast, wirst Du auch auf mich als einen länger weilenden Feriengast rechnen können; ich erquicke mich öfter mit der Vergegenwärtigung Deines späteren Lebens und denke, daß ich Dir auch

noch einmal in Deinen Söhnen nützen kann. Wir haben nun, alter treuer Freund Gersdorff, ein gutes Stück Jugend, Erfahrung, Erziehung, Neigung, Haß, Bestrebung, Hoffnung mit einander bis jetzt gemein gehabt, wir wissen, daß wir uns von Herzen freuen, auch nur bei einander zu sitzen, ich glaube, wir brauchen uns nichts zu versprechen und geloben, weil wir einen recht guten Glauben zu einander haben. Du hilfst mir, wo Du kannst, das weiß ich aus Erfahrung; und ich denke bei allem, was mich freut „wie wird sich Gersdorff dabei freuen!" Denn, um Dir dies zu sagen, Du hast die herrliche Fähigkeit zur Mitfreude; ich meine, sie ist selbst seltener und edler als die des Mitleidens.

Nun lebe wohl und gehe in Dein neues Lebensjahr hinüber, als der welcher Du im alten warst, ich weiß Dir sonst nichts zu wünschen. Als solcher hast Du Deine Freunde erworben; und wenn es noch gescheute Weiber giebt — dann wirst Du nicht mehr lange

„einsam wandeln wie das Rhinoceros".

Treugesinnt der Deine

Friedrich Nietzsche.

Herzliche Grüße und Glückwünsche meiner Schwester. Meine Empfehlungen an Deinen verehrten Vater. Ich schickte Dir Rütimeyer's Programm, hoffentlich kam es an.

Nr. 136.

An Freiherrn von Gersdorff.

[Basel, 18. Januar 1876.]

Mein geliebter Freund, habe Dank für Deine guten Nachrichten, ich erwartete sie mit Sehnsucht; jetzt kann ich doch mit Dir *hoffen* und weiß, daß einem von uns etwas Gutes zu Theil werden soll — so wie es dieser Eine auch verdient und nöthig hat. Es scheint mir, daß alles so gut eingeleitet ist, daß wir mit Fassung nun zu Ende warten dürfen. Das Ende kommt doch wohl Ostern?

Es macht mir Mühe zu schreiben, ich will drum kurz sein. Liebster Freund, ich habe das schlimmste, schmerzhafteste und unheimlichste Weihnachten hinter mir, das ich erlebt habe! Am ersten Weihnachtstage gab es, nach manchen immer häufiger kommenden Ankündigungen, einen förmlichen Zusammenbruch: ich durfte nicht mehr zweifeln, daß ich an einem ernsthaften Gehirnleiden mich zu quälen habe, und daß Magen und Augen nur durch diese Centralwirkung so zu leiden hatten. Mein Vater starb 36 Jahr alt an Gehirnentzündung: es ist möglich, daß es bei mir noch schneller geht. Nun werden mehrstündige Eiskappen, Übergießungen auf den Kopf früh Morgens, auf Immermann's Rath, angewendet, und es geht, nach einer Woche von gänzlicher Erschlaffung und

schmerzhafter Zerquältheit, wieder etwas besser. Doch ist es nicht einmal Reconvaleszenz, der unheimliche Zustand ist *nicht* gehoben, alle Augenblicke werde ich an ihn erinnert. Man hat mir bis Ostern das Pädagogium abgenommen, an der Universität unterrichte ich wieder. Ich bin geduldig, aber voller Zweifel, was werden soll. Ich lebe fast ganz von Milch, die mir gut thut, auch schlafe ich ordentlich, Milch und Schlaf sind die besten Dinge, die ich jetzt habe. Wenn nur wenigstens die fürchterlichen tagelangen Anfälle ausbleiben wollten! Ohne sie kann man sich doch wenigstens aus einem Tag in den andern schleppen.

Meine Schwester liest mir viel vor, weil mir Lesen und Schreiben schwer fällt. Walter Scott hätte ich neben Milch und Schlaf nennen sollen. Etwa den 19. März will ich womöglich an den Genfersee gehen, bis dahin ist der Winter noch zu rauh, und Spazierengehen in der Kälte ist mir eher schädlich als nützlich. Meine Mutter wird in Kürze hier eintreffen.

Bitte behalte den Inhalt des Briefes für Dich, wir wollen die Bayreuther nicht beunruhigen! Ach Bayreuth! Entweder ich *darf* nicht hin oder ich *kann* nicht hin — so schwebt es mir jetzt vor der Seele. Aber es *soll* noch eine dritte Möglichkeit geben, und wenn ich denke, was ich alles schon durchgemacht habe, so muß ich wohl glauben, auch noch über diesen Winter hinwegzukommen.

Lebe Du wenigstens wohl, ich muß mein Glück immer mehr im Glück meiner Freunde suchen. Alle meine eignen Pläne sind ja wie Rauch; ich sehe sie

noch vor mir und möchte sie fassen. Denn es ist traurig, ohne sie zu leben, ja kaum möglich. — Kannst Du Ostern etwas mit mir zusammen gehn, also etwa an den Genfersee? Eine ganz vorläufige Anfrage.

Schreibe doch an Fräulein von Meysenbug, sie frägt theilnehmend nach Dir.

In alter Treue der Deinige

F. N.

Bald sollst Du Besseres aus Basel hören, ich verspreche Dir's.

Nr. 137.

An Freiherrn von Gersdorff.

[Basel, 23. Januar 1876.]

Liebster Freund, die Adresse von Frl. v. Meysenbug ist genau diese:

132 Monte Caprino
Campidoglio, Roma.

Bis jetzt kein neuer Anfall, aber Fortdauer des Zustandes selbst, der mir Bedenken einflößt. Ich gebe aber meine Stunden an der Universität, lebe mit der größten Vorsicht und Regelmäßigkeit. So wird es wohl besser werden müssen. Gänzliches Ausspannen, wie Du anräthst, ist nicht so leicht durchzu-

führen: mir scheint ein mäßiges Fortleben in der hergebrachten Weise, doch eben mit aller Vorsicht, einstweilen ausführbarer, selbst heilsamer.

Und dann hilft die Nähe meiner Schwester, Overbeck's, zumal des glücklichen Overbeck, — was sollte ich in der Ferne! Ich wünschte jetzt nichts Lieberes zu hören, als zu hören, daß Du Ostern nach Berlin müßtest, müßtest, weil sie zog, — nach Goethe (im Gedichte „Um Mitternacht"). Das gäbe dann Neuigkeiten, bei denen einem Freunde einmal von Herzen wohl werden müßte. Wohl und gesund!

Nun gedenke meiner, ohne Sorge, ich bitte Dich, und vor allem — gedenke Deiner, in der Overbeck'schen Weise.

Dein Freund.

Sonntag.

Nr. 138.

An Freiherrn von Gersdorff.

Basel, Dienstag. [22. Februar 1876.]

Mein geliebter Freund, wenn Dir mein Plan zusagt, so wollen wir es so machen: komme am ersten Tage Deiner Ferien nach Basel, wir ziehen dann sofort (etwa am 5. oder 6.) weiter und suchen uns einen bescheidenen Aufenthalt am Genfersee. Wir wollen zusammen die eben angelangten 3 bändigen

„Memoiren einer Idealistin“ lesen, ich scheue mich ordentlich vor einem unbedachtsamen Einschlürfen eines so herrlichen reinen Getränkes.

Ich freue mich von ganzem Herzen auf unsere stillen Wanderungen und Gespräche. Durch Einsamkeit und Leiden bin ich ganz vollgepfropft worden.

Ich kann endlich sagen, daß es jetzt zum Besseren geht, nach einem sehr langen peinlichen Gleichmaße des schlechten Befindens. Doch habe ich endlich alle meine Vorlesungen einstellen müssen; erst seitdem spüre ich den Fortschritt.

Overbeck läßt Dich herzlich grüßen und Dir sagen, daß er am 5. März nach Zürich zu seiner Braut reise, und sich sehr freuen würde, wenn er am 4. Dich sehen könnte. Geht es nicht, und kannst Du, was sehr zu bedauern wäre, erst am 5. ankommen, so bietet er Dir seine Wohnung zum Nachtquartier an. Bitte schreibe nächstens noch ein Wort über Deine definitive Entschließung.

Deine Andeutungen über Berlin u. s. w. schmerzen mich, es scheint mir so überflüssig und ungerecht, daß Du noch die Schule von dergleichen Schwierigkeiten durchmachen müßtest. Doch muß man manche Beschwerde selbst dankbar als eine Abschlagszahlung an den bösen Charakter des Daseins hinnehmen, das wissen wir ja; wir sind ja alle von großen und plötzlichen Übeln umlauert, denke nur an Rohde.

Wie ich mich sehne, Dich wieder zu haben!

Dein F. Nietzsche.

Nr. 139.

An Freiherrn von Gersdorff.

[Basel, 24. Februar 1876.]

Nun höre einmal, liebster Freund, mich an! Der Brief von Frau Wagner verändert die Lage und glücklicherweise nimmt meine Gesundheit täglich zu, sodaß ich jetzt Dir einen zweiten Vorschlag mache. Immermann nämlich ist meiner Absicht entgegen, mich an einem Winkel des Genfersees niederzulassen, und räth mir Zerstreuung und Bewegung von Ort zu Ort an. Was ich mir nun diese Nacht ausdachte, hat auch die Zustimmung meiner Schwester erlangt, ist also meinem jetzigen Befinden nicht mehr widersprechend (was es noch vor 14 Tagen gewesen sein würde). Also: ich hole Dich am 28. Februar in Hohenheim ab und wir fahren zusammen gen Wien. Ich nehme an, daß Du dort der Gast Deines Freundes sein wirst, und denke, daß ich durch seinen Rath ein bescheidenes Unterkommen in einem benachbarten Gasthofe finden werde.

Wir nehmen ein Rundreisebillet für 30 Tage von Stuttgart aus (über Ulm, Augsburg, München, Salzburg, Linz, Wien, Linz, Passau, Regensburg, Nürnberg, Nördlingen, Stuttgart), II. Klasse, 39 Gulden süddeutscher Währung.

Es steht nun ganz bei Dir, zwischen den Vorschlägen zu wählen oder etwas Drittes vorzuschlagen. Nur bitte ich Dich so herzlich wie möglich, wenn Dir aus irgend einem Grunde das Alleinreisen und die Trennung unsrer Ferienprojekte erwünscht ist, mir dies zu sagen. Wir sind ja so glücklich, offen sein zu dürfen, ja uns nicht einmal unter uns entschuldigen zu müssen. Also gebrauche das Vorrecht der Freiheit der Gesinnung.

Schreibe mir schnell eine Antwort, auch darüber, ob es vielleicht bequemer ist, in Stuttgart zusammenzutreffen und mit welchem Zuge. Nach Bayreuth verrathe von meinem Kommen nichts, ich freue mich diesmal angenehm zu überraschen

Der Deinige.

Nr. 140.

Diktirter Brief,
von Fräulein Elisabeth Nietzsche geschrieben.

An Freiherrn von Gersdorff.

[Basel, März 1876.]

Liebster Freund,

Du siehst, wie es steht, — denn ich kann selber nicht schreiben und muß, bildlich gesprochen, zur Feder und Hand meiner Schwester greifen. Es war Thorheit, für mich an Wien zu denken, eine entschuldbare

Thorheit für Einen, der sich möglichst weit von der Monotonie eines leidenden Zustandes hinwegsehnt. Aber schon vor der Ankunft Deines Briefes war ich durch eine Verschlechterung meines Befindens hinreichend darüber belehrt, daß ich mir nichts dergleichen zutrauen dürfe: nur hatte ich gewünscht, gerade für den Fall daß ich nicht mitreiste, daß mein zweiter Vorschlag für Dich die Veranlassung zu genußreicheren Ferien würde, als Du Dir jetzt in Begleitung eines Kranken versprechen darfst. Wie die Dinge nun gegangen sind, habe ich diese Absicht freilich nicht erreicht: was ich herzlich bedaure, zumal ich denken muß, daß mein letzter Brief Dich nur verwirrt und gequält hat. Wir lassen es also jetzt (wie schon mein Telegramm besagte) beim Alten, und der sechste dieses Monates soll also vorläufig der Termin Deiner Ankunft sein, vorausgesetzt, daß die Wünsche Deiner Eltern diesem Entwurfe nicht zuwiderlaufen.

Die Baumannshöhle steht bereit, Dich in ihren Schlund aufzunehmen, und von der Höhle soll es dann weiter zu See, Wald und Fels gehen. Den genaueren Plan wollen wir dann erst hier gemeinschaftlich miteinander ausdenken.

Ich lese schon seit ein paar Wochen keine Collegien mehr und bin die Beute von Schmerz und Langeweile zugleich. Es verlangt mich nach Gesundheit ebenso sehr als nach Veränderung!

Mit den herzlichsten Grüßen meiner Mutter und Schwester bin ich

der Deinige

F. N.

Nr. 141.

An Dr. Heinrich Romundt in Oldenburg.

[Basel, Ostersonnabend, 15. April 1876.]

Endlich, mein lieber Freund, sollst Du etwas von mir auf geradem Wege hören! Die Wellen giengen inzwischen über mein Haupt und der Winter nahm einen wahrhaft unheimlichen und schrecklichen Charakter für mich an. Nun bin ich aber vier Wochen am Genfersee, in der Nähe des Schlosses Chillon, bei Schnee, Regen, Sturm und Sonnenschein herumgelaufen und habe mich selbst dabei wiedergefunden. Das heißt nämlich das Vertrauen auf meine Ziele, das Verpflichtetsein auf meine Aufgaben und den Muth der Gesundheit. Schwimmen wir also weiter gegen den Strom; mitunter wird die Seele matt und da wirft wohl die Welle einen bei Seite und der ganze Körper kracht. Ich weiß nie, wo ich eigentlich mehr krank bin, wenn ich einmal krank bin, ob als Maschine oder als Maschinist.

Zuletzt war ich eine Woche in Genf, entdeckte dort einen wahren Freund in der schweren Bedeutung des Wortes (Hugo von Senger, Generaldirektor des Genfer Orchesters) und machte bedeutende Erfahrungen. Ich fand zurückkehrend Dein Programm und ersah daraus den umfänglichen Charakter Deiner Thätigkeit und die angesehene Lehrerstellung, welche Du

dort einnimmst. Dies ist Dein Chillon und Dein Genf, das sehe ich wohl ein; ich hoffe von Herzen, daß Du als höchsten Gewinn die Gesundheit der Seele davontragen mögest.

Ich verehre, sobald ich mir wiedergegeben bin, nur Eins stündlich und täglich: die moralische Befreiung und Insubordination, und hasse alles Matt- und Skeptischwerden. Durch die tägliche Noth sich und Andere höher heben, mit der Idee der Reinheit vor den Augen, immer als ein excelsior — so wünsche ich mein und meiner Freunde Leben.

In herzlicher Liebe der

Deine

F. Nietzsche.

Am Tag nach Charfreitag
1876.

Nr. 142.

An Freiherrn von Gersdorff.

[Basel, Ostersonnabend, 15. April 1876.]

Liebster Freund, am Abend vor dem grünen Donnerstag bin ich von Genf wieder zurückgekommen und habe dort sechs Tage zugebracht, sehr reiche Tage mit mancherlei Erfahrungen. Die Woche vorher, welche ich nach Deiner Abreise noch als einziger Gast in der

Printanière aushielt, benutzte ich namentlich zu einer innerlichen Sammlung und Säuberung und wurde über vieles Kränkliche und Grillenhafte und Verzagte wieder Herr, namentlich aber hielt ich meine Ziele mit neuer Begierde mir vor Augen und verlor den Hang (mit dem ich auch Dich gequält habe!), gegen mich selbst ungerecht zu sein. Ich fand das „gute Gewissen" wieder, bis jetzt zu meiner Befreiung soviel gethan zu haben, als ich konnte, und damit auch andern Menschen einen wahren Dienst gethan zu haben. Auf dieser Bahn gehe ich wieder vorwärts und lasse mich auf desperate Rückblicke und Vorblicke nicht mehr ein. Ich verdanke sehr viel dem Buche unsrer herrlichen Freundin Meysenbug und werde den einen Sonntag, den ich in der höchsten moralischen Nachbarschaft mit ihr verbrachte, von früh bis Nachts im Freien, nicht vergessen.

Der Genfer Aufenthalt kam gerade im rechten Augenblick, als eine Art Bestätigung und Verstärkung des einsam-Beschlossnen. Vor allem habe ich, zur Bereicherung von uns Allen, einen wahren Freund hinzugefunden, in Herrn von Senger. Ich wüßte in wenig Worten gar nicht zu sagen, wie viel ich dabei gewonnen habe. Du wirst ihn kennen lernen, einstweilen sage ich nichts.

Wenn wir uns wiedersehn, will ich Dir von Ferney, dem Sitze Voltaire's (dem ich meine ersten Huldigungen brachte), erzählen, von dem glänzenden und doch wunderbar gebirgsnahen und freiheitathmenden Genf, von Villa Diodati, von einzelnen Menschen, von dem besten Schuster in Genf (einem

berühmten Communard), von dem Concert populaire, in dem meinetwegen die Benvenuto-Cellini-Ouverture von Berlioz gemacht wurde, von der Frau Senger's, einer höchst charaktervollen Engländerin, und seinen merkwürdigen Kindern Leila und Agenor, von Madame de Saussure, Banquier Köckert (ehemaligem Virtuos), von zwei liebenswürdigen Russinnen in einer englischen Pension, von Ausflügen in's Savoyische, von der Entdeckung, daß ich ein großer Klavierspieler sein soll, von zahlreichen moralistischen Gesprächen, von Herrn Jansen und dem Makler u. s. w. u. s. w. In der Hauptsache habe ich aber so viel erkannt: das Einzige, was die Menschen aller Art wahrhaft anerkennen und dem sie sich beugen, ist die hochsinnige That. Um alles in der Welt keinen Schritt zur Akkommodation! Man kann den *großen Erfolg* nur haben, wenn man sich selbst treu bleibt. Ich erfahre es, welchen Einfluß ich jetzt schon habe, und würde mich selbst nicht nur, sondern viele mit mir wachsende Menschen schädigen oder vernichten, wenn ich schwächer und skeptisch werden wollte.

Mit einer Nutzanwendung *für Dich*, mein geliebter Freund: ich bitte Dich inständig, mancherlei *nicht* zu berücksichtigen, was ich Dir in schwächeren Stunden in Betreff Deiner Verehelichung sagte. *Um keinen Preis* eine Conventionsehe! (wie es *alle* mir bis jetzt von Dir genannten und Dir von Andern proponirten Ehen sind). Wir wollen in diesem Punkte der Reinheit des Charakters ja nicht wankend werden! Zehntausendmal lieber immer allein bleiben — das ist jetzt meine Losung in dieser Sache.

Nochmals danke ich Dir von ganzem Herzen für die Aufopferung Deiner Ferien und Deine treuen Freundesdienste, über deren Werth für mich Du Dir auch keinen Augenblick einen quälenden Gedanken darfst beikommen lassen. Ein anderes Mal soll es heiterer und muthiger zugehen: diesmal war ich im Ganzen doch krank, und namentlich auch moralisch krank; über die Bosheit der Welt sollte nicht so viel geredet werden, aber über das Durchsetzen und Vollbringen des Guten und Rechten; dabei flieht jede Morosität und jede Muskel spannt sich straffer.

In dankbarer Liebe

der Deinige

F. Nietzsche.

Meine Schwester und der Rektor Overbeck grüßen herzlich.

Am Tage nach Charfreitag 1876,
Basel.

Nr. 143.

An Dr. Carl Fuchs.

[Basel, Mitte Mai 1876.]

Wenn ich, mein lieber Herr Doktor, Ihnen erzählen müßte, was ich seit Weihnachten alles durchzumachen hatte und wie dünn das Lebensfädchen

geworden war und wie ich es fast aufgegeben hatte, überhaupt noch diesen Bayreuther Sommer zu *erleben* — so würde ich Ihnen keine Freude und mir selbst eine unangenehme Erinnerung schaffen. Genug, es geht wieder besser, das heißt bei mir immer, hoffnungsreicher; mit der Hoffnung kommen alle alten Pläne und Vorhaben wieder, denen ich unlieber entsagen möchte als dem Leben: und mit den Plänen erscheinen dann auch die alten Genossen und Gleichgesinnten mir vor der Seele. Von Ihnen las ich neulich in Fritzschens Blatte: eine erfolgreiche Concertreise wurde berichtet, die Betheiligung an dem Altenburger Feste angezeigt. Nun glaube ich auch, daß wir uns in Bayreuth wiedersehen werden, denn ich dachte bei jener Concertreise an irgend einen Zusammenhang mit Bayreuth und werde mich wohl nicht getäuscht haben. Meine Schwester bot Ihnen eine Gelegenheit für die dritte Serie der Aufführungen, Sie nahmen nicht bestimmt an und deuteten auf Hoffnungen hin, die freilich umfänglicher waren, als daß wir nicht von Herzen die Erfüllung derselben wünschen mußten. Dürften wir Sie jetzt bitten, uns einen Wink darüber zukommen zu lassen, wie es jetzt mit jenen Hoffnungen steht? Steht es gut mit ihnen, so wüßten wir schon eine passende Verwendung für das Ihnen angebotene Anrecht: namentlich würde ich gern meinem Freunde Overbeck auf diese Weise Zugang zu Bayreuth verschaffen.

Ich denke, wir dürfen über diesen Punkt mit aller Freiheit zusammen reden? Also bitte, nur ein Wort, damit Alles im Klaren ist!

Meine und meiner Schwester ergebenste Grüße und Wünsche.

Mit freundschaftlichem Händedruck

der Ihrige

F. Nietzsche.

Basel, Mitte Mai 1876.

Nr. 144.

An Freiherrn von Gersdorff.

[Basel, 26. Mai 1876.]

Für alle Deine Nachrichten, geliebter Freund, den besten Dank; sie haben mich bei gutem Befinden angetroffen; es scheint wirklich, daß die Unheimlichkeit des winterlichen Zustandes wie ein Gespenst vorüber gegangen ist: es ist jetzt wieder heimlich bei mir.

Das Wort, mit seinem Doppelsinn, erinnert mich daran, daß ich etwas ausplaudern kann, das im übrigen noch Geheimniß ist (und einstweilen bleiben soll): daß ich vorhabe, von Oktober an auf ein Jahr nach Italien zu gehen, einer Einladung der besten Freundin der Welt, Frl. von Meysenbug folgend. Noch habe ich nicht die definitive Erlaubniß der Behörden dazu, aber sie wird mir wahrscheinlich zu Theil werden, zumal ich aus freien Stücken (um ein so kleines Gemeinwesen nicht zu belasten) auf meinen

ganzen Gehalt für diese Zeitdauer verzichtet habe. Freiheit! Du glaubst nicht, wie voll ich immer die Lungen nehme, wenn ich daran denke! Wir werden in größter Einfachheit in Fano (am adriatischen Meere) leben. Das ist meine Neuigkeit. — Alle meine Hoffnungen und Pläne zur endlichen geistigen Befreiung und zum unermüdlichen Weitergehen sind wieder in Blüthe; das Zutrauen zu mir selber, ich meine zu meinem besseren Selbst, erfüllt mich mit Muth. Selbst der Zustand meiner Augen ändert nichts daran. (Schieß findet sie noch schlechter als damals, ich brauche einen Schreiber, das ist die Thatsache.) Collegien sind sehr gut besucht, in einem c. 20, in dem andern c. 10 und ebenso im Seminar. — Geheirathet wird nicht; zuletzt hasse ich die Beschränkung und die Einflechtung in die ganze „civilisirte" Ordnung der Dinge so sehr, daß schwerlich irgend ein Weib freisinnig genug ist, um mir zu folgen. — Immer mehr kommen mir die griechischen Philosophen, als Vorbilder der zu erreichenden Lebensweise, vor die Augen. Ich lese die Memorabilien des Xenophon mit tiefstem persönlichen Interesse. — Die Philologen finden sie tödtlich langweilig: Du siehst, wie wenig ich Philologe bin. —

Rohde's „Roman" ist da — sehr lesenswerth auch für Dich, übrigens ein Zeugniß der tollsten Art für die guten und seltnen Eigenschaften des Autors. Gestern schrieb mir Wagner einen längeren Brief, zum Stolz- und Glücklichmachen, so weit er mich betrifft.

Der arme arme Rau! — Wir sollen alle an den

Unwerth des Lebens bei Zeiten glauben lernen, jeder bekommt seine Art von tödtlicher Wunde. Ich sinne, wie ich ihm eine kleine Freude machen kann, zum Zeichen meines großen Mitleides.

Ich höre mit Bedauern, daß Overbeck gerade um die zweite Serie der Festspiele Dich gebeten hat. Das paßte schwerlich in Deine Absichten hinein. Aber in irgend welchen Dingen ist man immer zuletzt unfrei und muß sich damit trösten, das Vernünftige gewollt zu haben. — Meine Schwester hat Dr. Fuchs für die dritte Serie eingeladen, schon vor lange; er wäre richtig, wie sich jetzt ergiebt, ohne diese Beihülfe gar nicht hingekommen. —

Der neue Emerson ist etwas alt geworden, kommt es Dir nicht auch so vor? Die früheren Essays sind viel reicher, jetzt wiederholt er sich, und schließlich ist er mir gar zu sehr in das Leben verliebt. —

Lebe wohl, behalte mich lieb, ich bin Dein

alter Getreuer

F. N.

Basel, den 26. Mai 1876.

nebst Overbeck's und meiner Schwester herzlichen Grüßen.

Geht es an, so vergiß den trefflichen Musicum Peter Gast nicht.

Nr. 145.

An Frau Marie Baumgartner.

[Basel, 1876] Montag, 10. Juli.

Verehrte Frau,
mein Verleger hat den Auftrag, Ihnen ein Exemplar meiner neuesten Schrift zu überreichen: was, wie ich annehme, heute oder morgen geschieht.

Sie haben an meinem vorletzten Erzeugniß einen so liebevollen andauernden und aufopfernden Antheil genommen, daß Sie sich gewiß heute mit mir von Herzen freuen werden. So ist denn auch dem Baume dieses im Ganzen so böſen Jahres eine Frucht abgeschüttelt worden!

Treu ergeben Ihr

F. Nietzsche.

Nr. 146.

An Freiherrn von Gersdorff.

[Basel, 21. Juli 1876.]

Liebster guter Freund, Du hast mich sehr ergriffen durch Deinen Brief, ich danke Dir von ganzem

Herzen. Du weißt wirklich beſſer als irgend einer, wie mir zu Muthe iſt. — Das Buch hat ſich *legitimirt*, ich denke mit großer Ruhe daran. Wagner ſchrieb „Freund! Ihr Buch iſt ungeheuer! Wo haben Sie nur die Erfahrung von mir her? u. ſ. w.“ Auch Frau Wagner und Jacob Burckhardt haben Zeugniß abgelegt. —

Und Rohde's Verlobung? Ja es giebt Wunderbares zwiſchen Himmel und Erde! „Das Gute ſiege“, ſagt Aeſchylus. —

Unverſchämte Bedingungen von Bayreuth aus haben mich genöthigt, meine Wohnung dort zu kündigen. Kann ich die eine Woche, wo Du ein Zimmer frei haſt, bei Dir wohnen?

Ich gratulire Dir zum Overbeck'ſchen Kunſtwerk, an dem ich eine Freude gehabt habe, wie ich ſie mir kaum zutraute. Durch Geiſt, Witz und Zartheit des Gedankens haſt Du alles, was Overbeck ſonſt bekommen hat, aus dem Felde geſchlagen, davon bin ich überzeugt. Es iſt eine ganz vornehme Schenkung, eine Art Adelsdiplom der Freundſchaft.

Lebe wohl, Getreueſter!

F. N.

Geſundheit von Tag zu Tag jammervoll! Was ſoll's nur werden! —

Sonſt wunſchlos, wahnlos! —

Nr. 147.

An Frau Louise O.

[Basel, 30. August 1876.]

Meine liebe Frau O.!

Es wurde dunkel um mich, als Sie Bayreuth verließen, es war mir, als ob jemand das Licht mir weggenommen hätte. Ich mußte mich erst wiederfinden, aber das habe ich gethan und Sie können ohne Besorgniß diesen Brief in Ihre Hand nehmen.

Wir wollen an der Reinheit des Geistes festhalten, der uns zusammenführte, wir wollen in allem Guten uns gegenseitig treu bleiben.

Ich denke mit einer solchen brüderlichen Herzlichkeit an Sie, daß ich Ihren Gemahl lieben könnte, weil er Ihr Gemahl ist; und werden Sie es glauben, daß Ihr kleiner Marcel mir zehnmal des Tages in den Sinn gekommen ist.

Wollen Sie meine ersten drei unzeitgemäßen Betrachtungen von mir haben? Sie sollen doch wissen, woran ich glaube, wofür ich lebe.

Bleiben Sie mir gut und helfen Sie mir in dem, was meine Aufgabe ist.

In reiner Gesinnung der Ihrige,

Friedrich Nietzsche.

Basel, 30. August 1876.

Nr. 148.

An Frau Louise O.

[Basel, 22. September 1876.]

Liebe gute Freundin!

Erst konnte ich nicht schreiben, denn man machte mit mir eine Augenkur — und jetzt soll ich nicht schreiben, auf lange Zeit hinaus! Trotzdem — ich las Ihre zwei Briefe immer wieder, ich glaube fast, ich habe sie zu viel gelesen, aber diese neue Freundschaft ist wie neuer Wein: sehr angenehm, aber ein wenig gefährlich vielleicht.

Für mich jedenfalls.

Aber auch für Sie, wenn ich denke an was für einen Freigeist Sie da gerathen sind! An einen Menschen, der nichts mehr wünscht als täglich irgend einen beruhigenden Glauben zu verlieren, der in dieser täglich größeren Befreiung des Geistes sein Glück sucht und findet. Vielleicht daß ich sogar noch mehr Freigeist sein will, als ich es sein kann!

Was sollen wir nun machen? — Eine „Entführung aus dem Serail" des Glaubens, ohne Mozartische Musik?

Kennen Sie die Lebensgeschichte Fräuleins von Meysenbug, unter dem Titel „Memoiren einer Idealistin"?

Was macht der arme kleine Marcel mit seinen

Zähnchen? Wir müssen alle leiden, bevor wir ordentlich beißen lernen, physisch und moralisch. — Beißen um uns zu nähren, versteht sich, nicht beißen, um zu beißen!

Giebt es nicht von einem gewissen schönen blonden Weibchen ein gutes Bild?

Ich reise Sonntag über acht Tage fort nach Italien, auf lange Zeit. Von dort bekommen Sie Nachricht. Ein Brief an meine Adresse in Basel (Schützengraben 45) erreicht mich jedenfalls.

Von ganzem Herzen brüderlich der Ihre

Friedr. Nietzsche.

Freitag, Basel.

Nr. 149.

An Freiherrn von Seydlitz.

Basel, 24. September 1876.

Lieber und werther Herr, nach einem solchen Briefe, einem so ergreifenden Zeugnisse Ihrer Seele und Ihres Geistes kann ich nichts sagen: als allein dies — bleiben wir uns nahe, sehen wir zu daß wir uns nicht wieder verlieren, nachdem wir uns gefunden haben! Ich sehe die schöne Gewißheit vor mir, einen wahren Freund mehr zu gewinnen. Und wenn Sie wüßten, was dies für mich bedeutet! Bin ich doch

immer auf Menschenraub aus, wie nur irgend ein Corsar; aber nicht um diese Menschen in die Sclaverei, sondern um mich mit ihnen in die Freiheit zu verkaufen.

Nun wünschte ich, daß wir eine Zeit einmal zusammen leben möchten: denn meine Augen (welche man noch dazu mit einer Atropinkur behandelt) verbieten mir eine briefliche Verständigung, selbst wenn eine solche möglich wäre; woran ich aber zweifle.

Sie gehen am 1. Oktober nach Davos, und ich, am gleichen Tage, nach Italien, um in Sorrent meine Gesundheit wieder zu finden, im Zusammenleben mit meiner verehrten Freundin Fräulein von Meysenbug (Kennen Sie deren „Memoiren einer Idealistin"? Stuttgart 1875); ebenfalls begleiten mich ein Freund und ein Schüler dahin — wir alle haben ein Haus zusammen und alle höheren Interessen überdies gemeinsam: es wird eine Art Kloster für freiere Geister. Von dem erwähnten Freunde will ich nicht verschweigen, daß er der Verfasser eines anonymen sehr merkwürdigen Buches ist „Psychologische Beobachtungen" (Berlin, Carl Duncker 1875).

Warum erzähle ich dies Ihnen? O Sie errathen meine stille Hoffnung: — wir bleiben ungefähr ein Jahr in Sorrent. Dann kehre ich nach Basel zurück, es sei denn daß ich irgendwo mein Kloster, ich meine „die Schule der Erzieher" (wo diese sich selbst erziehen) in höherem Style aufbaue.

Von ganzem Herzen Ihnen
ergeben

Friedr. Nietzsche.

Nr. 150.

(Postkarte.)

An Frau Marie Baumgartner.

[Bex, 18. Oktober 1876.]

Liebe und Verehrte, nur eine Karte als Antwort auf einen so reichen Brief, meine Augen wollen es nicht anders. Morgen reise ich südwärts. Vorgestern haben wir uns an der Zusendung Ihres Sohnes gelabt, es ist eine sehr glückliche Nachbildung und macht ihm als einem Gereifteren alle Ehre. Die Schmeitzner-Angelegenheit nimmt einen raschen Verlauf, ich gratulire.

Adressen: Dr. Romundt: Oldenburg, im Großherzogthum, Petersstr. 17. Gersdorff, Herrnhut (Oberlausitz), im Gasthof. Ich bitte in meinem Namen zu senden: Madame Louise O., Paris, rue Constantinople 6. Madame la Comtesse Diodati, Genève. Ich bitte noch für Prinz Metschersky, den Marchese Guerrieri, Gräfin Dönhoff, deren Adressen ich Ihnen schicke. Auch Schuré und Liszt.

Herzlichste Grüße.

Nr. 151.

(Postkarte.)

An Frau Marie Baumgartner.

[Sorrent, 28. Oktober 1876.]

In Genua war ich krank, heftiger Anfall. Von dort bis Neapel Seereise, ohne Krankheit. Unsre

schöne Wohnung hat diese Adresse: Sorrente près de Naples, Villa Rubinacci. Wagners wohnen fünf Minuten von uns, Hôtel Victoria. Ich nahm heute Morgen ein Bad im Meer. Adressen für die Exemplare: Baronnesse Isabelle de Pahlen, Roma poste restante. Mad. la Marquise Guerrieri-Gonzaga, Modena per Gonzaga. Prince Alexandre Metschersky, Firenze Villa Herzen.

Die herzlichsten Grüße Ihres F. N.

Nr. 152.

(Postkarte.)

An Frau Marie Baumgartner.

[Sorrent, 18. November 1876.]

Verehrteste Frau, hier ist Wagner's römische Adresse:

Hôtel d'Amérique
79 via del Babuino
Roma.

Das Exemplar an Fräulein Natalie Herzen, um das ich bat, kann nach Florenz abgehen, wo sie jetzt ist — also gleiche Adresse wie Metschersky. — Ich athme und spüre die kommende Gesundheit, es fängt an wesentlich besser zu werden. Verschiedene Hausmittelchen helfen mit. — In Einer Woche meldete man den Tod meiner Großmutter, Gerlach's und — des besten Lehrers Ritschl.

Mit den herzlichsten Empfehlungen von uns Allen.

Nr. 153.

An Freiherrn von Seydlitz.

[Sorrent, 16. Dezember 1876.]

Nichts weiter, lieber Freund, als ein Zeichen, daß ich Ihrer herzlich und namentlich mit den besten Wünschen für Ihre Gesundheit eingedenk bin; auch daß ich noch nicht alle Hoffnung aufgegeben habe, Sie hier in der schöneren Jahreszeit als einen unserer kleinen Sorrentiner Gemeinde zu begrüßen. Wir haben so mildes Wetter, daß einer meiner Freunde fast täglich im Meere baden geht; und ich steige auf die Berge und suche meinem Kopfschmerz zu entlaufen — bis jetzt freilich ohne wirklichen Erfolg. Wenn man krank sein muß, so sei es wenigstens in solcher Gegend und unter solchen Freunden, wie ich sie habe: voran unsere ausgezeichnete mütterlich wohlthätige Fräulein von Meysenbug, von der ich Ihnen als von einer wahrhaft schönen Seele schon schrieb. Wagners waren vierzehn Tage mit uns zusammen. Es ist nicht unmöglich, daß sie ihre Schritte im nächsten Jahre wieder gegen Süden wenden, vorausgesetzt — was wie ich fürchte vorausgesetzt werden muß — daß die Bayreuther Sommerfeste im nächsten Jahre ausfallen: die Wolken sind gar zu schwarz und unheimlich gefärbt, als daß die Kunst wieder ihr Zelt aufschlagen könnte. In diesem Falle werden

wir Wagner wieder sehen, ohne auch nur einen Schritt weit zu gehen.

Ich möchte so gerne, lieber Freund, mit Ihnen erst ein Stück Leben gemein haben; wer weiß, was sich alles auf solch einem Fundamente aufbauen läßt?

Inzwischen bleiben Sie mir gut und sagen Sie Ihrer Frau Gemahlin meine ehrerbietigsten Empfehlungen.

Treulich
der Ihre
Friedrich Nietzsche.

Sorrente près de Naples, Villa Rubinacci.

16. Dezember 1876.

Nr. 154.

An Frau Louise O.

[Sorrent, 16. Dezember 1876.]

Sie sind mir hoffentlich, meine verehrte Freundin, gut geblieben, ob ich Ihnen schon so lange Zeit jede Auskunft über meinen Aufenthalt und mein Ergehen schuldig blieb. Aber allen meinen Freunden gieng es so wie Ihnen, ich konnte und durfte nicht anders. Meine unerträglichen Kopfschmerzen, gegen welche ich kein Mittel bewährt gefunden habe, zwingen mich zu einer stillschweigenden Entsagung im freundschaftlichen Verkehre. Auch heute mache ich nur eine Aus-

nahme von der Regel und fürchte, auch selbst dafür büßen zu müssen. Aber ich möchte gar zu gerne etwas von Ihnen hören, und vielleicht etwas Ausführliches, — machen Sie mir dieses Weihnacht-Vergnügen. Es wird die französische Übersetzung meiner Schrift über R. Wagner unterwegs sein und hoffentlich zu Weihnachten bei Ihnen eintreffen — eine neue kleine Zudringlichkeit wie dieser Brief, um ein paar Zeilen — nein, mehrere paar Zeilen von Ihnen zu erobern.

In unserem kleinen Kreise ist viel Nachdenken, Freundschaft, Aussinnen, Hoffen, kurz ein ganzes Theil Glück beisammen; dies empfinde ich trotz der vielen Schmerzen und der schlimmen Perspektive meiner Gesundheit. Es ist vielleicht noch ein bischen Glück mehr in der Welt, aber einstweilen wünsche ich von Herzen allen Menschen, daß es ihnen ergehen möge wie uns, wie mir: sie dürfen dann schon zufrieden sein.

Neulich fiel mir ein, Sie, meine Freundin, möchten einen kleinen Roman schreiben und ihn mir zu lesen geben: man übersieht so schön, was man hat und was man vom Leben wünscht, und wird gewiß dabei nicht unglücklicher — das ist die Wirkung der Kunst. Jedenfalls wird man weiser dabei. Vielleicht ist es ein thörichter Rath: dann sagen Sie mir, daß Sie über mich gelacht haben; es macht mir Vergnügen dies zu hören.

Herzlich grüßend Ihr

Freund

F. N.

Sorrente près de Naples, Villa Rubinacci.

Nr. 155.

(Postkarte.)

An Frau Marie Baumgartner.

[Sorrent, 9. Januar 1877.]

Neben dem wärmsten Danke für Ihre Briefe und für zwei solche Briefe habe ich heute nur zu melden, daß allen guten glückwünschenden Empfindungen befreundeter Menschen meine Gesundheit wirklich zu entsprechen beginnt: mehr wage ich noch nicht zu sagen. Die Adresse von Alexander Metschersky, der jetzt wieder in Petersburg ist, sende ich nächster Tage. Ich bitte also für Fr. Diodati, O., Natalie Herzen. (Liszt und Dönhoff überflüssig vielleicht, ich weiß die Adressen nicht.) Dann: Ms. Schuré, Paris 104 rue d'Assas. Princesse Carolyne de Sayn-Wittgenstein, Roma 89 via del Babuino. Madame Laura Minghetti, Roma. Marchese Anselmo Guerrieri-Gonzaga, Roma via Rasella 152. Alexandre Herzen, Firenze 2 via Lorenzo Magnifico.

Nr. 156.

(Postkarte.)

An Frau Marie Baumgartner.

[Sorrent, 27. Januar 1877.]

Verehrteste Frau, es beunruhigt mich ein wenig, was der Übersetzung widerfahren sein mag, daß sie immer noch nicht erscheint. — Inzwischen ist Dr. Rée's Manuskript an Schmeitzner abgegangen. — Ich habe manche schlechte, doch auch einige gute Tage hinter mir. Doch kann ich nicht lesen. Langsame Besserung; und der Zweifel, ob es wieder gut wird, nicht überwunden. — Hat Frau Cosima Wagner Ihren „Schopenhauer" zurückgeschickt? — Von Schuré ist ein Band Gedichte erschienen. Kennen Sie Romane von Daudet? Wir haben Voltaire, Diderot, Michelet, Thukydides vorgehabt.

Meine allerbesten Wünsche!

Ihr

F. N.

Nr. 157.

An Frau Marie Baumgartner.

[Sorrent, 2. Februar 1877.]

Verehrteste Frau,

was für eine Freude haben Sie mir, und uns Allen gemacht! Wir können uns gar nicht darüber beruhigen, wie gut die Übersetzung gelungen ist; Fräulein von Meysenbug meinte immer wieder, es klinge als ob man einen der besten französischen Autoren höre, und ich selber bin fast überzeugt, daß die Übersetzung besser verstanden wird als das Original; ja wir Alle meinen, vielleicht sei Schmeitzner sehr klug gewesen: der Dampfer der Übersetzung nehme das etwas schwerfällige Lastschiff des Originals in's Schlepptau. Es ist eine wirklich artistische Leistung, sodaß ich mich über mein Glück, einer solchen Übersetzerin und Sprachbildnerin zu begegnen, nicht genug wundern kann; die Vereinigung von größter Deutlichkeit mit Schönheit und Zartgefühl des Ausdrucks ist gewiß etwas Seltenes. Es war so leicht, meine Gedanken in einer fremden Sprache noch zu verdunkeln; in der That, ich fürchtete immer etwas die pathetische Rhetorik des modernen Französisch. Aber Ihnen ist es gelungen, mich zu erhellen,

das macht mich sehr froh. Außerordentlich schön ist z. B. der Schlußsatz von p. 19, dann auf p. 51 „de personnifier, de vivifier“. Dann p. 66. Das ganze VII. Capitel, für das ich Grund hatte zu fürchten, sehr schön! Viele glückliche Einfälle und Erfindungen! Ich hebe noch p. 123 hervor; schon weiß ich, daß ich täglich noch neue Überraschungen haben werde; bis jetzt konnten wir nur einen Theil zusammen lesen, und ich habe für mich das Ganze überschaut.

Nehmen Sie heute mit dieser Danksagung, welche ich Ihnen aus vollem Herzen ausspreche, fürlieb.

Ihrem Herrn Gemahl und meinem lieben Adolf die besten Grüße.

Treu ergeben

Ihr

Friedrich Nietzsche.

Ein Wort von meinem Befinden: denken Sie, daß meine Augen in fast plötzlicher Weise so abgenommen haben, daß ich fast *gar nicht* lesen kann! Höchstens noch, wenn die Buchstaben so groß sind wie in Ihrem merkwürdig schön ausgestatteten Buche.

Nr. 158.

(Postkarte.)

An Frau Marie Baumgartner.

[Sorrent, 4. Februar 1877.]

Hier, verehrte Frau, ein paar Feldblumen aus Sorrent. Wir alle senden Ihnen den Ausdruck unserer Verehrung und Bewunderung, denn die letzten Abende haben wir immer mit neuem Erstaunen in Ihrem Buche gelesen. Brenner hat die Blumen am felsigen Ufer gesucht, Fräulein v. Meysenbug sie geordnet.

Nr. 159.

An Freiherrn von Seydlitz.

[Sorrent, Ende Februar 1877.]

Lieber Freund,

die gegenseitigen Versicherungen unserer hoffnungsvollen Neigungen haben sich gekreuzt: dankbar nehme ich das gute Wahrzeichen an.

Ich bedarf solcher Nachrichten, wie Sie sie mir

geben, denn mein Befinden war zuletzt wieder schlecht und erweckte den bösen Geist der Ungeduld in mir.

In Neapel suchte ich den ausgezeichneten Arzt Professor Schrön, an der Universität, auf; ich empfehle denselben nach dem Rufe, den er genießt, und der Erfahrung, welche ich jetzt von ihm habe. Aber Sie haben die Wahl noch zwischen sechs andern deutschen Ärzten. Auch in Sorrent ist ein guter deutschsprechender Arzt. Die medizinische Fakultät in Neapel ist überall geachtet und erzieht tüchtige Ärzte. Die Fremden beginnen nach Sorrent zu strömen; der März gilt sogar als der Monat, welcher die allermeisten bringt. Daß es stürmisch hier sein kann, haben wir eigentlich erst in den letzten Tagen erfahren. Dem März sagt man nach, daß er die schöne Jahreszeit beginne, aber ein paar windige Tage dürften doch kaum ausbleiben. Es giebt so gute verdeckte Spaziergänge zwischen Orangengärten, daß es einem darin immer windstill zu Muthe wird und man nur an der heftigen Bewegung der Pinien über einem sieht, wie es draußen in der Welt stürmt (Wirklichkeit und Gleichniß unseres hiesigen Lebens — wahr in beidem).

Daß ich bleibe, daß ich Sie erwarte, wissen Sie schon; Fräulein von Meysenbug will selber schreiben, ich glaube, Sie haben sehr viel Freude durch Ihren Brief gemacht, gemischt mit jener Verwunderung, wie auch ich sie empfand, welche immer wieder fragt: ist es nur möglich? Solche Menschen leben? Und warum schenken sie uns diese Liebe? Verdienen wir sie? (ich rede von mir und frage ernstlich noch

zuletzt: werden Sie sich nicht täuschen? Der Himmel weiß, Sie werden einen sehr einfachen Menschen finden, welcher von sich keine große Meinung hat.)

Und nun alles Herzliche und Gute dem neuen Freunde kräftig angewünscht von

Friedrich Nietzsche.

Sorrent, Villa Rubinacci, Ende Februar 1877.

Nr. 160.

An Freiherrn von Seydlitz.

[Sorrent, Anfang März 1877.]

Lieber guter Freund, nichts als eine Anfrage — außer dem allerherzlichsten Danke für Ihren Brief. Geht es Ihrer Gesundheit so gut und förderlich, um Bestimmungen über das Frühjahr treffen zu können? Ich hoffe und wünsche es von ganzem Herzen. — Mich würden Sie nach wie vor in Sorrent finden. Meine beiden Freunde und Begleiter verlassen mich Ende März, und ich bleibe mit Fräulein von Meysenbug (welche sich dankbar Ihrem verehrten Kreise empfiehlt) allein hier zurück.

Meinen Augen geht es schlechter, meinem Kopfe nicht wesentlich besser — also, mit altitalienischer Wendung (welche ein päpstlicher Nepote zuerst gebrauchte; die Gerichtsdiener kamen, ihn zum Tode zu führen) „Va bene, patienza!“

Die Tage sind außerordentlich schön; eine Mischung von Meer-, Wald- und Bergluft herrscht hier, und viele halbdunkle stille Wege giebt es. Manche Pläne gehen uns Beiden (Frl. v. Meysenbug und mir) durch den Kopf, und Sie kommen immer mit darin vor.

Vor allem: wenn man keine Gesundheit hat, soll man sich eine anschaffen. — Haben wir sie aber, dann soll noch manches Gute zu Stande kommen, nicht wahr?

Treulich der

Ihre

Friedrich Nietzsche.

Sorrent, Villa Rubinacci.
(eventuell können Sie hier Wohnung finden.)

Nr. 161.

(Postkarte.)

An Frau Marie Baumgartner.

[Sorrent, 17. April 1877.]

Seit einer Woche bin ich mit Fräulein von Meysenbug allein, die Freunde sind abgereist. Ich denke, Dr. Rée wird Ihnen, wenn er Zeit in Basel hat, erzählen. Seine Schrift ist im Druck fast fertig. Gersdorff schrieb mir Gutes über Ihren Sohn, den

er in Berlin gesehn hat. Ein neuer Freund, Freiherr v. Seydlitz, hat sich in unserer Nähe mit seiner Frau, einer Ungarin, niedergelassen. Im Juli denke ich in die Schweiz zu kommen. Meine Gesundheit ist und bleibt schlecht, sehr schwankend, namentlich die letzte Zeit. Die Augen etwas besser.

Alles Gute und Herzliche von Ihrem ergebenen

F. N.

Nr. 162.

(Postkarte.)

An Freiherrn von Seydlitz.

[Genua, 11. Mai 1877.]

„Der hatte aes triplex um die Brust, der zum ersten Male das Meer befuhr" sagt Horaz; ich hatte nur aurum triplex, daran lag's, — es war gräßlich!

Heute ein in allen Beziehungen gebrochener Mann; auch moralisch: denn ich bin äußerst mißtrauisch, zähle alle Augenblicke Hab und Gut, verdächtige die Mitmenschen und komme mir nicht werth vor, daß mich die Sonne bescheint: was auch nicht der Fall ist. —

Dank und Preis Ihnen Beiden!

F. N.

Nr. 163.

(Postkarte.)

An Frau Marie Baumgartner.

[Ragaz, 9. Juni 1877.]

Verehrte Frau, ich las Ihren Brief, der mir aus Italien hierher nachfolgte, noch einmal und dachte eben, wie gut Sie zu trösten verstehen. Ich danke Ihnen von Herzen dafür. Meine Kurzeit in Ragaz ist auch nun abgelaufen, Erfolg ist abzuwarten (schlimm! daß er noch nicht da ist, denn die ganze letzte Woche war wieder schlecht). Nun soll ich in's Gebirge hinauf: wohin, weiß ich noch nicht sicher. Fräulein von Meysenbug und Monods kommen Mitte Juli in die Schweiz (wahrscheinlich Aeschi am Thunersee). Ich will auch dorthin. Vielleicht Sie ebenfalls? Herzliche Grüße!

Nr. 164.

An Dr. Carl Fuchs.

4. Juli 77. Rosenlaui bei Meiringen
(Berner Oberland).
Hier bleibe ich 2, 3 Wochen.

Lieber Herr Doktor,

mein unstätes Wanderleben und dessen leidige Ursache, meine schlechte Gesundheit, hat es verschuldet, daß ich mich so spät erst für den Empfang Ihrer Programme bedanken kann; sie kamen erst spät in meine Hände. Thätigkeit über Thätigkeit, ersehe ich daraus; und wenn ich recht verstanden habe, ist nun auch von Zeit zu Zeit der Dirigenten-Stab in die kunstfertige Hand gelangt, etwas, das ich Ihnen längst gewünscht habe — gemäß Ihrem allerwürdigsten Vorbilde, Hans von Bülow. Kurz, es fällt mir immer wieder ein, wenn ich an Sie denke „wer immer strebend sich bemüht u. s. w." Und heute muß ich's Ihnen schreiben. In Hinsicht auf dies Wort stehe ich mit Ihnen ganz gleich, und es bleibt die gute Kameradschaft des „Strebend sich Bemühens".

Ich habe Ihnen im vorigen Jahre Kummer gemacht; hatte ich völlig Unrecht, so haben Sie diesen Kummer rasch wieder überwunden. Man wird fort-

während verkannt, selbst von den Nächsten. Nur glaube ich, darin rechtschaffen gehandelt zu haben, daß ich Ihnen sagte, wie ich empfand: — Sie hielten mich für Ihren Freund, aber es stand etwas zwischen Ihnen und mir. In solchen Dingen halte ich an dem amerikanischen Sprüchworte fest „Ehrlichkeit ist die beste Politik".

Vielleicht nahmen Sie meine Worte zu schwer, vielleicht verstanden Sie auch einiges anders, als ich es sagte; jeder hat seine Ausdrucks-, jeder seine Verständnißweise: — daher so viel Mißverstehens. Jedenfalls aber habe *ich* mich nicht gut ausgedrückt. Jetzt scheint es mir sogar, daß ich einer gewissen trüben allgemeinen Verstimmung (der *allzuhäufigen* Folge meines Krankseins) allzusehr nachgegeben habe und daß ich Ihnen irgendwie Unrecht gethan haben muß.

Schonung bedürfen wir alle; Sie wissen, was Goethe sagt „und wie der Mensch nur sagen kann „hier bin ich", daß *Freunde* seiner *schonend* sich erfreun" —

Die Sache ist nur: ich *war* damals nicht Ihr Freund. Aber die Kürze unserer Bekanntschaft! Briefe sind nichts, so gut sie auch geschrieben werden. Man muß seine Empfindung für einen Menschen immer von Zeit zu Zeit *angesichts* dieses Menschen controliren können. Sonst giebt es ein Phantasiebild: und man bringt Züge hinein aus günstigen oder ungünstigen Erzählungen *Anderer*. — Ich hätte große Freude daran, zu wissen, daß meine Verstimmung, mein Mißtrauen einem Phantasie-Fuchs gegolten habe — und daß der wirkliche Dr. Carl

Fuchs in allen Stücken geliebt und geehrt werden müßte. Also: seien Sie mir so weit böse, als Sie mir nicht gut sein können! Und vergessen Sie!

F. N.

Nr. 165.

An Freiherrn von Seydlitz.

[Rosenlaui, 24. Juli 1877.]

Lieber lieber Freund,

gestern Abend kam ich nach Rosenlaui zurück, fand Ihren Brief vor und war ganz von Herzen befriedigt. Sie waren mir auf einmal verloren gegangen, — wie oft verlangte es mich, Ihnen zu schreiben, für Ernst und Scherz Ihrer Briefe, für Sie selbst zu danken! Aber auch unsre Freundin Malvida wußte Ihre Adresse nicht; und so gieng mir's wie dem Knaben, dem der Bindfaden gerissen ist, sodaß er dem schönen Drachen in den Lüften eben nur noch nachsehen kann, und endlich auch dies nicht mehr. (Das Gleichniß ist nicht schön: denn daß Sie nicht „von Papier" sind, weiß Gott und Welt; auch sind Sie kein Drache. Aber mit „dem Knaben" hat es seine Richtigkeit, und ich bin der Meinung Homer's, daß es schon recht ist, wenn ein Gleichniß auf einem Beine stehen kann.)

Also: ich sitze hier und warte auf Sie. Es geht

mir gut? schreiben Sie; — die Wahrheit ist, es gieng mir einen Tag einmal gut, an diesem schrieb ich fünf Briefe und meldete es: sodaß jetzt alle meine Freunde sich freuen, wie gut es mir gehe. Am Tag darauf lag ich zu Bette, und die letzten vierzehn Tage waren erbärmlich. — Reisen bekommt mir schlecht; ich will jetzt fünf Wochen noch hier bleiben und mich um Rosenlaui herumdrehen, als ob ich mit einem halben-Stunden-Strick hier angebunden sei. —

Gestern ehrte ich das Andenken Ihrer lieben Frau durch eine gewisse festliche Art, mit jener Seife umzugehen, welche ich ihrer Güte verdanke. Ich bin immer mit ihr gereist: sie hat alles gesehen, was ich gesehen habe. (Freilich, ich sehe unterwegs nicht viel, ungefähr aber doch soviel als ein Stück Seife.) — Wir wollen guter Dinge alle zusammen sein, nicht wahr? Ich darf ungestraft pränumerando ein wenig Unsinn reden?

Schumann's Kopf erinnerte mich an die Erzählung eines seiner Leipziger Freunde, er habe schweigend ganze Abende dagesessen und schweres Bier getrunken. —

Nun Getreuer Lieber, auf Wiedersehen! Es ist sehr angenehm hier, das weiß eine englische Familie, die Jahr für Jahr herkommt (der General-Staatsanwalt von England, ein Mann mit 20 000 Pfund Einkommen; er hat den berühmtesten englischen Landschaftsmaler mit sich hier).

Ihnen Beiden herzlich zugethan

Friedrich Nietzsche.

24. Juli 1877.

Nr. 166.

An Dr. Carl Fuchs.

[Rosenlauibad, Ende Juli 1877.]

Lieber Herr Doktor, ich war von Rosenlaui ein paar Wochen abwesend: bei der Rückkehr fand ich mich durch Sie so reich beschenkt, daß ich zwei drei Tage laufen lassen mußte, um den Schatz ganz zu heben. Es gieng mir alles so recht zu Herzen und Sinnen, was Sie schrieben; namentlich danke ich Ihnen für die Schilderung des „Abends" und der Vorbereitung dazu: ich glaube sogar, es flossen meine Thränen dabei, — was ich Ihnen nur erzähle, um zu beweisen, daß ich Ihnen nicht sehr fern stehe, mag geschehen und gesagt worden sein, was da wolle. Überhaupt: mir scheint doch dabei etwas Gutes herausgekommen zu sein, daß ich damals, in einer so unerquicklichen und harten Weise, mein Herz erleichterte: denn ich fühle es jetzt zu deutlich, daß meine Empfindung für Sie verändert ist, in's Hoffnungsreiche, Freudige. (Ein Skeptiker würde sagen: da sieht man, was einige Gran Unrecht in der Einen Wagschale nützen können.) Das Übrige wollen wir nun einer persönlichen Begegnung überlassen, welche hoffentlich nicht mehr in weiter Ferne zu suchen ist. Komme ich nach Basel (Anfang September, denke ich), so soll auch meinerseits an Volkland ein Wort gerichtet werden. Es

war zweifelhaft, ob ich wieder zurückkehren würde: denn ich habe, noch in diesem Frühjahr, ernstlich in Erwägung ziehen müssen, ob nicht meine Baseler Stellung aufzugeben sei; auch jetzt stehe ich mit Besorgniß vor dem nächsten Winter und seiner Thätigkeit: es wird ein Versuch, ein letzter sein. Von Oktober bis Mai war ich in Sorrent, zusammen mit drei Freunden und — meinen Kopfschmerzen. Ich nenne Ihnen die verehrte Freundin, welche mütterlich dort für mich sorgte: es ist die Verfasserin der anonym erschienenen „Memoiren einer Idealistin" (bitte, lesen Sie dies ganz und gar ausgezeichnete Buch und geben Sie es Ihrer Frau Gemahlin!)

Ihre rhythmische Taktzählung ist ein bedeutender Fund reinen Goldes, Sie werden viele gute Münzen daraus schlagen können. Mir fiel ein, daß ich, beim Studium der antiken Rhythmik, 1870, auf der Jagd nach 5- und 7taktigen Perioden war und die Meistersinger und Tristan durchzählte: wobei mir einiges über Wagner's Rhythmik aufgieng. Er ist nämlich so abgeneigt gegen das Mathematische, streng Symmetrische (wie es im Kleinen der Gebrauch der Triole zeigt, ich meine sogar das Übermaß im Gebrauch derselben), daß er mit Vorliebe die 4Takt-Perioden in 5taktige verzögert, die 6taktigen in 7taktige (in den Meistersingern, III. Akt, kommt ein Walzer vor: sehen Sie zu, ob da nicht die Siebenzahl regiert). Mitunter — aber es ist vielleicht crimen laesae majestatis — fällt mir die Manier Bernini's ein, der auch die Säule nicht mehr einfach erträgt, sondern sie von unten bis oben durch Vo-

luten wie er glaubt *lebendig* macht. Unter den gefährlichen Nachwirkungen Wagner's scheint mir „das Lebendig=machen=wollen um jeden Preis" eine der gefährlichsten: denn blitzschnell wird's Manier, Handgriff.

Ich habe immer gewünscht, es möchte Einer, der es kann, einmal Wagner's verschiedne Methoden innerhalb seiner Kunst einfach beschreiben, historisch=schlicht sagen, wie er es hier, wie dort macht. Da erweckt nun das aufgezeichnete *Schema*, welches Ihr Brief enthält, alle meine Hoffnungen: gerade so einfach *thatsächlich* müßte es beschrieben werden.

Die Andern, welche über Wagner schreiben, sagen im Grunde nicht mehr, als daß sie großes Vergnügen gehabt und dafür dankbar sein wollen; man lernt nichts. Wolzogen scheint mir nicht Musiker genug zu sein; und als Schriftsteller ist er zum Todtlachen, mit seiner Confusion artistischer und psychologischer Sprechweise. Könnte man übrigens, an Stelle des unklaren Wortes „Motiv", nicht sagen „Symbol"? Etwas anderes ist's ja nicht. — Wenn Sie an Ihren „musikalischen Briefen" schreiben, so wenden Sie doch so wenig als möglich Ausdrücke aus der Schopenhauer'schen Metaphysik an; ich glaube nämlich — Verzeihung! ich glaube, ich *weiß* es — daß sie falsch ist, und daß alle Schriften, welche mit ihr abgestempelt sind, bald einmal unverständlich werden möchten. Später darüber mehr, und auch dies nicht brieflich. — Über verschiedne meiner Bayreuther Eindrücke, aesthetische Grundprobleme berührend, möchte ich auch mit Ihnen mündlich mich verständigen, zum

Theil mich von Ihnen beruhigen lassen. Ihren „Briefen“ sehe ich mit solcher hungriger Erwartung entgegen, daß ich nicht einmal mich entscheiden kann, ob ich lieber Ihre Aufschlüsse über Beethoven's Stil, Takt, Dynamik u. s. w. zuerst in Händen hätte oder Ihren Lehr- und Leitfaden durch die Nibelungen-Noth (denn Noth macht alles, was nibelungenhaft ist). Am allerliebsten speiste ich beide Bissen auf einmal und wollte mich dann gerne, der Boa gleich, in die Sonne legen, um still einen Monat lang zu verdauen.

Aber nun sagen die Augen: höre auf! Können Sie die Blätter noch eine Zeit entbehren? Oder ist's besser, daß ich sie gleich schicke? — Ich bleibe noch vier Wochen in Rosenlaui.

Mehr noch nach wie vor

Ihr

F. Nietzsche.

Ende Juli 77.

Nr. 167.

An Paul Deussen.

[Rosenlauibad, Anfang August 1877.]

Lieber Freund, wie spät bekommst Du den Dank für das Geschenk Deines Buches! Aber meine Reisen und indirekt also das, was diese Unbeständigkeit des

Aufenthaltes nöthig machte, meine Gesundheit — denn ich bin seit Oktober vorigen Jahres nicht mehr in Basel, sondern überall (namentlich in Süditalien und Hochalpen) gewesen: diese angegebenen Umstände ließen Dein Werk erst spät in meine Hände gelangen. Im Herbst will ich das Experiment machen, meine Baseler Stellung wieder wie früher einzunehmen; viel Vertrauen hab ich nicht. Viel Schmerzen (in Folge einer chronisch gewordenen Kopf-Neuralgie) waren inzwischen mein Loos, ihr Ertragen meine Hauptthätigkeit.

Du hast Deine Jahre sehr gut angewendet: strenger Wille des Lernens, erworbene Deutlichkeit und entschiedene Befähigung zur Mittheilung — welche vielleicht im mündlichen Vortrag noch auf einer höhern Stufe stehen mag —: davon redet jede Seite Deines Buches. Allen denen, welchen es nütze ist Schopenhauer kennen zu lernen, namentlich aber denen, welche sich selber über ihre Kenntniß desselben controliren wollen, hast Du einen ausgezeichneten Leitfaden in die Hand gegeben; jeder Leser findet außerdem von Dir so manches darin, für das er dankbar sein muß (namentlich aus dem schwer zugänglichen Gebiete der indischen Studien).

Ich, ganz persönlich, beklage eins sehr: daß ich nicht eine Reihe Jahre früher ein solches Buch, wie das Deine, empfangen habe! Um wie viel dankbarer wäre ich Dir da gewesen! So aber, wie nun die menschlichen Gedanken ihren Gang gehen, dient mir seltsamerweise Dein Buch als eine glückliche Ansammlung alles dessen, was ich nicht

mehr für wahr halte. Das ist traurig! Und ich will nicht mehr davon sagen, um Dir nicht mit der Differenz unserer Urtheile Schmerz zu machen. Schon als ich meine kleine Schrift über Schopenhauer schrieb, hielt ich von allen dogmatischen Punkten fast nichts mehr fest; glaube aber jetzt noch wie damals, daß es einstweilen höchst wesentlich ist, durch Schopenhauer hindurchzugehen und ihn als Erzieher zu benutzen. Nur glaube ich nicht mehr, daß er zur Schopenhauer'schen Philosophie erziehen soll. —

Lebe wohl, lieber Freund, und verzeih, meinen Augen, welche mehr zu schreiben verbieten.

Dein F.

Sende ein Exemplar an Dr. Romundt, Gymnasiallehrer in Osnabrück.

An Prof. Dr. Heinze in Leipzig.

Ich bin bis Ende August in Rosenlauibad bei Meiringen, Berner Oberland; von da an: in Basel.

Nr. 168.

(Postkarte.)

An Freiherrn von Seydlitz,
Lauterbrunnen.

[Rosenlauibad, 20. August 1877.]

Liebster Freund, heute nur die Nachricht, daß nächsten Montag unser Haus sich bedeutend leeren

wird, insofern ungefähr die Hälfte der Pensionäre wegreist. — Ich bedauere immer noch auf das Schmerzlichste, daß der Aufenthalt hier reich an Übelständen war: ich will von Herzen wünschen, daß die „Wasserfahrt über das Gebirge" ohne Leibesschaden abgelaufen ist. — Novelle zweimal gelesen, einmal als Freund, sodann als Schriftgelehrter. — Plato und Seneca grüßen, jeder auf seine Art; ich selber schwankte inzwischen mit meiner Gesundheit hin und her und sah gestern (zu Bett liegend) Senecae ähnlich (besonders mit dem Bande). Möge mein Gruß Sie und Ihre verehrten Frauen bei Heiterkeit und Sonnenschein treffen! —

Nr. 169.

An Freiherrn von Seydlitz, Grindelwald.

[Rosenlauibad, 22. August 1877.]

Mein lieber Freund,

Sie in Grindelwald, ich in Rosenlaui — nichts als eines Esels Rücken liegt zwischen uns (Sie wissen doch, daß man die große Scheidegg so nennt?)

Nun will ich Ihnen zum zweiten Male zeigen, inwiefern ein Eselsrücken zwischen uns liegt. Nichts besser ausgedacht, als Ihr Plan des allgemeinen Rendezvous, — aber ich muß fehlen (jedes Wort, aber aus verschiednen Gründen zu unterstreichen, so-

daß es eigentlich vier Sätze, mit verändertem Sinne, sind). Nach der Verständigung mit meiner Schwester kann ich erst am 1. September in meine Wohnung. So lange bleibe ich hier, weil ich hier am billigsten lebe, Sie wissen, inwiefern. Am Abreisetag will ich morgens um 3 Uhr aufbrechen, in Meiringen die Post nach Brienz erreichen, und dann, mit Hülfe zweiter Classe auf Dampfschiffen und dritter Classe auf Eisenbahnen, direkt nach Basel fahren. Schämen Sie sich an meiner Stelle, ich habe darin alle Scham verloren, es ist zum Erbarmen. — Trotzdem glaube ich, daß ich nichts mehr, nach dieser Mittheilung, zu sagen habe, um meine Abwesenheit beim Rendezvous zu entschuldigen. — Fräulein von Meysenbug kommt später nach Basel, ebenso Monods — und daß Sie Basel kreuzen müssen, möchte ich beschwören, ohne auch zu wissen, was inzwischen über Ihren Winteraufenthalt entschieden worden ist. So zweifle ich ebenfalls nicht daran, daß es mir erlaubt sein wird, noch vor Monatsfrist, Ihre verehrte Frau Mutter nochmals zu begrüßen und mich bei der Grindelwalder Briefschreiberin und Rosenlaui-Herumkletterin schönstens persönlich zu bedanken. Kurz, wenn ich's recht überlege: alle Wege führen (zwar nicht nach Rom! oder doch?) aber nach Basel. —

Eine Karte, nach dem Lauterbrunner Steinbock gesandt, ist nicht in Ihre Hände gekommen.

Das Hôtel ist immer noch, zu meinem Erstaunen, fast voll. Doch würde es zu keinen solchen „Miserabilitäten" wieder kommen, wie bei Ihrem damaligen Erscheinen. — Gestern Abend kam Ihre Karte, diese

Nacht großes Gewitter, heute früh (in der Voraussetzung, daß Sie alle noch schlafen) schreibe ich und war schon am Gletscher.

Ihre Novelle giebt mir viel zu denken (über Sie und über die Novelle) und wenn wir uns wiedersehen, viel zu sprechen. Spinnen Sie, spinnen Sie — ich fürchtete immer, das Netz risse zu schnell. Und verknoten Sie am Ende den Amerikaner recht fest (mit Matrosenknoten) in's Netz, und wenn er dran ersticken sollte!

Mich herzlich grüßend vor Ihnen Allen verneigend, Manches bedauernd, Vieles hoffend

bin ich

Freund F. Nietzsche.

Rosenlauibad, Mittwoch.

Nr. 170.

(Postkarte.)

An Freiherrn von Seydlitz, Mürren.

[Rosenlauibad, 29. August 1877.]

Novelle wieder gelesen, in Hinsicht auf Stil. Nun steht alles, Tugenden und Schwächen, schön im Geiste vor mir aufmarschirt. Die Schwächen werden Sie besser kennen, die Tugenden aber kenne ich besser (nebst dem, was Tugend werden will). So kann

es eine hübsche Unterredung abgeben. — Hinter Mürren liegt der Allmendhubel: hinter diesem, in Nachmittagsspaziergangs-Weite, ein schöner Berg, von mir „Druidenaltar“ getauft und oft bestiegen. Oben ein allerliebster kleiner Grat von 20 Fuß; da lag ich viel. Ich freue mich, daß Sie zusammen in Mürren sind; aber wann werden wir uns nun wiedersehen? Meinen Brief nach Grindelwald haben Sie erhalten? Ihrer verehrten Frau Mutter und liebwertheſten Frau Gattin ergebenste Grüße von

Ihrem Freunde F. N.

(Kein Brief hier.)

Nr. 171.

An Frau Louise O.

[Rosenlauibad, 29. August 1877.]

Liebe liebe Freundin,

Ich will meine Bergeinsamkeit nicht verlassen, ohne Ihnen wieder einmal brieflich zu sagen, wie gut ich Ihnen bin. Wie unnütz, dies zu sagen, zu schreiben, nicht wahr? Aber meine freundschaftliche Empfindung für Jemanden hängt sich ein wie ein Dorn und ist mitunter lästig wie ein Dorn, man wird sie nicht leicht los. So nehmen Sie denn den kleinen, unnützen, lästigen Brief nur immer hin!

Man hat mir erzählt, daß Sie — nun, daß Sie erwarten, hoffen, wünschen; mit inniger Theilnahme hörte ich es und wünsche mit Ihnen. Ein neuer guter und schöner Mensch mehr auf der Welt, das ist etwas, das ist viel! Da Sie es durchaus ablehnen, sich in Romanen zu verewigen, so thun Sie es auf jene Weise; wir alle müssen Ihnen sehr dankbar dafür sein (zumal es, wie man mir sagt, sehr viel mehr Noth macht als selbst das Romanschreiben).

Neulich sah ich auf einmal plötzlich im Dunkeln Ihre Augen. Warum sieht mich kein Mensch mit solchen Augen an! rief ich ganz erbittert aus. O, es ist abscheulich!

Wissen Sie, noch niemals hat eine weibliche Stimme auf mich tief gewirkt, obschon ich Berühmtheiten aller Art gehört habe. Aber ich glaube daran, daß es eine Stimme für mich auf der Welt giebt; ich suche nach ihr. Wo ist sie nur?

Leben Sie wohl, alle guten Geister mögen um Sie sein.

Treulich

Ihr

Friedrich Nietzsche.

Rosenlauibad, 29. August (ach, übermorgen muß ich fort! nach dem alten Basel wieder!).

Nr. 172.

An Frau Marie Baumgartner.

[Rosenlauibad, 30. August 1877.]

Hier, meine liebe und verehrte Frau, ein Briefchen als Vorreiter meiner Ankunft in Basel — nicht als Antwort auf Ihren guten wie immer seelenreichen Brief. Wenn es mir mannichmal graute, an die Dämmerung meiner Baseler Existenz in diesem kommenden Winter zu denken, so fiel mir auch immer Ihre trauliche Stube und Ihr herzliches Empfinden ein. „Entbehren sollst du, mußt entbehren" heißt es ja überall, in jedem Menschenleben: da müssen die guten Freunde schön an einander halten, damit es doch ein warmes Plätzchen in der Welt giebt, wohin die Oede des Entbehrens nicht hinein darf.

Mir ist jetzt immer deutlicher geworden, daß es eigentlich der übergroße Zwang war, den ich mir selbst in Basel anthun mußte, an dem ich zuletzt krank geworden bin; die Widerstandskraft war endlich gebrochen. Ich weiß es, fühle es, daß es eine höhere Bestimmung für mich giebt, als sie sich in meiner Baseler so achtbaren Stellung ausspricht; auch bin ich mehr als ein Philologe, so sehr ich für meine höhere Aufgabe auch die Philologie selbst

gebrauchen kann. „Ich lechze nach mir“ — das war eigentlich das fortwährende Thema meiner letzten zehn Jahre. Jetzt, wo durch ein Jahr Zusammensein mit mir selbst alles ganz deutlich und übersichtlich geworden ist (— ich kann nicht aussprechen, wie reich, wie schaffensfreudig, trotz allen Schmerzen, ich mich fühle, sobald man mich allein läßt —) jetzt sage ich Ihnen auch mit Bewußtsein, daß ich nicht nach Basel zurückkehre, um dort zu bleiben. Wie es sich gestalten wird, ich weiß es nicht; aber meine Freiheit (— ach, die äußeren Bedingungen dazu sollen so bescheiden wie möglich sein —) diese Freiheit werde ich mir erobern.

Nun helfen und sinnen Sie mit, aus gutem freundschaftlichem Herzen, wie ich es zunächst wieder ertrage.

Ihr lieber Sohn geht nach Jena! Das hat mich sehr erfreut, ich wüßte ihm auch nichts besseres zu rathen. Rohde ist der begabteste und tüchtigste der jungen Philologen. — Aber ich sehe ihn noch im September? so schreibt mir meine Schwester, die arme, die jetzt wieder das Haus in Stand zu bringen hat.

Also auf Wiedersehen in Kürze.

Treulich der Ihre

Friedrich Nietzsche.

30. August.

Nr. 173.

(Postkarte.)

An Freiherrn von Seydlitz, München.

[Basel, 27. September 1877.]

Den menschlichen Dingen ist nicht zu trauen. In Zürich wurde auch ich förmlich vor Zürich gewarnt, in Ihrem Interesse, liebster Guter. Beugen wir uns vor der Nothwendigkeit; auch ich thue es in diesem Augenblick, denn ich darf keinen Brief schreiben. Nächste Woche will ich nach Heidelberg und Frankfurt, der Ärzte wegen: Elektrotherapie empfohlen. — Der schönen Türkin schönster Dank und Ergebenheit von neuem versichert. In Zürich war ich zweimal in Ihrem Hôtel. Novelle und „Rundschau" in Ihren Händen? In Betreff ersterer nehme ich Antheil daran, daß mehrere Personen um die Ecke gehen und verschwinden — dies Lebenlassen ist gefährlicher, als das Sterbenlassen. Oder? — Dem Treuen das Beste wünschend, Gesundheit und häusliches Glück.

Die Geschwister N.

Nr. 174.

(Postkarte.)

An Freiherrn von Seydlitz.

[Basel, 28. September 1877.]

Haben Sie, lieber Freund, die Karte? Verargen Sie es mir nicht, wenn auch heute kein Brief kommt. Ergebensten Dank an Ihre verehrte Frau Mutter, daß sie mir Gelegenheit giebt, Philologe zu sein (ich vergesse es mitunter). Pollice verso heißt: „den Daumen gegen die Brust gerichtet“: die Gebärde, mit der das Volk die Tödtung des Gladiators verlangte. Pollicem premere „den Daumen drücken“ wörtlich: d. h. „eine Faust machen und den Daumen hinein verstecken“ ist dasselbe wie unser „Jemandem den Daumen halten“, als Zeichen der Gunst. Mit Aufhebung des Zeigefingers flehte der Gladiator die Gnade des Volkes an; die Gewährung derselben, durch die erwähnte Gebärde, heißt missio. Den Dreien herzliche Grüße von den Zweien.

(Augenblicklich nach Ankunft des Briefs, Freitag 4 Uhr.)

Nr. 175.

An Frau Louise O.

Basel, den 23. November 1877.

Liebe Freundin!

Nehmen Sie herzlichsten Gruß, Dank und Glückwunsch, wenn ich dies alles auch nur in den wenigsten Worten äußern kann. Mein Befinden ist schlecht, Kopf und Augen verweigern den Dienst mehr als je: ich müßte also diktiren. Aber ich *will* keinen Brief an Sie diktiren.

Für Sie und Ihr Kind hoffend, treu ergeben der Ihrige

F. N.

Nr. 176.

An Freiherrn von Seydlitz, Salzburg.

[Basel, 4. Januar 1878.]

Sie sind so gut, lieber, lieber Freund, mit Ihren Wünschen und Verheißungen und ich bin jetzt so arm. Jeder Ihrer Briefe ist ein schönes Stück Lebensfreude für mich, aber ich kann Ihnen Nichts, gar Nichts

dagegen geben. Wieder sind, während der Weihnachtsferien, böse, böse Tage, ja Wochen an mir vorbeigezogen: nun wollen wir sehen, was das neue Jahr kann. Uns zusammenbringen? Ich halte daran fest.

Gestern kam, von Wagner gesandt, der Parsifal in mein Haus. Eindruck des ersten Lesens: mehr Liszt, als Wagner, Geist der Gegenreformation; mir, der ich zu sehr an das Griechische, menschlich Allgemeine gewöhnt bin, ist Alles zu christlich zeitlich beschränkt; lauter phantastische Psychologie; kein Fleisch und viel zu viel Blut (namentlich beim Abendmahl geht es mir zu vollblütig her); dann mag ich hysterische Frauenzimmer nicht; Vieles, was für das innere Auge erträglich ist, wird bei der Aufführung kaum auszuhalten sein: denken Sie Sich unsere Schauspieler betend, zitternd und mit verzückten Hälsen. Auch das Innere der Gralsburg kann auf der Bühne nicht wirkungsvoll sein, ebensowenig der verwundete Schwan. Alle diese schönen Erfindungen gehören in's Epos und, wie gesagt, für's innere Auge. Die Sprache klingt wie eine Übersetzung aus einer fremden Zunge. Aber die Situationen und ihre Aufeinanderfolge — ist das nicht von der höchsten Poesie? Ist es nicht eine letzte Herausforderung der Musik?

Soviel für heute, nehmen Sie fürlieb. Ihnen und Ihrer lieben Frau Gemahlin

treu ergeben

Ihr Freund Nietzsche.

Basel, d. 4. Januar 1878.

P. S. Lipiner ist, nach seinem Brief an mich, ein guter Wagnerianer; beiläufig sollte man es fast wünschen, er möchte den Parsifal noch einmal *überdichten*.

Nr. 177.

An Freiherrn von Seydlitz.

[Basel, 13. Mai 1878.]

Lieber Freund,

seit drei Wochen bin ich wieder in voller akademischer Sommer-Thätigkeit — sehr zufrieden darüber! Wenig Zeit übrig! — Heute nur einen Wink, den ein Freund verstehen wird.

Können Sie mir jenes Gefühl — das unvergleichbare — nachfühlen, zum ersten Male öffentlich sein Ideal und sein Ziel bekannt zu haben, das Keiner sonst hat, das fast Niemand verstehen kann und dem nun ein armes Menschenleben genügen soll — so werden Sie mir auch nachfühlen, warum ich in diesem Jahre, sobald mein Beruf mich frei giebt, *Einsamkeit* brauche. Keinen Freund — Niemanden will ich dann, es ist *so* nöthig. Nehmen Sie dies, bitte, ohne Erörterung hin. —

Einige Worte Ihres Briefes haben mich fast erschreckt. Sind Sie wirklich je in Ihren Gedanken *auch* den furchtbaren Weg, mit seinen Via-mala-Con-

sequenzen, gegangen? — gehen Sie ihn nicht wieder! Ich wußte davon nichts. Soweit ich Sie kennen lernte, würde ich aber mir zu sagen erlauben: Ihr Temperament und Ihre Lebensstellung sind dafür nicht geeignet: Unzufriedenheit und Qual wäre Ihr Loos, und Niemand hätte den Nutzen davon.

— Gerne hätte ich von Ihnen etwas über ***s Eindruck auf Sie gehört. Bei mir hat er sich eigentlich durch seine wiederholten Versuche, aus der Ferne her über mein Leben zu disponiren und durch Rath und That in dasselbe einzugreifen, unmöglich gemacht. So etwas verabscheue ich: keiner meiner ältesten Freunde würde wagen, mir solche dreiste Dinge zu proponiren. Mangel an Scham — das ist es. Von so Einem muß ich ganz ferne sein: dann gelingt es mir ganz gut, selbst sein Freund zu werden, — aber in partibus.

— Meine gute Schwester, welche diesmal mir es überlassen hat, dem trefflichen und edelgesinnten Briefschreiber zu danken, liest jetzt mein neues Buch, ist aber ferne davon, darüber ein böses Gesicht zu machen. Ich glaube, sie hält die Partien, auf welche Sie anspielen (Freigeist und Ehe) für richtig. Mit ihnen haben die abnormen Umstände, unter denen wir Geschwister uns entschlossen, eine Zeitlang zusammen zu leben, und die Niemand näher zu kennen braucht, nichts zu thun. — Ich glaubte, daß alle Frauen sich beim Lesen solcher Dinge Glück wünschen würden, keine Freigeister zu Männern zu haben: — und so meinte ich das eheliche Glück im Allgemeinen gefördert zu haben.

Nichts liegt mir entfernter, als Proselyten zu machen: Niemand hat so wie ich vor dem Gefährlichen des Freien Geistes gewarnt und zurückgeschreckt.

Bleiben Sie mir gut, mein lieber Freund. Ihnen und Ihrer verehrten Frau Gemahlin

treulich zugethan

Friedrich Nietzsche.

13. Mai 1878.

Nr. 178.

(Postkarte.)

An Freiherrn von Seydlitz.

[Basel, 11. Juni 1878.]

Mir ist es sehr lieb und erwünscht, daß einer meiner Freunde Wagnern Gutes und Freundliches erweist; denn ich bin immer weniger im Stande, ihm (so wie er nun einmal ist — ein alter unveränderlicher Mann) Freude zu machen. Seine und meine Bestrebungen laufen ganz auseinander. Dies thut mir wehe genug, — aber im Dienste der Wahrheit muß man zu jedem Opfer bereit sein. Wüßte er übrigens, was ich alles gegen seine Kunst und seine Ziele auf dem Herzen habe, er hielte mich für einen

seiner ärgsten Feinde, — was ich bekanntlich nicht bin. — Mein letzter Brief war wohl sehr undeutlich? Mit Via-mala-Consequenzen bezog ich mich auf meine Ansichten über Moral und Kunst (die das Härteste sind, was mir der Wahrheitssinn bis jetzt abgerungen hat!) —

In 14 Tagen haben wir große Auflösung unsres Haushalts: meine liebe Schwester geht nun für immer wieder zu meiner Mutter zurück. — Ergebensten Dank für das Hamdelied: wer ist die Übersetzerin? — Ihnen Beiden von Herzen zugethan

F. N. und
L. N.

Nr. 179.

An Dr. Carl Fuchs.

[Basel, Juni 1878.]

Sie sind einer der Allerersten, lieber und werther Herr Doktor, welche mein Buch praktisch nehmen: darüber freue ich mich sehr, denn es beweist mir, daß die Wohlthat, welche ich mir selber damit erwies — auch noch übertragbar ist. Fühlen Sie jetzt, hinterdrein, nicht etwas von Höhenluft —? es ist etwas kälter um uns, aber um wieviel freier und

reiner, als im Dunst des Thals! Ich wenigstens fühle mich rüstiger und zu allem Guten entschlossener als je — auch zehnmal *milder* gegen Menschen, als in der Zeit meines früheren Schriftthums. In summa und im kleinsten Einzelnen: jetzt wage ich es, der Weisheit selber nachzugehen und selber Philosoph zu *sein*; früher verehrte ich die Philosophen. Manches Schwärmerische und Beglückende schwand: aber viel Besseres habe ich eingetauscht. Mit der metaphysischen Verdrehung gieng es mir zuletzt so, daß ich einen Druck um den Hals fühlte, als ob ich ersticken müßte.

Bei Ihnen muß sich Vieles innerlich ereignet haben, was mir eine gewisse Wahrscheinlichkeit gab, daß wir, gerade auf der neuen Basis, gut freund werden müßten. Sie segeln jetzt in ein unbekanntes neues Meer; es thut mir gar zu wohl, zu denken, daß ich Ihnen dabei den Muth nicht verdorben, daß Sie es verstanden haben, meine Freigeisterei, *τὸ ἐμὸν πνεῦμα*, selbst als *Fahrwind* zu benutzen.

Und nichtwahr? mein Gesicht bleibt Ihnen doch wieder Nietzschisch und *nicht mehr* Bülowisch? —

Das Orchester in Ihren Händen und unter Ihrem Geiste — ist mir eine höchst angenehme Vorstellung. *Dahin* mußte es kommen, im ganzen Plane Ihres Lebens: „am Ende ist der Sinn", entsprechend Ihrem „im Anfang war der Unsinn": was ich ganz glorios gesagt finde.

Bleiben Sie mir gut!

Immer Ihnen zugethan, obschon meine Augen mich zwingen, Ihren reichen Briefen das undank-

barste Stillschweigen entgegenzusetzen. Aber Sie verstehen auch dies recht, — nachdem wir überhaupt uns verstehen.

F. N. Basel.

Nr. 180.

(Postkarte.)

An Frau Marie Baumgartner.

[Basel, 26. Juli 1878.]

Verehrteste Frau, nun muß ich mich doch auf ein paar geschriebene Abschiedsworte beschränken, so gerne ich noch einmal einen Abschieds-Nachmittag bei Ihnen zugebracht hätte. Aber das „Schicksal" wollte es nicht: Sie wissen, worin mein Schicksal liegt, dem ich mich geduldig beugen muß. Jetzt fort in die Berge, in höchste Einsamkeit, fort, fast möchte ich sagen: zu mir. Aber auch da werde ich immer dankbar und herzlich Ihrer gedenken.

F. Nietzsche.

Nr. 181.

(Postkarte.)

An Frau Marie Baumgartner.

[Interlaken, 10. September 1878.]

Verehrte Frau, in tiefem Gefühle der Dankbarkeit und des persönlichsten Zutrauens habe ich Ihren Brief gelesen: oh wenn Sie wüßten, was für eine Ausnahme derselbe war, unter allen Briefen, die ich seit Monaten bekommen habe! (Die meisten verleugnen mich in Einem Athem dreimal und krähen dabei selber wie Hähne.) So wollen wir denn ruhig in Geduld wachsen und zusehen, was, bei aller Buntheit der Meinungen und Bestrebungen, unverlierbar, einig, einfarbig, treu und gut bleibt. Im nächsten Winter will ich es schon machen, daß Lörrach wieder näher an Bachlettenstraße liegt. Anfang Oktober komme ich zu Ihnen.

Inzwischen den herzlichsten Gruß.

Nr. 182.

An Dr. Carl Fuchs.

[Basel, Ende Sommer 1878.]

Also auch Sie, lieber Herr Doktor, sind in Betreff Wagner's in die Krisis gerathen! Nun, so werden wir wohl die Ersten sein; in meinem Buche habe ich in dieser Hinsicht die größte Schonung geübt, obwohl über zwanzig Punkte zum Entsetzen aller Wagnerianer in mir die Wahrheit *feststeht*. Irgendwann wird sie auch an's Licht müssen, — aber dringend bitte ich Sie, ja nichts zu übereilen und alle Gährung erst verbrausen zu lassen, daß es auch in diesen Dingen einen edlen hellen Wein gebe! Schreiben Sie *jetzt* nicht über Wagner! Was werden Sie noch alles entdecken! Sie sind ja in der günstigsten Unabhängigkeit von Bayreuth und den andren „Richtungen"; was Wagner und Frau Wagner von Ihnen denken, muß Ihnen ganz gleichgültig sein. Wagner selbst ist *alt* und hat keinen Frühling mehr zu erwarten: die Wahrheit aber altert nicht und muß in *diesen* Dingen ihren Frühling erst noch erleben. — Eine einzige Combination von Fähigkeiten und Kenntnissen berechtigt Sie dazu, das Charakteristische des *Stils* bei jedem der großen Meister zu *beschreiben* — zum *ersten* Male, wie ich meine. Thun Sie dies doch *zuerst* einmal *thesenhaft*, aphoristisch, in der knappsten Form und mit haarscharfem Aus-

druck. Ein halbes Tausend musikalischer Einzelsätze und Beobachtungen von Ihnen, die Quintessenzen Ihrer Erfahrungen — das giebt Ihnen Namen und Stellung.

Nur nichts Periodisches und Kleines (seien es „Briefe“ oder Aufsätze für Zeitschriften), bevor Sie Sich nicht erst als Ganzes gezeigt haben! — Verzeihung, wenn mein Wunsch, Sie endlich in der Achtung der Achtung-Verleihenden befestigt zu sehen, mich in meinen Rathschlägen zudringlich erscheinen läßt. — (Mein Plan, ein „Jahrbuch der Freunde“ herauszugeben, kann vor zwei und mehr Jahren nicht in Ausführung gebracht werden: Schmeitzner's Ungeduld soll mich nicht zum Thoren machen. Dies privatissime.) Nichts liegt mir ferner als eine Concurrenz mit so erbarmungswürdigem Zeug, wie die „Bayreuther Blätter“ sind, und überhaupt — eine Orientirung nach irgend einem Bayreuther Sehwinkel. Auch Sie sprechen noch von einer „Spaltung im eignen Lager“. Was geht mich jetzt ein „Lager“ an!!!!! Gar noch gegen Wolzogen! schreiben! wie konnte Ihnen das in den Sinn kommen, lieber verehrter Herr Doktor! Ich weiß mitunter nicht, wie Sie Sich eigentlich taxiren. — Nochmals Verzeihung!

Meinen Bekannten mißfällt Ihr Stil in den gedruckten Sachen. Die Gründe sind 1) die Sätze sind viermal zu lang. 2) Sie affektiren Gelehrtenhaftigkeit, recht künstlerhaft, aber eine schreckliche Geschmacksverirrung (fremde wissenschaftliche Worte und Begriffe im Überfluß). 3) Die Hauptsachen

kommen nicht stark und stämmig heraus, die Neben-Einfälle überwuchern sie, Sie schneiden nicht genug weg und arbeiten nicht genug um. 4) Ihr Geist liebt es, spitz zu werden; es ist das Geheimniß der guten Schriftsteller, nie für die subtilen und spitzen Leser zu schreiben. — —

Nicht wahr, Sie verargen mir diese epistula didactica nicht! — Womit sollte ich auch eine solche ehrliche Mittheilung, als Ihre letzte war, vergelten, als mit Ehrlichkeit?

Ganz Ihnen ergeben F. N.

Nr. 183.

An Gustav Krug.

[Basel, 14. November 1878.]

Dein herzlicher Geburtstags-Gruß, mein lieber Gustav — er traf mich im Krankenbette — wird hiermit von mir erwiedert, so gut es geht (und es geht mir nicht gut —). Alles, was Du schriebst, kam wie von einer guten Insel thätiger, zufriedner, hoffender Menschen; es that mir recht wohl, dies zu hören.

Bei mir ist es anders: wie als ob ich durch eine gefährliche Meerenge in diesen Jahren hindurchschwimmen mußte (und nicht nur hinsichtlich meiner

Gesundheit). Es ist weit „von Sestos nach Abydos“. Aber mein Muth ist ungebrochen. —

Bleibe mir gut und im Herzen nahe, was auch komme. Laß Dich namentlich nicht durch mein Schweigen und meine nur allzu nothwendige Brief-Unseligkeit beirren. Auch heute bin ich sehr kurz, muß es sein.

Dein Haus-, Kindes- und Eheglück möge von guten Geistern fürderhin bewacht sein.

Ich grüße Dich in alter Liebe.

Dein

Friedrich Nietzsche.

Basel, den 14. November 1878.

Nr. 184.

An Frau Marie Baumgartner.

[Basel, 15. November 1878.]

Verehrte liebe Frau Baumgartner, nur ein paar Worte!

Über Ihre Dichtungen als Gedichte nur eine Meinung zu haben, wäre ganz und gar von mir unbescheiden. Genug, Sie scheinen mir im Elemente Ihrer Sprache und der kunstvollen Form sich heimisch zu fühlen; im Übrigen weiß wohl ein Gedankendichter wie Herr Prudhomme zu rathen.

Ihre Dichtungen aber als Wahrheiten betrachtet, die Sie sich und mir sagen: ja — da bedauere ich Sie ebenso sehr, als ich mich beglückwünsche. Denn Sie haben an mir viel, viel weniger gefunden, als Sie erwarteten, und ich weiß jetzt, daß ich unendlich mehr empfangen habe und besitze, als ich verdiene — nämlich eine zuverlässige treue Seele, welche überdies den Ehrgeiz hat, die Treue auf Erden mir gegen alle skeptischen Einflüsterungen zu beweisen.

So empfinde ich es: thut es Ihnen wehe? — Ich hoffe nicht. —

Die letzen Bissen des Manuskripts, die ich Ihnen gestern gab, sind am schwersten zu kauen, es beschämt mich, Sie so zu bemühen. Fangen Sie mit den letzten Seiten an und endigen Sie mit den vordersten. Oder wie Sie wollen.

Ganz und gar ergeben und dankerfüllt

F. N.

15. Nov. 1878.

Wissen Sie, daß es seit lange meine Empfindung ist „ich verdiene das alles nicht, was ich an Freundschaft und Liebe erfahren habe", daß ich mitunter gegen meine Freunde voll Verdruß bin, weil ich ihnen nicht wiedergeben kann. So ist es: geben ist seliger schon als wiedergeben; aber immer nur nehmen, nehmen müssen — das kann einen unselig machen. Zu ändern ist es nicht, hier steht das Fatum vor uns.

Nr. 185.

An Freiherrn von Seydlitz.

[Basel, 18. November 1878.]

Seien und bleiben Sie mir, mein geliebter Freund, mit Ihrer herzlichen guten Seele gesegnet! So, wie ich es hier sage, denke ich immer an Sie. Briefe schreiben geht nicht mehr, meine ältesten wie meine letzten Freunde dürfen es nicht mehr von mir erwarten. Ich habe meinem Amte und meiner Aufgabe zu leben — einem Herrn und einer Geliebten und Göttin zugleich: viel zu viel für meine schwache Kraft und tief erschütterte Gesundheit. Äußerlich gesehen, ist es ein Leben wie das eines Greises und Einsiedlers: völlige Enthaltung von Umgang, auch dem der Freunde, gehört dazu. Trotzdem bin ich muthig, vorwärts, excelsior! —

Über Wagner empfinde ich ganz frei. Dieser ganze Vorgang mußte so kommen, er ist wohlthätig und ich verwende meine Emancipation von ihm reichlich zu geistiger Förderung. — Jemand sagte mir „der Karrikaturenzeichner von Bayreuth ist ein Undankbarer und ein Narr" — ich antwortete: „Menschen von so hoher Bestimmung muß man in Bezug auf die bürgerliche Tugend der Dankbarkeit nach dem Maße ihrer Bestimmung messen". — Übrigens bin ich vielleicht nicht „dankbarer", als Wagner, — und was die Narrheit betrifft —

Aber vielleicht habe ich schon zu viel gesagt, der „Wagnerianer“ regt sich in Ihnen und sucht nach Steinen. . . . . .

Nein, lieber Freund, Sie werfen nicht nach mir, das weiß ich. — Aber thun Sie mir auch die Ehre an, mich *nie zu vertheidigen*. Meine Position ist dafür zu stolz, Verzeihung! — Ich denke, meine Freunde sollen mit mir zusammen auch *stolz* sein.

Der lieben Frau meines Freundes erwiedere ich treulich alles Gute und Herzliche, was sie mir durch meine Schwester sagen ließ.

Ich bin und bleibe

der Ihrige

Friedrich Nietzsche.

18. November 1878.

Nr. 186.

An Frau Marie Baumgartner.

[Basel, 26. November 1878.]

Herzlichen Dank, verehrte Frau, ich lebe unter lauter Erinnerungszeichen (von Ihnen und an Sie), Blumen, Trauben, Zwiebäcken, Abschriften — „und siehe! es war alles sehr gut“ — heißt es in der Bibel.

Donnerstag Abend konnte ich Sie nicht wieder begrüßen — ein heftiger Anfall, der mir auch den Freitag raubte, kam heran. Seitdem habe ich immer gekränkelt und mit Mühe meine Collegien durchgesetzt. Meine Angehörigen verlangen: Aufhören! Aufgeben! — — — —

Ich selber warte und warte und bin immer noch geduldig wie ein Esel, weil immer noch voll ein wenig Hoffnung — was am Ende erst recht eine Eselei ist. —

Darf ich mir bei Ihrem Bäcker für einen Franken oder mehr solche Zwiebäcke bestellen, klein, ganz durchröstet und braun? So sind sie mir am zuträglichsten.

Meine Schwester fragte brieflich bei mir an, ob es jetzt nicht auch in Frankreich Dichter gebe, wie Herrn Lipiner in Deutschland, nämlich einen gewissen M. Prudhomme? — Ganz zufällig.

Ich grüße Sie von Herzen

als Ihr dankbarer

Fr. Nietzsche.

Dienstag.

(Und was soll aus Ihren guten Gedichten werden?)

Nr. 187.

An Frau Marie Baumgartner.

[Basel, 29. Dezember 1878.]
Sonntag.

Was für Ferien habe ich, verehrte Frau! Vor Schmerz und Erschöpfung halbtodt; die ganze Woche ein Anfall nach dem andern, eine Art von nachträglicher Abzahlung an die erste Hälfte des akademischen Semesters. —

Nun soll's aber besser gehen, und morgen (Montag) erwarte ich unter günstigeren Bedingungen Ihren lieben Sohn zu sehen. — Leopardi steht da in ernster Pracht, aufgespart für gute Sommertage im Gebirge. — Sie wissen doch, daß ich kein „Pessimist" bin, wie er, und das „Düstere", wo ich es finde, nur constatire, nicht bejammere. Freilich kommen dabei keine so herrlichen Gedichte zum Vorschein.

Mein armseliges „Epigramm" galt übrigens nicht den Dichtern, sondern dem Dichter (Lipiner). — Dank Ihren Trauben ist es mir möglich, Horaz einmal wörtlich und thätlich zu interpretiren, heute Mittag „pensilis uva secundas et nux ornavit mensas cum duplice ficu".

Ihnen Beiden das Herzlichste.

F. N.

Nr. 188.

An Gustav Krug.

[Basel] 6. Januar 1879.

Du hast mich, mein lieber Freund, diesmal Deinen Geburtstag auf die schönste Weise feiern lassen: denn Deine Musik brachte mich in die Nähe Deiner Seele, wie wohl nichts es sonst vermöchte. Das ist die Meditation eines edlen Gemüths über alles, was ihm das Leben geschenkt hat — und die Arbeit eines vortrefflichen Musikers, Du setzest mich in Erstaunen! — Ich selbst lebe ziemlich ferne von der Musik überhaupt — und muß es wohl.

Behalte lieb Deinen
dankbar gesinnten
Friedr. N.

Nr. 189.

(Postkarte.)

An Frau Marie Baumgartner.

[Genf, 29. März 1879.]

Verehrte liebe Frau, es geht fort und fort schlimm — auch hier in Genf. Meine Adresse ist:

Hôtel Riche-mont. (Eben sagt man mir, daß das Haus vom Maler Diday gebaut ist und daß ich in seinem Schlafzimmer wohne: See, Sonne und Stadt vor mir.)

Eine Stunde vor der Abreise machte ich das geforderte Brandopfer: es that mir wehe. —

Denken Sie meiner mit Ihrem guten Herzen; und vielleicht giebt es dann auch ein Augenblickchen, um an Mérimée zu denken? — Einiges Übersetzte, hierher gesandt, würde mir ein Fest sein.

Ich bedarf der Freude und der Feste, es ist schwer so zu leben. Es grüßt von Herzen

F. N.

Genève, Hôtel Riche-mont.

Nr. 190.

(Postkarte.)

An Frau Marie Baumgartner.

[Genf, 6. April 1879.]

Der Palmsonntag, den ich jedes Jahr mit Kinderempfindungen und einem Kinderverlangen nach neuer Freude verbringe und der folglich alle Jahre mehr ein Tag der Wehmuth wird, brachte mir Ihren Gruß und die Fortsetzung Mérimée's, — ich bin sehr dankbar für Beides. Mérimée ist ein Künstler ersten Ranges und als Mensch so gewillt, hell zu sein

und hell zu sehen: er thut mir wohl. Und Sie haben „unter Schmerzen gemalt", wie jener Maler in doloribus pinxi unter sein Gemälde schrieb, Sie Arme, Gute! — Nachmittags kam noch ein Brief von Jacob Burckhardt, ein wahrer Palmenzweig und beschämend für mich. Nehmen Sie an meinem Guten Theil, wie Sie es an meinem Schlimmen thun. Nichtwahr, als mitfreuende Freundin?

Nr. 191.

(Postkarte.)

An Frau Marie Baumgartner.

[Genf, 12. April 1879.]

Dankbar Alles empfangen. Über Schmeitzner's Worte machen Sie sich keine Skrupel! diese sollen anlocken, daß die Besitzer des deutschen Originals auch die Übersetzung kaufen: weiter ist es nichts.

Hoffentlich ist Ihre Gesundheit wiedergekommen. Auch ich habe von der guten Luft bessere Tage gehabt. Ich hasse Basel immer mehr und verlasse es, sobald ich kann, gänzlich.

Möge Ostern mit Sonnengruß und Frühlingsblumen zu Ihnen kommen! Ich bleibe noch ungefähr zehn Tage hier.

Treulich der Ihrige

N.

Nr. 192.

(Postkarte.)

An Frau Marie Baumgartner.

[Basel, 7. Mai 1879.]

Wollen Sie, verehrte Freundin, dem Leidenden und Scheidenden noch ein halbes Stündchen geben, so kommen Sie morgen (Donnerstag) zu Ihrer Stunde. Ich habe **schwer** gelitten, Alles ist zum Äußersten gekommen, die Professur ist niedergelegt. Ich verlasse in wenig Tagen Basel für immer. Mein Mobiliar ist zu verkaufen. Samstag kommt meine Schwester.

Von Herzen Ihr

F. Nietzsche.

Nr. 193.

(Postkarte von Frl. Elisabeth Nietzsche.)

An Frau Marie Baumgartner.

[Schloß Bremgarten, 21. Mai 1879.]

Innigverehrte Frau Baumgartner,

zwar hoffe ich, Sie bald persönlich zu sehen, aber inzwischen möchte ich Ihnen doch einmal Nachrich

geben, wie es meinem lieben Bruder geht. Leider immer noch recht übel, wenn auch im Verhältniß zu seinem Basler Zustand eine gewisse Erleichterung eingetreten ist. Schloß Bremgarten liegt reizend und hat prächtige Spaziergänge, welche wir auch fleißig genießen; aber vielleicht sollte mein Bruder lieber noch etwas höher gehen. Fritz läßt Ihnen für Ihren letzten so lieben und theilnehmenden Brief auf das Wärmste danken. Alle Ihre Vorschläge sind so freundlich und gut und werden mir so viel Mühe ersparen, daß ich Ihnen innig dankbar bin. Bitte, kommen Sie einen Nachmittag einmal zu mir, wenn ich erst in Basel bin, daß wir Alles miteinander besprechen können. Ich denke, die nächste Woche werde ich dort Alles besorgen. Wir grüßen Sie mit herzlicher Liebe und Dankbarkeit.

Ihre F. N. und E. N.

Nr. 194.

(Postkarte von Frl. Elisabeth Nietzsche.)

An Frau Marie Baumgartner.

Tamins bei Chur, d. 20. Okt. 1879.

Innigverehrte Frau Baumgartner!

So lange lange Zeit haben wir nichts von Ihnen gehört, sodaß ich wohl sagen kann, wir machten uns

ernstliche Gedanken, ob wir Ihnen unbewußt irgend etwas zu Leide gethan haben. Fritz und ich waren in Chur ganz bekümmert, als wir darauf zu sprechen kamen, und Fritz beauftragte mich ganz besonders, Ihnen doch zu sagen, wie traurig es ihn gemacht habe, daß er den ganzen Sommer, seit er Basel verlassen hat, auch nicht ein einziges Briefchen von Ihnen bekommen habe. Manchmal denke ich, es muß ein Brief verloren gegangen sein. Sollte es nun ein Mißverständniß geben, oh bitte, so theilen Sie mir den Grund Ihrer Mißstimmung mit; sollten Sie aber nur durch Abhaltung verschiedener Art am Schreiben verhindert gewesen sein, so bitte ich Sie herzlich, sobald es Ihnen möglich sein sollte, doch einige Zeilen an meinen Bruder zu richten (Weingarten Nr. 18, Naumburg an der Saale).

Sie werden gewiß durch Overbecks gehört haben, wie die Nachwirkung von St. Moritz eine so eigenthümlich günstige ist, daß sein schreckliches Kopfleiden seit seinem dortigen Aufenthalt nur in sanfter Form bis jetzt erschienen ist. Es ist wirklich seltsam, da er während seines Aufenthalts an diesem schönen Ort wirklich außerordentlich heftig gelitten hat; zuletzt während der Kur selbst waren die Leiden sogar so schmerzhaft und peinlich, daß er ganz verzweifelt schrieb: mit ihm könne es nie wieder besser werden, mit ihm wäre es aus. Und nun jetzt diese merkwürdige Besserung! Freilich sie dauert jetzt erst fünf Wochen, seit dem 17. September, dem Tag, an welchem wir uns wiedersahen in Chur. Ich werde diese vier wunderschönen Tage daselbst niemals vergessen, die

neu erwachende Hoffnung auf meines Bruders Besserung verlieh ihnen einen eigenen Zauber, sodaß wir ganz ungewöhnlich vergnügt und glücklich waren. Es wurde mir sehr schwer, ihn allein nach Naumburg reisen zu lassen, noch dazu mit der Voraussicht, den ganzen Winter in der Schweiz bleiben zu müssen. Ich fürchte, Naumburg wird ihn langweilen.

Mit den besten Grüßen an Ihre lieben Angehörigen, umarmt Sie Ihre

Sie hochverehrende

Elisabeth Nietzsche.

Nr. 195.

(Postkarte.)

An Frau Marie Baumgartner.

[Naumburg, 18. November 1879.]

Liebe verehrte Frau Baumgartner, so muß denn doch die Karte dran! Ich finde das, was zu einem Briefe gehört, seit Wochen, nicht zusammen; und ich fühle andererseits, daß ich auf einer Karte Ihnen nichts zu sagen habe! Wenn irgend ein Mensch, so sollten Sie hübsche lange und innerliche Briefe von mir erhalten, wie Sie mir solche schreiben (und viel besser, als ich's vermöchte). Nun geht es aber nicht, und darüber verstumme ich ganz. Ach, wie

satt habe ich es, über mein Schlechtbefinden zu berichten! Ein kleiner Anflug von Milderung ist wieder verschwunden. Die „Stimmung“ dabei ist ziemlich kaltblütig, dürfte aber etwas sonniger sein. Ich will diesen Winter nicht denken, daher viel Langeweile. Von Herzen Ihr

N.

Nr. 196.

An Dr. med. Otto Eiser.

[Naumburg, Januar 1880.]

Lieber Herr Doctor,

Herzlichen Dank! Gerade dieser Tage dachte ich Ihrer, es verlangte mich mit Ihnen einmal wieder zu reden; es giebt niemanden Vertrauenswürdigeren als Sie. Aber um einen Brief zu wagen, muß ich durchschnittlich vier Wochen warten, bis die erträgliche Stunde kommt — und hinterdrein habe ich's noch zu büßen! Deshalb Verzeihung, wenn alles auf meiner Seite beim alten bleibt — — schweigend, aber in Liebe.

Meine Existenz ist eine fürchterliche Last: ich hätte sie längst von mir abgeworfen, wenn ich nicht die lehrreichsten Proben und Experimente auf geistig-sittlichem Gebiete gerade in diesem Zustande des Leidens und der fast absoluten Entsagung machte — diese erkenntnißdurstige Freudigkeit bringt mich

auf Höhen, wo ich über alle Marter und alle Hoffnungslosigkeit siege. Im Ganzen bin ich glücklicher als je in meinem Leben: und doch! Beständiger Schmerz, mehrere Stunden des Tags ein der Seekrankheit eng verwandtes Gefühl, eine Halb-Lähmung, wo mir das Reden schwer wird, zur Abwechslung wüthende Anfälle (der letzte nöthigte mich drei Tage und Nächte lang zu erbrechen, ich dürstete nach dem Tode). Nicht lesen können! Sehr selten schreiben! Nicht verkehren mit Menschen! Keine Musik hören können! Allein sein und spazieren gehen, Bergluft, Milch- und Eier-Diät. Alle inneren Mittel zur Milderung haben sich nutzlos erwiesen, ich brauche nichts mehr. Die Kälte ist mir sehr schädlich.

Ich will in den nächsten Wochen südwärts, um die Spazierengehn-Existenz zu beginnen.

Mein Trost sind meine Gedanken und Perspektiven. Ich kritzele auf meinen Wegen hie und da etwas auf ein Blatt, ich schreibe nichts am Schreibtisch, Freunde entziffern meine Kritzeleien. Das Letzte, womit meine Freunde fertig geworden sind, folgt nebenbei: nehmen Sie es gütig auf, auch wenn es vielleicht Ihrer eignen Denkungsart weniger willkommen ist. (Ich selber suche keine „Anhänger" — glauben Sie es mir! —, ich genieße meine Freiheit und wünsche diese Freude allen zur geistigen Freiheit Berechtigten.)

Ihre liebe Frau steht vor mir als eine edle und starke Seele, welche mir wohl will. Ich bin und bleibe Ihr getreuer F. Nietzsche.

Naumburg. —

Ich habe schon einige Male längere Bewußtlosigkeiten gehabt. Im letzten Frühjahr hatte man mich in Basel aufgegeben.

Nach der letzten Untersuchung hat die Sehkraft wieder erheblich abgenommen.

Nr. 197.

An Dr. Otto Eiser.

[Naumburg, Anfang Februar 1880.]

Welche Überraschung! Welcher Frühling! Wie gute Menschen wohnen in der Hirschgasse! — Nein, lieber guter Herr Doctor, ich machte Ihnen die Schilderung meines Zustandes nach dem Durchschnitt des letzten Jahres, nicht nach der Ausnahme. Statistisch: ich hatte 118 schwere Anfallstage; die leichteren habe ich nicht gezählt. Könnte ich Ihnen das Fortwährende beschreiben, den beständigen Schmerz und Druck im Kopf, auf den Augen, und jenes lähmungsartige Gesammtgefühl vom Kopf bis in die Fußspitzen! — Meine Schwester sah mich unter den günstigsten Umständen, ich selber war zum Hoffen verführt.

Ihnen treu zugethan

F. N.

Nr. 198.

An Gustav Krug.

[Genua, 16. November 1880.]

Hier in Genua, mein lieber Gustav, finde ich Deine Trauerkunde, ich schreibe schnell ein paar Zeilen, unvorbereitet, wie es auf der Reise zugeht, und mehr ein Zeichen meines Mitgefühls als ein Ausdruck desselben. Dazu ist es, wie mich eben der Kalender belehrt, Dein Geburtstag — Du wirst mit einer besondren Wehmuth heute auf Dein Leben zurückblicken! Wir werden älter und damit einsamer: gerade jene Liebe verläßt uns, die uns wie eine unbewußte Nothwendigkeit liebte, nicht wegen unsrer besondren Eigenschaften, sondern oft trotz derselben. Unsere Vergangenheit zieht sich zu, wenn die Mutter stirbt: da erst wird unsere Kindheit und Jugend ganz Erinnerung. Und dann geht es weiter, es sterben die Jugendfreunde, die Lehrer, die Ideale jener Zeiten — immer mehr Einsamkeit, immer kältere Winde umblasen uns. Du hast gut gethan, einen Garten der Liebe wieder um Dich zu pflanzen, lieber Freund! Ich glaube, daß Du heute Deinem Schicksal besonders dankbar sein wirst. Sodann bist Du Deiner Kunst treu geblieben: ich höre alles, was Du davon mir meldest, mit einer innigen Befriedigung, und vielleicht kommt ein Alter, meinem Leibe

günstiger als die jetzigen Zeitläufte, wo wir wieder zusammen sitzen und Vergangenes aus Deinen Tönen heraus wieder auferstehen sehen, so wie wir wohl in unserer jugendlichen Musik Beide zusammen von unsrer Zukunft geträumt haben.

Mehr darf ich nicht sagen, mein Leiden (das immer noch, nach wie vor, jeden Tag seine eigne Geschichte hat) legt seine gebieterische Hand auf mich. Du darfst glauben, wenn Du an mich denkst (wie Du es zu meinem Geburtstag gethan hast, den ich selber diesmal vergessen hatte), daß ich nicht des Muthes und der Geduld ermangele und hohen, sehr hohen Zielen auch so, wie es nun einmal steht und geht, nachstrebe — Du darfst ebenso bestimmt glauben, daß ich Dein Freund bin und bleibe.

In herzlicher Liebe mit Dir verbunden

Friedrich Nietzsche.

Genua.

Nr. 199.

(Postkarte.)

An Frau Marie Baumgartner.

[Sils, 15. Juli 1881.]

Liebe verehrte Frau Baumgartner, hier kommt wieder einmal ein geschriebenes Wörtchen von mir

zu Ihnen, und als Vorläufer oder Mitläufer eines gedruckten Wortes, für das ich um alle Ihre Theilnahme bitten möchte: — Besseres und Persönlicheres habe ich nicht mitzutheilen, und das alte Lied meiner körperlichen Nothzustände möchte ich wahrhaftig nicht mehr vor Ihnen absingen. Jeder hat zu tragen: verlernen wir über dem Tragen und Schwertragen auch das Auffliegen und Weit-Hinausschauen nicht! Es verträgt sich nicht so übel mit einander! Es giebt viele Mittel, um stark zu werden und starke Flugschwingen zu bekommen: Entbehrung und Schmerzen gehören dazu, es sind Mittel im Haushalte der Weisheit. Über allem Jammer immer wieder ein Lied der Freude — nicht wahr, das ist das Leben! Das kann es sein! Treulich

F. N.

Ich denke an Sie und die Ihrigen, namentlich an Ihren Gelehrten, mit dem herzlichsten Danke.

Nr. 200.

An Gustav Krug.

[Genua, Februar 1882.]

Lieber Freund! Mit Deinen Liedern gieng es mir seltsam. Eines schönen Nachmittags fiel mir Deine ganze Musik und Musikalität ein — und ich

fragte mich schließlich: Warum läßt er nie etwas drucken? Dabei klangen mir die Ohren von einer Zeile aus „Jung Niklas“. Am nächsten Morgen kam Freund Rée in Genua an und überbrachte mir Dein erstes Heft, und als ich es aufschlug, fiel mir gleich Jung Niklas in die Augen. Das wäre eine Geschichte für die Herren Spiritisten! —

Deine Musik hat Tugenden, die jetzt selten sind —: ich sehe mir jetzt alle neue Musik auf die immer größer werdende Verkümmerung des melodischen Sinns an. Die Melodie, als die letzte und sublimste Kunst der Kunst, hat Gesetze der Logik, welche unsre Anarchisten als Sklaverei verschreien möchten —: gewiß ist mir nur, daß sie bis zu diesen süßesten und reifsten Früchten nicht hinauflangen können. Ich empfehle allen Componisten die lieblichste aller Askesen: für eine Zeit die Harmonie als nicht erfunden zu betrachten und sich Sammlungen von reinen Melodien, zum Beispiel aus Beethoven und Chopin, anzulegen. — In Deiner Musik klingt mir viel gute Vergangenheit und, wie Du siehst, auch etwas von Zukunft. Ich danke Dir von ganzem Herzen.

Dein Freund

F. N.

Nr. 201.

An Frau Louise O.

[Naumburg, Anfang September 1882.]

Verehrungswürdige Freundin,

Oder darf ich nach sechs Jahren dieses Wort nicht mehr gebrauchen?

Inzwischen habe ich dem Tode näher gelebt, als dem Leben, und bin folglich ein wenig zu sehr zum „Weisen“ und beinahe zum „Heiligen“ geworden ...

Indessen: das läßt sich vielleicht noch corrigiren! Denn ich glaube wieder an das Leben, an die Menschen, an Paris, sogar an mich selber — und will in kurzer Zeit Sie wiedersehen. Mein letztes Buch heißt: „Die fröhliche Wissenschaft“.

Giebt es viel heiteren Himmel über Paris? Wissen Sie durch Zufall etwa von einem Zimmer, das für mich paßt? Es müßte ein todtenstill gelegenes, sehr einfaches Zimmer sein. Und nicht gar zu ferne von Ihnen, meine liebe Frau * * *

Oder rathen Sie mir ab, nach Paris zu kommen? Ist es kein Ort für Einsiedler, für Menschen, die still mit einem Lebenswerke herumgehen wollen und sich gar nicht um Politik und Gegenwart bekümmern?

Sie sind mir eine so liebliche Erinnerung!

Von Herzen Ihnen zugethan,

Professor Dr. F. Nietzsche.

Nr. 202.

An Dr. Otto Eiser.

[Naumburg, September 1882.]

Lieber und verehrter Herr Doctor,

nicht wahr, ich darf nicht durch Frankfurt reisen, ohne Sie zu sehen? Ja, am liebsten bliebe ich einen Tag, da es sich nicht nur um's Sehen, sondern um's Sprechen handelt. Ob ich aber diesen Tag bei Ihnen im Hause bleiben *kann*, darüber werden Sie oder Ihre verehrungswürdige Frau Gemahlin mir ein Wort auf ein Postkärtchen schreiben — ein Wort der unbedingtesten Unbefangenheit, wie es nicht nur unter *Kranken*, sondern namentlich unter *Freunden* am Platze ist. Ja? —

Ich will in einigen Tagen nach Paris übersiedeln und meine Reise über Frankfurt machen: woselbst ich Morgens gegen 8 Uhr eintreffen würde.

In der Hauptsache darf ich mich als Genesenen oder mindestens als Genesenden bezeichnen. Seltsam und unglaublich, nicht wahr? Es bleibt übrig, Ihnen Einiges zu erzählen, das vielleicht auch den Arzt interessiren möchte.

Von Herzen der Ihre

Dr. Friedrich Nietzsche,
zur Zeit in Naumburg a. Saale.

Anfang September.

Nr. 203.

An Frau Louise O.

[Naumburg, 6. September 1882.]

Oh, meine verehrte Freundin, kaum habe ich Ihnen gesagt, daß ich komme, muß ich Ihnen melden, daß ich noch lange nicht komme, — daß immer noch ein paar Monate hinlaufen können.

Komme ich aber, dann auf lange! — und kann ich nicht im Herzen von Paris leben, dann vielleicht in St.-Cloud oder St.-Germain, wo ein Einsiedler und Gedanken-Wurm besser sein stilles Wesen treiben kann.

Von ganzem Herzen Ihnen dankbar,
Friedrich Nietzsche.

Mittwoch früh.

Nr. 204.

An Paul Deussen.

[Genua, 16. März 1883.]

Das ist schön, lieber alter Freund! So soll man's machen: alle seine sieben Kräfte einzeln entfalten und zuletzt zusammennehmen und mit sieben

Pferden nach Einem Ziele fahren. Da mußte Viel in einem Menschen zusammenkommen, um eine solche Vedânta-Lehre uns Europäern offenbaren zu können; und ich preise nicht am wenigsten, alter Freund, daß Du nicht verlernt hast, tüchtig zu arbeiten. Hieß nicht eine der drei Musen *Μελέτη*? Der Himmel weiß es: ohne rechtschaffenen Fleiß wächst nur Unkraut aus der schönsten Anlage. In der Nähe gesehn soll auch der beste Künstler sich nicht vom Handwerker unterscheiden. Ich hasse das Lumpengesindel, das kein Handwerk haben will und den Geist nur als eine Feinschmeckerei gelten läßt.

Es macht mir großes Vergnügen, einmal den klassischen Ausdruck der mir fremdesten Denkweise kennen zu lernen: dies leistet mir Dein Buch. Es kommt darin Alles auf's Naivste an's Licht, was ich in Hinsicht auf diese Denkweise geargwöhnt habe: ich lese Seite für Seite mit vollkommner „Bosheit", — Du kannst Dir keinen dankbareren Leser wünschen, lieber Freund!

Der Zufall will, daß man gerade jetzt ein Manifest von mir druckt, welches ungefähr mit derselben Beredsamkeit Ja! sagt, wo Dein Buch Nein! sagt. Das ist zum Lachen; aber vielleicht thut Dir's wehe, und ich bin mit mir noch nicht einig, ob ich es Dir schicken werde. Um Dein Buch machen zu können, durftest Du nicht so über alle Dinge denken wie ich; und Dein Buch mußte gemacht werden. Folglich — — — — — — — —

Von Herzen dankbar
Friedrich Nietzsche.

Nr. 205.

An Frau Marie Baumgartner.

[Rom, 28. Mai 1883.]

Inzwiſchen, verehrteſte Frau, wird mein „Zarathuſtra“ bei Ihnen angelangt ſein; und nach dem zu ſchließen, was Sie mir voriges Jahr über die erſten Zeilen desſelben geſchrieben haben (ſie bildeten den Schluß der „fröhlichen Wiſſenſchaft“) darf ich beinahe mit Sicherheit darauf ſchließen, daß dieſer mein jüngſter und liebſter Sohn bei Ihnen nicht in der Fremde ſein wird. — Ich bin jetzt auf hoher See und verlange das Höchſte von mir und — für mich. — Im Zuſammenhange damit ſteht nun ein Entſchluß, der ſeit Jahren kommt und geht und wiederkommt und endlich — jetzt! — mich reif findet und ſtark genug: der Entſchluß, auf ein paar Jahre zu „verſchwinden“.

Aber Sie meinen vielleicht, verehrte Freundin, ich ſei ſchon genug „verſchwunden geweſen“? — und Ihr letzter äußerſt gütiger Brief ſcheint mir vielmehr den Wunſch auszudrücken, ich möchte aus den dunklen Waſſern der Vereinſamung wieder „an die Oberfläche“ kommen!

Fragen Sie hierüber auch meinen Sohn Zarathuſtra: und wenn Entſchuldigen von irgend welcher „Schuld“ dabei noth thut, ſo wird er mich auch entſchuldigen müſſen!

Ich will es so schwer haben, wie nur irgend ein Mensch es hat: erst unter diesem Drucke gewinne ich das gute Gewissen dafür, etwas zu besitzen, das wenige Menschen haben und gehabt haben: **Flügel** — um im Gleichnisse zu reden.

Bleiben Sie mir gut, auch dann wenn ich „verschwunden" und „verflogen" bin!

Von Herzen Ihr Freund

Nietzsche.

Nr. 206.

An Freiherrn von Gersdorff.

[Sils-Maria, 28. Juni 1883.]

Mein lieber alter Freund Gersdorff,

inzwischen habe ich erfahren, daß Dir etwas sehr Schmerzliches widerfahren ist — der Verlust Deiner Mutter. Als ich dies hörte, war es mir ein rechter Trost, Dich nicht allein im Leben zu wissen, und ich gedachte der herzlichen und dankbaren Worte, mit denen Du, in Deinem letzten Briefe an mich, Deine Lebens-Gefährtin erwähntest. Wir haben es in unserer Jugend schwer gehabt, Du und ich — aus verschiedenen Gründen; aber es wäre eine schöne Billigkeit darin, wenn unserem Mannes-Alter einiges Milde und Tröstliche und Herzstärkende begegnete.

Was mich betrifft, so habe ich eine lange schwere Askese des Geistes hinter mir, die ich freiwillig auf mich nahm und die nicht Jedermann sich hätte zumuthen dürfen. Die letzten sechs Jahre waren in diesem Betracht die Jahre meiner größten Selbstüberwindung: wobei ich noch absehe von dem, was mich Gesundheit, Einsamkeit, Verkennung und Verketzerung überwinden ließ. Genug, ich habe auch diese Stufe meines Lebens überwunden — und was jetzt noch vom Leben übrig ist (wenig, wie ich glaube!) soll nun ganz und voll das zum Ausdruck bringen, um dessentwillen ich überhaupt das Leben ausgehalten habe. Die Zeit des Schweigens ist vorbei: mein „Zarathustra", der Dir in diesen Wochen übersandt sein wird, möge Dir verrathen, wie hoch mein Wille seinen Flug genommen hat. Laß Dich durch die legendenhafte Art dieses Büchleins nicht täuschen: hinter all den schlichten und seltsamen Worten steht mein tiefster Ernst und meine ganze Philosophie. Es ist ein Anfang, mich zu erkennen zu geben — nicht mehr! — Ich weiß ganz gut, daß Niemand lebt, der so Etwas machen könnte, wie dieser Zarathustra ist —

Lieber alter Freund, nun bin ich wieder im Ober-Engadin, zum dritten Male, und wieder fühle ich, daß hier und nirgends anderswo meine rechte Heimat und Brutstätte ist. Ach, was liegt noch Alles verborgen in mir und will Wort und Form werden! Es kann gar nicht still und hoch und einsam genug um mich sein, daß ich meine innersten Stimmen vernehmen kann!

Ich möchte Geld genug haben, um mir hier eine Art ideale Hundehütte zu baun: ich meine, ein Holzhaus mit 2 Räumen; und zwar auf einer Halbinsel, die in den Silser See hineingeht und auf der einst ein römisches Castell gestanden hat. Es ist mir nämlich auf die Dauer unmöglich, in diesen Bauernhäusern zu wohnen, wie ich bisher gethan habe: die Zimmer sind niedrig und gedrückt, und immer giebt es mancherlei Unruhe. Sonst sind mir die Einwöhner von Sils-Maria sehr gewogen; und ich schätze sie. Im Hôtel Edelweiß, einem ganz vorzüglichen Gasthofe, esse ich: allein natürlich, und zu einem Preise, der nicht gänzlich im Mißverhältniß zu meinen kleinen Mitteln steht. Ich habe einen großen Korb Bücher mit herauf gebracht: und auf drei Monate ist es wieder abgesehn. Hier wohnen meine Musen: schon im „Wanderer und sein Schatten" habe ich gesagt, diese Gegend sei mir „blutsverwandt, ja noch mehr". —

Nun habe ich Dir Etwas von Deinem alten Freunde und Einsiedler Nietzsche erzählt, — ein Traum von dieser Nacht brachte mich dazu.

Bleib mir gut und treu! — wir sind alte Kameraden und haben Manches gemeinsam gehabt!

Dein

Friedrich Nietzsche.

Sils-Maria, Oberengadin (Schweiz)
Ende Juni 1883.

Nr. 207.

An Dr. Carl Fuchs.

Nizza, rue St. François de Paule 26 II.
[Winter 1884/85.]

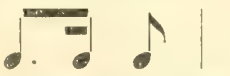
Werther und lieber Herr Doktor,

glauben Sie daran, auch ohne daß ich es schriftlich bezeuge (was mir meine Augen von Jahr zu Jahr weniger erlauben —), daß nicht leicht Jemand Ihren Untersuchungen und Feinheiten mit mehr Theilnahme folgen kann, als ich. Wenn nur „Theilnahme" ausreichte! Aber es fehlt mir an Wissen und Können nach allen den Seiten hin, wo Ihre merkwürdig vielfältige Begabung liegt. Vor allem: es vergehen Jahre, in denen mir Niemand Musik macht, ich selbst eingerechnet. Das Letzte, was ich mir gründlich angeeignet habe, ist Bizet's Carmen, — und nicht ohne viele, zum Theil ganz unerlaubte Hintergedanken über alle deutsche Musik (über welche ich beinahe so urtheile wie über alle deutsche Philosophie); außerdem die Musik eines unentdeckten Genie's, welches den Süden liebt wie ich ihn liebe und zur Naivetät des Südens das Bedürfniß und die Gabe der Melodie hat. Der Verfall des melodischen Sinns, den ich bei jeder Berührung mit deutschen Musikern zu riechen glaube, die immer größere Aufmerksamkeit auf die einzelne Gebärde des Affekts (ich glaube, Sie

heißen das „Phraſe", mein lieber Herr Doktor?), ebenfalls die immer größere Fertigkeit im Vortrage des Einzelnen, in den rhetoriſchen Kunſtmitteln der Muſik, in der Schauſpieler-Kunſt, den Moment ſo überzeugend wie möglich zu geſtalten: das, ſcheint mir, verträgt ſich nicht nur mit einander, es bedingt ſich beinahe gegenſeitig. Schlimm genug! man muß eben alles Gute in dieſer Welt etwas zu theuer kaufen! Das Wagneriſche Wort „unendliche Melodie" drückt die Gefahr, den Verderb des Inſtinkts und den guten Glauben, das gute Gewiſſen dabei allerliebſt aus. Die rhythmiſche Zweideutigkeit, ſodaß man nicht mehr weiß und wiſſen ſoll, ob etwas Schwanz oder Kopf iſt, iſt ohne allen Zweifel ein Kunſtmittel, mit dem wunderbare Wirkungen erreicht werden können: der „Triſtan" iſt reich daran —, als Symptom einer ganzen Kunſt iſt und bleibt ſie trotzdem das Zeichen der Auflöſung. Der Theil wird Herr über das Ganze, die Phraſe über die Melodie, der Augenblick über die Zeit (auch das tempo), das Pathos über das Ethos (Charakter, Stil, oder wie es heißen ſoll —), ſchließlich auch der esprit über den „Sinn". Verzeihung! was ich wahrzunehmen glaube, iſt eine Veränderung der Perſpektive: man ſieht das Einzelne viel zu ſcharf, man ſieht das Ganze viel zu ſtumpf, — und man hat den Willen zu dieſer Optik in der Muſik, vor Allem man hat das Talent dazu! Das aber iſt décadence, ein Wort, das, wie ſich unter uns von ſelbſt verſteht, nicht verwerfen, ſondern nur bezeichnen ſoll. Ihr Riemann iſt mir ein Zeichen davon, ebenſo wie Ihr Hans

von Bülow, ebenso wie Sie selbst, Sie als der feinsinnigste Interpret von Bedürfnissen und Veränderungen der anima musica, welche, Alles in Allem, zuletzt doch der beste Theil von dem sein mag, was die âme moderne ist. Ich drücke mich verdammt schlecht aus, zum Unterschiede von Ihnen; ich meine, es giebt auch an der décadence eine Unsumme des Anziehendsten, Werthvollsten, Neuesten, Verehrungswürdigsten, — unsre moderne Musik zum Beispiel, und wer nur nach der Art der drei eben Genannten ihr treuer und tapferer Apostel ist. Verzeihung, wenn ich noch hinzufüge: wovon ein Decadenz-Geschmack am entferntesten ist, das ist der große Stil: zu dem zum Beispiel der Palazzo Pitti gehört, aber nicht die neunte Symphonie. Der große Stil als die höchste Steigerung der Kunst der Melodie. —

Endlich ein Wort über eine ganz große theoretische Differenz zwischen uns, nämlich in Anbetracht der antiken Metrik. Freilich: ich darf heute kaum mehr über diese Dinge mitreden, — aber 1871 hätte ich's gedurft, welches Jahr ich in der erschrecklichen Lektüre der griechischen und lateinischen Metriker verbracht habe, mit einem sehr wunderlichen Resultate. Damals fühlte ich mich als den abseits gestelltesten Metriker unter allen Philologen: denn ich demonstrirte meinen Schülern die ganze Entwicklung der Metrik von Bentley bis Westphal als Geschichte eines Grundirrthums. Damals wehrte ich mich mit Händen und Füßen dagegen, daß z. B. ein deutscher Hexameter irgend etwas Verwandtes mit einem griechischen sei.

Was ich behauptete, war, um bei diesem Beispiele zu bleiben, daß ein Grieche beim Vortrage eines homerischen Verses gar keine andern Accente als die Wortaccente angewendet habe, — daß der rhythmische Reiz exakt in den Zeitquantitäten und deren Verhältnissen gelegen habe, und nicht, wie beim deutschen Hexameter, im Hopsasa des Ictus: noch abgesehn davon, daß der deutsche Daktylus auch in der Zeitquantität grundverschieden vom griechischen und lateinischen ist. Denn wir sprechen „Pfingsten, das liebliche Fest, war gekommen, es grünten und blühten“ mit dem Gefühle von  , vielleicht sogar als Triolen, gewiß aber nicht zweitheilig-feierlich mit einer langen Silbe, welche die Dauer von zwei kurzen hat. Das Strengernehmen der Dauer einer Silbe war es eben, was in der antiken Welt den Vers von der Alltagsrede abhob: was bei uns Nordländern ganz und gar nicht der Fall ist. Es ist uns kaum möglich, eine rein quantitirende Rhythmik nachzufühlen, so sehr sind wir an die Affekt-Rhythmik des Stark und Schwach, des crescendo und diminuendo, gewöhnt. Von Bentley aber (der ist der große Neuerer, G. Hermann ist erst der Zweite), ebenso von den deutschen Dichtern, welche antike Metra nachzubilden glaubten, ist ganz unschuldig unsere Art rhythmischer Sinn als einzige und „ewige“ Art, als Rhythmik an sich, angesetzt worden: ungefähr wie wir allesammt geneigt sind, unsere Humanitäts- und Mitgefühls-Moral als die Moral zu verstehen und sie in ältere, grundverschiedene Moralen hineinzuinterpretiren. Es ist ja

kein Zweifel, daß unsre deutschen Dichter „in antiken Metren“ damit vielerlei rhythmische Reize in die Poesie gebracht haben, deren sie ermangelte (das Tiktak unserer Reim-Poeten ist auf die Dauer fürchterlich): aber ein Alter hätte nichts von diesen Zaubern gehört, noch weniger aber geglaubt, dabei seine Metra zu hören. — Unter Franzosen versteht man die Möglichkeit einer allein zeit-quantitirenden Metrik schon leichter: sie fühlen die Zahl der Silben als Zeit. — Ecco, der längste Brief, den ich seit Jahren geschrieben: nehmen Sie ihn als solchen und auch in jedem andern Verstande als ein Zeichen dafür, daß auch ich „die Dankbarkeit“ nicht vergesse, mein werther Herr Doktor, der Sie mich nun schon zwei Mal mit ganz ausgesuchten Gerichten bewirthet haben. — Wo um alles in der Welt haben Sie Ihr Talent zum causer en littérature her? ist etwas französisches Blut in Ihren Adern? —

Schließlich ein Wort des Zorns gegen Ihren Verleger und Drucker. Wie! „Hefte“? Hefte, die nicht haften, die nicht geheftet sind! lucus a non lucendo! Halten Sie diesen Scherz einem alten Philologen zu Gute und bleiben Sie trotzdem wohlgesinnt

Ihrem ergebensten

Dr. Friedrich Nietzsche,
weiland Prof. der klassischen
Sprachen, insgleichen der Metrik.

Lesen Sie, ich bitte, ein Buch, das Wenige kennen, Augustinus de musica, um zu sehen, wie man

damals Horaziſche Metren verſtand und genoß, wie man dabei „taktirte“, welche Pauſen man einſchob u. ſ. w. (Arſis und Theſis ſind bloße Taktirzeichen).

Meine Adreſſe iſt, ein für alle Mal: Naumburg an der Saale. Von da aus wird mir Alles nachgeſchickt. Ich ſelbſt bin „unſtät und flüchtig“ auf Erden — —

Nr. 208.

An Freiherrn von Gersdorff.

Nizza, pension de Genève,
petite rue St. Etienne,
12. Febr. 1885.

Mein lieber alter Freund,

ich lebe ſo abſeits und ſehe und höre nichts mehr von Dir. Aber dieſes Jahr muß ich, aus Familien-Gründen, wieder einmal nach Deutſchland kommen: ich denke, in dieſer Erwartung denken wir Beide uns zuſammen ein kleines Rendezvous aus, etwa für Leipzig.

Heute theile ich Dir, nicht ohne einige Bedenken, Etwas mit, das eine Frage an Dich in ſich ſchließt. Es giebt einen vierten (letzten) Theil Zarathuſtra, eine Art ſublimen Finale's, welches gar nicht für die Öffentlichkeit beſtimmt iſt (das Wort „Öffentlichkeit“

und „Publikum“ klingt mir, in Bezug auf meinen ganzen Zarathustra, ungefähr so wie „Hurenhaus“ und „öffentliches Mädchen“ — Pardon!). Aber dieser Theil soll und muß jetzt gedruckt werden: in 20 Exemplaren, zur Vertheilung an mich und meine Freunde, und mit jedwedem Grade von Diskretion. Die Kosten für einen solchen Druck (bei C. G. Naumann in Leipzig, der die letzten Theile gedruckt hat) können nicht erheblich sein; ich selber aber bin, durch die große [—] meines Verlegers, jetzt weniger bei Gelde als je (das will sagen: er ist mir 6000 Francs schuldig, und mein Rechtsanwalt sagt mir, es sei kaum möglich, den Prozeß gegen ihn mit Erfolg durchzuführen). Anders ausgedrückt: ich habe, bis zu meinem vierzigsten Jahre, thatsächlich mit meinen vielen Schriften noch keinen Groschen „verdient“ ——: was der Humor (und wenn Du willst, der Stolz) der ganzen Sache ist.

Mehr aber sage ich nicht. Gieb mir, mein lieber alter Freund, so bald wie möglich, hierher Deine Antwort, eine unbefangene Antwort (man kann gegen mich so unbefangen sein, wie gegen „den lieben Gott“, — vorausgesetzt, daß es einen solchen giebt).

Und vor Allem, seien und bleiben wir guter Dinge: es giebt hundert Gründe, in diesem Leben tapfer zu sein.

Dein Freund Nietzsche.

Nr. 209.

An Freiherrn von Gersdorff.

Nizza, 9. April 1885.

Mein lieber alter Freund,

ich bin sehr betrübt durch die Andeutung, welche Du mir in Betreff der Gesundheit Deiner lieben Frau machst. Nun lebe ich zwar hier an einem Orte, wo es Einem nicht an allerlei Ermuthigungen in dieser Hinsicht gebricht; es ist mir sogar erstaunlich, wie lange, wie (relativ) gut und namentlich wie heiter durchschnittlich ein solcher Zustand ertragen wird. Es scheint, wenn das Leben nicht selber eine lebensgefährliche Sache wäre, diese Krankheit würde es noch nicht dazu machen. So bitte ich Dich denn, auch bei dieser Herzenssorge Deinen Himmel hell zu erhalten, so viel es nur möglich ist.

— Was meine Angelegenheit betrifft, über welche ich Dir Mittheilung machte, so bin ich mitten im Druck; C. G. Naumann hat versprochen „diskret, gut, billigst", und ich habe Gründe, an seine Versprechungen zu glauben. Bei einem Worte Deines Briefes kam ich auf den Gedanken, daß zum mindesten das Motto dieses Finale's Dir sehr nach dem Herzen sein werde.

Wenn Alles fertig ist, will ich Dir erzählen, wie es steht: Du kannst dann erwägen, was in Deinen

Kräften steht. Du bist, mein lieber alter Freund, in dieser Sache vor mir vollkommen frei: in meiner Liebe zu Dir verrückt sich Nichts um einen Zoll, gehe es so oder so. Aber dies versteht sich, unter Menschen, wie wir sind, von selber.

— Morgen breche ich auf und gehe für ein paar Monate nach Venedig. Ich bin sehr augenleidend, und sehne mich nach dem Dunkel seiner Gäßchen. Zuletzt ist es die einzige Stadt, die ich liebe. Und dann ist der einzige Musiker dort, der jetzt Musik macht, wie ich sie liebe, nämlich unser Freund Peter Gast. Weißt Du wohl, was den goldigen Glanz des Glücks, was echte Naivetät, was Meisterschaft im Sinne alter Meister betrifft, so ist dieser Gast jetzt unser erster Componist. Es gehört freilich eine gute Nase dazu, dies herauszuriechen. Unsre Zeit ist durch die prätentiöse und übertreibende Theater-Musik Richard Wagner's (welcher zuletzt ein Schauspieler war, ein sehr großer Schauspieler, auch als Musiker, aber nicht mehr!) arg verdorben in allen Angelegenheiten des musikalischen Geschmacks und Wohlgeschmacks. Die Oper unsres Freundes, welche absolut jetzt auf die deutschen Bühnen muß, heißt „Der Löwe von Venedig". Da wird Einem endlich einmal wieder venetianisch-wohl, wie 1770 ungefähr. —

Meine Adresse: Venezia, poste restante.

Dir und Deiner lieben Frau meine angelegensten und herzlichsten Wünsche.

Nr. 210.

An Freiherrn von Gersdorff.

[Venedig, 9. Mai 1885.]

Lieber alter Freund,

vor einigen Tagen habe ich ein Exemplar meines vierten und letzten Zarathuſtra an Dich auf die Poſt gegeben; hinterdrein beunruhigt mich die Vorſtellung, daß das Kreuzband vielleicht nicht feſt genug geweſen iſt, und daß ich um keinen Preis ein Exemplar dieſes Ineditums in fremde Hände und unter falſche Augen gerathen laſſen möchte. Sollte das Buch zur Stunde nicht eingetroffen ſein, ſo thue, ich bitte Dich, Schritte bei der Poſt. Die Widmung des Exemplars an Dich ſteht auf der Titelblatt-Seite außen: ſodaß eine Nachfrage Deinerſeits Erfolg haben dürfte.

Das Zweite, was ich zu ſchreiben habe, iſt die ganz unerwartet günſtigere Geſtaltung meines Prozeſſes contra Schmeitzner. Die Wahrſcheinlichkeit iſt in der That groß, daß ich, in zwei Monaten ungefähr, zu meinem Gelde komme; der Vater Schmeitzner's iſt als Bürge eingetragen u. ſ. w. In summa: daraus ergiebt ſich die angenehme Möglichkeit, daß ich meinen Herrn Drucker in Leipzig ſelber bezahlen kann: ein etwas koſtſpieliger Scherz bleibt es, den ich mir nicht ſo leicht zum zweiten Male erlauben dürfte. Aber wie glücklich bin ich nun, etwas

in den Händen zu haben, womit ich solchen Menschen, welche sich um mich „wohlverdient“ gemacht haben, auf meine Art eine Artigkeit erweisen kann! Zuletzt habe ich Dich noch zu bitten, mein lieber alter Freund Gersdorff, von diesem ineditum nicht zu sprechen. Overbeck bekommt ein Exemplar, ebenso Peter Gast, — ich habe Beide um dasselbe gebeten.

Ein schönes Motto aus einem alten Mysterium ist mir eingefallen:

„adventabat asinus
pulcher et fortissimus.“

Mit herzlichem Gruße, und in Betreff Deiner lieben Frau voll der aufrichtigsten Wünsche

Dein Freund

N.

Venezia, an der Rialtobrücke.
(Meine Adresse aber Venezia, poste restante.)

Nr. 211.

An Freiherrn und Freifrau von Seydlitz.

[Nizza, November 1885.]

Meine lieben Freunde,

nach einem kleinen Umweg über Florenz — es geht in meinem Leben nichts ohne Seitensprünge ab —

bin ich endlich wieder in meiner Residenz Nizza angelangt und ungefähr, sehr ungefähr „ausgepackt“: — zwischen Nizza und meiner Engadiner Einsiedelei von Sils-Maria wird sich nunmehr der Rest meines Lebens abspielen, die allerliebsten Intermezzi von Venediger Aufenthalten und Gondelfahrten zu Dreien hübsch eingerechnet! Wie schön verpflegt, anglo-amerikanisch, wie man's hier heißen würde, bin ich von Eurem München abgereist! und wirklich habe ich mit dem herzlichsten Angedenken jeden Schluck getrunken und jeden Bissen gekaut (— man kaut, um gut zu kauen, an einem Bissen 30 bis 70 Mal: das habe ich vom Philister Gladstone gelernt, der seine Kinder bei Tische zählen heißt —).

Hier wohne ich „Square des Phocéens“, am Meere: die ungeheuerliche Art Kosmopolitismus, welche in dieser Wortverbindung steckt, macht mir Vergnügen. In der That haben einst Griechen hier gewohnt.

In Florenz überraschte ich den dortigen Astronomen auf seiner Sternwarte, welche den schönsten Gesammt-Überblick über Ort, Thal und Fluß giebt. Sollte man's glauben, daß er neben seinem Arbeitstische die sehr zerlesenen Schriften Eures Freundes hatte und daß er, ein schneeweißer alter Mann, mit Begeisterung Stellen aus „Menschliches, Allzumenschliches“ recitirte? — Das Bild dieses vollkommnen und hochgearteten Eremitenthums war das kostbarste Geschenk, das ich von Florenz mitnahm: — zugleich freilich auch der schmerzhafteste Biß, nämlich ein Gewissensbiß. Denn ersichtlich hatte dieser einsame

Forscher es in der Weisheit des Lebens (und nicht nur in der Entdeckung von Kometen und Orion-Nebeln) weiter gebracht, als Euer Freund.

Auch war er gesund: und wenn ein Philosoph krank ist, so ist es beinahe schon ein argumentum gegen seine Philosophie. Inzwischen dürfte ich geltend machen, daß ich „reißend schnell" gesund und immer gesunder werde, seit ich meine Philosophie habe und nicht mehr „falschen Götzen" diene.

Es giebt ein artiges provençalisches Wort, welches ich immer besser verstehn lerne (— und das ist viel bei einem Deutschen) gai saber.

Behaltet lieb

Euren Freund

Nietzsche.

Adresse: Nice (France) poste restante.

Le japonisme meines Freundes Seydlitz und Gedanken über die ästhetische Tartüfferie des jetzigen Europa's haben mich die ganze Reise über beschäftigt.

Nr. 212.

An Frau Professor Vischer-Heußler.

[Nizza, 28. April 1886.]

Liebe verehrte Frau Professor,

über Naumburg kommt diese außerordentlich schmerzhafte und überraschende Mittheilung zu mir, welche

mich verpflichtet, auch meinerseits Ihnen ein Zeichen meiner Trauer und meines tiefen Mitgefühls zu geben. Es werden selten Männer so betrauert, wie Ihr ausgezeichneter Gemahl betrauert wird: von Menschen der verschiedensten Denkweisen und Bestrebungen, die aber alle einmüthig in dem Wunsche sind, einen Nachruhm, wie er ihn hat, zu hinterlassen, als treue, uneigennützige, wohlwollend-wohlthätige und unermüdliche Freunde alles Guten und Gerechten. Darf ich hinzufügen, daß mir persönlich ein Stück Leben und Vergangenheit mit ihm zu Grabe getragen wird, an welches ich gerne und mit vieler Dankbarkeit zurückzudenken habe: er gehörte zu den trefflichen Basler Collegen, die mir, in einer Lebenszeit, wo man noch wenig Anspruch auf Vertrauen machen darf und sich im Grunde erst zu „beweisen" hat, mit einem unbedingten Vertrauen und hülfreich in Rath und That entgegengekommen sind, nach dem Vorbilde seines verehrungswürdigen und mir unvergeßlich theuren Vaters. Noch von meinem letzten Besuche, den ich ihm in Basel machte (vor zwei Jahren, Sie selbst waren verreist —) habe ich den Eindruck jenes tiefen Vertrauens zurückbehalten, welches wir, ich darf es wohl sagen, zu einander hatten.

In meinem nächsten Briefe will ich meiner Schwester von Ihrem großen Verluste Mittheilung machen, verehrte Frau Professor (über das Meer, Sie wissen ohne Zweifel von ihrer Übersiedelung nach Paraguay?); und ich weiß, daß sie mit Ihnen und mit mir auf das Schmerzlichste davon betroffen

sein wird. Wenn ich selbst in diesem Jahre über Basel kommen sollte, werde ich mir die Freiheit nehmen, Ihnen mündlich zu wiederholen, was ich hier geschrieben habe,

als Ihr hochachtungsvoll
ergebener und sehr
betrübter Freund
Professor Dr. Nietzsche.

Nizza, den 28. April 1886.

Nr. 213.

An Freifrau Irene v. Seydlitz, geb. Simon v. Pálya.

[Venedig, den 7. Mai 1886.]
Venezia,
San Canciano calle nuova 5256.

Verehrte Freundin,

nichts konnte liebenswürdiger sein als die Intention Ihres Briefes an mich, — der mich aufforderte, an mich selbst zu denken. Aber gerade das geht, wie es scheint, über meine Kräfte, Dank einer lebenslänglichen Verwöhnung: es gab in diesem Winter so viel Anderes zu denken, es lag so viel Anderes und lauter so Schweres auf mir, daß ich nicht einmal Zeit hatte,

an mich zu denken, wozu Ihre Zeilen in der That die freundschaftlichste Aufforderung enthielten. Nehmen Sie das alles wörtlich, so verrückt es auch klingen mag. Aber ein Mensch wie ich ist in sein Problem — in seine „Aufgabe", sagt man wohl? — gespannt wie in ein schönes alterthümliches Folterwerkzeug: hat man's wieder einmal „überstanden", nun, so ist man doch für eine längere Zeit kaput. Zum Beispiel jetzt: ein Manuskript mit dem bösartigen Titel „Jenseits von Gut und Böse" ist das eine Resultat des Winters; das andere — liegt hier in Venedig, ich selber, jenseits vielleicht von Gut und Böse, aber nicht von Ekel, Langeweile, malinconia und Augenschmerzen. —

Diesen Winter sah ich öfter einmal den Namen meines Freundes Seydlitz in der Neuen freien Presse oder anderswo — sehr siegreich, wie mir schien? — Ich glaube von einem Auftrage für Bologna gelesen zu haben? Dies gab mir die Vorstellung, als ob Sie mit einander vielleicht südliche Pläne planten. Und darf ich wissen, wo Sie sich vor der großen Hitze verstecken wollen? — Zuletzt bitte ich, nicht erstaunt zu sein, mich plötzlich einmal in München auftauchen zu sehn, „durchreisendamente", um italienisch zu sprechen. Dies Jahr muß ich meiner Mutter etwas zu Hülfe kommen, daß sie den Verlust ihres andren Kindes nicht gar zu schwer trägt. — Übrigens sind die Nachrichten gut, die Seefahrt war glänzend. —

Seien wir guter Dinge! (Erste Bedingung des

ewig-Weiblichen nach meiner façon: lachen-können, im Kopfe lauter dummes Zeug.)

Dankbar und ergeben

Ihr

Fridericus Nux Crux

Lux Dux etc.

7. Mai 1886.

Nr. 214.

An Freiherrn von Seydlitz.

Sils-Maria, 17. August 1886.

Lieber alter Freund,

es gäbe Gründe, sich bei Dir für einen sehr guten Brief zu bedanken, in dem feine kluge Sachen standen, wie sie gerne in meine Art Ohren schlüpfen.

Hast Du bemerkt, daß ich die „kleinsten aller möglichen" Ohren habe? Vielleicht auch die schläuesten . . .

Ein Dir im Frühjahr zugedachter Besuch mißrieth mir: ich fand das artige Nest ausgeflogen. Daß ich in diesem Herbste nach München komme (wozu mich Mancherlei locken könnte —) ist inzwischen wieder unwahrscheinlich geworden. Aus meinem letzten deutschen Aufenthalte habe ich ein ressentiment noch nicht überwunden. Die „mora-

lische Luft" daselbst bläst gegen mich, das ist kein Zweifel. Wahrscheinlich mache ich eine Wallfahrt nach Corte auf Corsica (woselbst Napoleon zwar nicht geboren, aber — was vielleicht sehr viel mehr ist, concipirt worden ist).

Es handelt sich jetzt auch bei mir um eine conceptio: Du wirst es aus dem Umschlage meines letzterschienenen Werks errathen, welches ich Dir (wie sich von selbst versteht) zugesandt habe. Meine ganze frühere Litteratur (von „Geburt der Tragödie" bis zum „Zarathustra") ist jetzt in den Besitz von E. W. Fritzsch übergegangen. Derselbe hat bereits, wie Du weißt, den „ganzen Wagner"; es scheint, daß er Werth darauf legt, auch einmal den „ganzen Nietzsche" zu haben.

Was macht die Reise nach Bologna? Und überhaupt der japonisme? —

Es bittet Dich und Deine liebe Frau um ein herzliches und freundschaftliches Angedenken

Friedrich Nietzsche.

Nr. 215.

An Paul Deussen.

[Sils-Maria, September 1886.]

Lieber alter Freund,

es giebt, wie man mir mittheilt, den schönsten Anlaß, Dir Glück zu wünschen — oder vielmehr nicht ein-

mal erst zu wünschen. Halte fest, was Du jetzt hast, mein alter Freund und Kamerad, sonderlich wenn das „Glück", wie in Deinem Falle, ein gutes Weib ist; denn das Glück läuft gar zu gerne von Unsereinem davon (nämlich von uns Philosophen und Unthieren der Erkenntniß ...)

Zum Zeichen, wie gern ich einmal mich wieder in Deiner Nähe wissen würde, habe ich mir erlaubt, Dir mein jüngstes und bösartigstes Kind zuzusenden: hoffentlich lernt es in Deiner Nähe etwas „Moralität" und Vedânteske Würde, da es an Beidem von seinem Vater her Mangel leidet. „Jenseits von Gut und Böse" heißt es; eben las ich bereits einen furchtbar ernsten Aufsatz darüber unter dem Titel „Nietzsche's gefährliches Buch" — es wird das Thema durchfigurirt „das ist Dynamit" ...

Was liegt daran! War jemals ein Mensch verwegener zu den Dingen gestellt, als ich? Man muß es aushalten können: das ist die Probe; was man dazu „sagt", davon „denkt", ist mir gleichgültig. Schließlich — ich will nicht für heute und morgen, sondern für Jahrtausende Recht behalten.

Diesen Sommer sprach ich öfter über Dich mit Leskien (Sils-Maria ist nämlich in der zweiten Hälfte des Sommers ein wahres Professoren-Rendezvous: sodaß der alte „Einsiedler von Sils-Maria" auf dem Laufenden erhalten wird — — ja, ja, auf dem Laufenden, aber zum Davonlaufen, was die heutigen deutschen Universitäts-Bildungs-Zustände anbetrifft). Leskien erzählte von der außerordentlichen Schätzung, welche Böhtlingk für Dein Werk habe; er meinte,

es würde leichter sein, Dir eine Sanskrit-Professur als einen Lehrstuhl (Lehnstuhl) für Philosophie zu schaffen. Im Grunde hättest Du Dich mit Deiner Doppel-Begabung zwischen zwei Stühle gesetzt: — man läßt ja nach alter Gelehrten-Gewöhnung nur die „Spezialität" gelten, man darf nicht zweien Herren dienen, zumal wenn es zwei Weiber sind, wie Philologie und Philosophie ....

Mir selbst hat Dein Buch immer von Neuem wieder tiefes Interesse und Belehrung gegeben: ich wünschte, es gäbe etwas ähnlich Klares, Dialektisch-Durchgearbeitetes auch für die Sankhya-Philosophie. —

Behalte in gutem Gedächtnisse Deinen

Freund Friedrich Nietzsche.

Nr. 216.

An Freiherrn von Seydlitz.

Nizza, pension de Genève,
pet. rue St. Etienne.
26. Oktober 1886.

Lieber Freund,

schönsten Dank! — Aber ich will nicht nach Paraguay, wohin man mich einladet. Viel eher noch nach München: vorausgesetzt, daß ich wieder heiterer

und „menschenfreundlicher“ werde, als ich jetzt gerade bin.

Was für ein schwermüthiger Herbst! Bleigewichte überall, Niemand, der mich etwas aufhellt, — und nichts um mich als meine alten Probleme, die alten rabenschwarzen Probleme! — Hast Du Dich in meinem „Jenseits“ umgethan? (Es ist eine Art von Commentar zu meinem „Zarathustra“. Aber wie gut müßte man mich verstehn, um zu verstehn, in wie fern es zu ihm ein Commentar ist!) Ein Buch für die Menschen umfänglichster Bildung, z. B. Jacob Burckhardt und Hippolyte Taine, die ich einstweilen für meine einzigen Leser halte: und zuletzt nicht einmal ein Buch für sie —, sie haben weder die gleiche Noth noch den gleichen Willen mit mir gemein. — Dies ist Einsamkeit: — ich habe Niemanden, der mit mir mein Nein und mein Ja gemein hätte!

Die Reise nach Corsica gab ich auf, weil mir der Mensch, der mich dahin begleiten sollte, gänzlich bei näherer Besichtigung zuwider wurde. Meine Drei-Viertels-Blindheit zwang mich, alles eigne Experimentiren zu lassen und schnellstens nach Nizza zu flüchten, das meine Augen „auswendig gelernt“ haben. Ja, gewiß! Es hat mehr Licht, als München! Bis jetzt weiß ich außer Nizza und dem Engadin keine Gegend, wo ich noch es aushalte, täglich ein paar Stunden mit den Augen thätig zu sein. Aber auch damit geht es vielleicht mit diesem Winter zu Ende. — Habe nur Geduld: ich komme schon noch nach München.

Vielleicht giebt es daselbst ein sehr lustiges weib-

liches Geschöpf, mit dem ich lachen kann? Ich muß das Lachen nachholen. .

Von Paraguay aus die herzlichsten Grüße an Dich und Deine liebe Frau, der ich wünsche bestens empfohlen zu sein.

Treulich

Dein Nietzsche.

Den Wagnerianern (namentlich Levi) in München allesammt meine besten compliments, sincères et tendres!

Nr. 217.

An Gustav Krug.

[Nizza, Februar 1887.]

Lieber Gustav,

hiermit übersende ich Dir als meinem ältesten Freund und Bruder in arte musica, das Einzige, was von meiner Musik übrig bleiben soll — eine Art Glaubensbekenntniß in Tönen, das sich dazu eignen möchte, einmal „zu meinem Gedächtniß" gesungen zu werden. Denn so ein Philosoph, wie ich, der durchaus keine Gegenwart hat und haben will, hat vielleicht ebendamit eine kleine Anwartschaft auf „Zukunft" —

— Kannst Du Dir dieses kleine Chorwerk nicht einmal vorführen lassen? Ich erinnere mich der

herrlichen Klangwirkung des Gürzenich-Saales. Ein guter Chor dürfte sich von diesem Hymnus (der eine energische Haltung und zuletzt einen dramatischen Hauptaccent hat) keinen kleinen Erfolg versprechen.

In alter Liebe und Treue, mit den herzlichsten Empfehlungen an Deine liebe Frau,

Dein Freund

Nietzsche.

Adresse: Nizza (France), pension de Genève.

Nr. 218.

An Freiherrn von Seydlitz.

Nizza, Donnerstag den 24. Februar 1887.
rue des Ponchettes 29 au premier.

Glücklicher Weise, lieber Freund, bewies in Deinem eignen Falle Dein Brief ganz und gar nicht quod erat demonstrandum: sonst aber gebe ich Dir Alles zu, die verhängnißvollen Einwirkungen des bedeckten Himmels, der langen feuchten Kälte, der Nähe von Bajovaren und von bairischem Bier — ich bewundre jeden Künstler, der diesen Feinden die Stirn bietet, gar nicht zu reden von der deutschen Politik, welche nur eine andre Art permanenten Winters und schlechten Wetters ist. Mir scheint Deutschland in den letzten 15 Jahren eine förmliche Schule der Ver-

dummung geworden zu sein. Wasser, Quark und Mist weit und breit [— —]: so sieht sich das aus der Ferne an. Ich bitte tausend Male um Entschuldigung, wenn ich damit Deine edleren Gefühle verletze, aber vor diesem gegenwärtigen Deutschland, so sehr es auch igelmäßig in Waffen starrt, habe ich keinen Respekt mehr. Es repräsentirt die stupideste, verkommenste, verlogenste Form des „deutschen Geistes", die es bisher gegeben hat, — und was *hat* dieser „Geist" sich schon Alles an Geistlosigkeit zugemuthet! Ich vergebe es Niemandem, der mit ihm seinen Compromiß macht, heiße er selbst Richard Wagner, und namentlich nicht, wenn es so schändlich zweideutig und vorsichtig gemacht wird, wie dies der kluge, allzukluge Verherrlicher der „reinen Thorheit" in seinen letzten Jahren bewerkstelligt hat — —

Hier, in *unserm* Sonnenlande — was für andre Dinge haben wir im Kopfe! Eben noch hatte Nizza seinen langen, internationalen Carneval (mit Spanierinnen im Übergewichte, beiläufig gesagt) und dicht hinter ihm, sechs Stunden nach seiner letzten Girandola, gab es schon wieder neue und seltner erprobte Reize des Daseins. Wir leben nämlich in der interessanten Erwartung, *zu Grunde zu gehn* — Dank einem wohlgemeinten Erdbeben, das nicht nur alle Hunde weit und breit heulen macht. Welches Vergnügen, wenn die alten Häuser über Einem wie Kaffeemühlen rasseln! wenn das Tintefaß selbständig wird! wenn die Straßen sich mit entsetzten halbbekleideten Figuren und zerrütteten Nervensystemen füllen! Diese Nacht machte ich, gegen 2—3 Uhr,

comme gaillard, der ich bin, eine Inspektionsrunde in den verschiednen Theilen der Stadt, um zu sehn, wo die Furcht am größten ist. — Die Bevölkerung campirt nämlich Tags und Nachts im Freien, es sah hübsch militärisch aus. Und nun gar in den Hôtels! wo Vieles eingestürzt ist und folglich eine vollkommne Panik herrscht. Ich fand alle meine Freunde und Freundinnen erbärmlich unter grünen Bäumen ausgestreckt, sehr flanellirt, denn es war scharf kalt, und bei jeder kleinen Erschütterung düster an das Ende denkend. Ich zweifle nicht, dies macht der saison ein plötzliches Ende, alles denkt an's Abreisen (gesetzt, daß man fortkommt und daß die Eisenbahnen nicht zu allererst „abgerissen" sind). Schon gestern Abend waren die Gäste des Hôtels, wo ich esse, nicht dazu zu bringen, ihre table d'hôte im Innern des Hauses einzunehmen — man aß und trank im Freien; und abgesehn von einer alten sehr frommen Frau, welche überzeugt ist, daß der liebe Gott ihr Nichts zu leide thun darf, war ich der einzige heitere Mensch unter lauter Larven und „fühlenden Brüsten".

— Eben erwische ich ein Zeitungsblatt, das diese letzte Nacht bei weitem malerischer, als Dein Freund vermag, Dir zu Gemüthe führen wird. Ich lege es bei: lies es, bitte, Deiner lieben Frau vor und behalte mich in gutem Angedenken!

Treulich

Dein Nietzsche.

(Verzeih die Eile und Flüchtigkeit meiner Schrift, aber der Brief soll mit dem nächsten Zuge fort.)

Nr. 219.

(Postkarte.)

An Paul Deussen.

Nice (France), pension de Genève.
16. Nov. 1887.

Lieber Freund,

Du wirst von Deiner Odyssee jetzt glücklich in Deinen Berufs-Hafen wieder eingelaufen sein: ich wünsche Dir einen glücklichen und schülerreichen Winter und ein Vorwärts in jedem Sinne auf Deiner Bahn (ohne Hemmung, ohne „Quarantänen" —). Die schöne Symbolik Deiner Handlung am 15. Oktober hat mich tief gerührt: — vielleicht ist dieser alte Plato mein eigentlicher großer Gegner? Aber wie stolz bin ich, einen solchen Gegner zu haben! — Behalte mich lieb!

Dein

Nietzsche.

Einen herzlichen Gruß an die kleine tapfere Kameradin!

Nr. 220.

An Dr. Carl Fuchs.

Nizza (France), den 14. Dez. 1887.
Pension de Genève.

Lieber und werther Freund,

es war ein sehr guter Augenblick, mir einen solchen Brief zu schreiben. Denn ich bin, fast ohne den Willen dazu, aber gemäß einer unerbittlichen Nothwendigkeit, gerade mitten darin, mit Mensch und Ding bei mir abzurechnen und mein ganzes „Bisher" ad acta zu legen. Fast Alles, was ich jetzt thue, ist ein Strich-drunter-ziehn. Die Vehemenz der inneren Schwingungen war erschrecklich, die letzten Jahre hindurch; nunmehr, wo ich zu einer neuen und höheren Form übergehn muß, brauche ich zuallererst eine neue Entfremdung, eine noch höhere Entpersönlichung. Dabei ist es wesentlich, was und wer mir noch bleibt. —

Wie alt ich eigentlich schon bin? Ich weiß es nicht; ebensowenig, wie jung ich noch sein werde. —

Ich betrachte mit Vergnügen Ihr Bild; es scheint mir viel Jugend und Tapferkeit drin zu sein, gemischt, wie es sich ziemt, mit beginnender Weisheit (und weißen Haaren? . .).

In Deutschland beschwert man sich stark über

meine „Excentricitäten“. Aber da man nicht weiß, wo mein Centrum ist, wird man schwerlich darüber die Wahrheit treffen, wo und wann ich bisher „excentrisch“ gewesen bin. Zum Beispiel, daß ich Philologe war — damit war ich *außerhalb* meines Centrums (womit, glücklicher Weise, durchaus nicht gesagt ist, daß ich ein schlechter Philologe war). Insgleichen: heute scheint es mir eine Excentricität, daß ich Wagnerianer gewesen bin. Es war ein über alle Maßen gefährliches Experiment; jetzt, wo ich weiß, daß ich *nicht* daran zu Grunde gegangen bin, weiß ich auch, welchen *Sinn* es für mich gehabt hat — es war meine stärkste Charakter-Probe. Allmählich disciplinirt Einen freilich das Innewendigste zur Einheit zurück; jene *Leidenschaft*, für die man lange keinen Namen hat, rettet uns aus allen Digressionen und Dispersionen, jene *Aufgabe*, deren unfreiwilliger Missionär man ist.

— Dergleichen ist sehr schwer aus der Ferne zu verstehn. Meine letzten zehn Jahre waren dadurch über die Maßen schmerzhaft und gewaltsam. Falls Sie Lust haben sollten, mehr von dieser bösen und problematischen Geschichte zu hören, so seien Ihrer freundschaftlichen Theilnahme die Neuausgaben meiner früheren Schriften empfohlen, insbesondere deren *Vorreden*. [Anbei bemerkt: mein aus guten Gründen etwas desperater Verleger, der treffliche E. W. Fritzsch in Leipzig, ist bereit, Jedermann diese Neuausgaben auszuhändigen, vorausgesetzt, daß man ihm dafür einen längeren Essay (über „Nietzsche en bloc“) verspricht. Die größeren Litteraturblätter, wie

Lindau's „Nord und Süd", sind reif dafür, einen solchen Essay nöthig zu haben, da eine wirkliche Unruhe und Aufregung über die Bedeutung meiner Litteratur sich bemerkbar macht. Bisher hat noch Niemand genug Muth und Intelligenz gehabt, mich den lieben Deutschen zu entdecken: meine Probleme sind neu, mein psychologischer Horizont ist bis zum Erschrecken umfänglich, meine Sprache kühn und deutsch, vielleicht giebt es keine gedankenreicheren und unabhängigeren deutschen Bücher als die meinen.]

— Der Hymnus gehört auch zu diesem „Strichdrunter-ziehn". Können Sie ihn nicht sich einmal singen lassen? Man hat mir von verschiedenen Seiten schon die Aufführung in Aussicht gestellt (z. B. Mottl in Carlsruhe). Seine eigentliche Bestimmung soll freilich sein, einmal „zu meinem Gedächtniß" gesungen zu werden: er soll von mir übrig bleiben, gesetzt, daß ich selbst übrig bleibe.

Behalten Sie mich in guter Erinnerung, mein lieber Herr Doktor: ich danke Ihnen auf das Herzlichste dafür, daß Sie mir auch in der zweiten Hälfte Ihres Jahrhunderts zugethan bleiben wollen.

Ihr Freund

Nietzsche.

Nr. 221.

An Freiherrn von Gersdorff.

Nice (France), Pension de Genève,
20. Dec. 1887.

Lieber Freund,

selten in meinem Leben hat mir ein Brief solche Freude gemacht, wie der Deinige vom 30. November. Es scheint mir, daß damit Alles zwischen uns auf das Rechtschaffenste und Gründlichste wieder in Ordnung gebracht ist. Ein solches Glück konnte gar nicht auf einen passenderen Zeitpunkt mir aufgespart bleiben, als es der jetzige ist. In einem bedeutenden Sinn steht mein Leben gerade jetzt wie im vollen Mittag: eine Thür schließt sich, eine andre thut sich auf. Was ich nur in den letzten Jahren gethan habe, war ein Abrechnen, Abschließen, Zusammenaddiren von Vergangenem, ich bin mit Mensch und Ding nachgerade fertig geworden und habe einen Strich drunter gezogen. Wer und was mir übrig bleiben soll, jetzt wo ich zur eigentlichen Hauptsache meines Daseins übergehn muß (überzugehn verurtheilt bin ...), das ist jetzt eine capitale Frage. Denn, unter uns gesagt, die Spannung, in welcher ich lebe, der Druck einer großen Aufgabe und Leidenschaft, ist zu groß, als daß jetzt noch neue Menschen an mich herankommen könnten. Thatsächlich ist die Öde um mich

ungeheuer; ich vertrage eigentlich nur noch die ganz Fremden und Zufälligen und, andrerseits, die von Altersher und aus der Kindheit mir Zugehörigen. Alles Andre ist abgebröckelt, oder auch *abgestoßen* worden (es gab viel Gewaltsames und Schmerzliches dabei —).

Es bewegte mich, Deinen Brief, und Deine alte Freundschaft darin, gerade jetzt zum Geschenk zu erhalten. Etwas Ähnliches geschah im vorigen Sommer, als plötzlich *Deussen* im Engadin erschien, den ich 15 Jahre lang nicht gesehn hatte (— er ist der erste Philosophie-Professor *Schopenhauerischer* Confession und behauptet, daß ich die Ursache seiner Verwandlung sei). Insgleichen bin ich tief dankbar für alles Das, was ich dem Venediger maëstro verdanke. Ich habe ihn fast jedes Jahr besucht und darf Dir ohne jede Übertreibung sagen: er ist in rebus musicis et musicantibus meine einzige Hoffnung, mein Trost und mein Stolz. Denn er ist beinahe aus mir gewachsen: und das, was er jetzt von Musik macht, ist an Höhe und Güte der Seele und an Classicität des Geschmacks weit über Allem, was jetzt sonst von Musik gemacht wird. Daß man sich ablehnend und unanständig gegen ihn verhält und daß er ganze Jahre einer wirklichen Tortur durch Zurückweisungen, Taktlosigkeiten und deutsche Tölpeleien durchgemacht hat, steht dazu *nicht* im Widerspruch. Aber dies ist die Moral der Geschichte: entweder geht man an den Widerwärtigkeiten des Lebens zu Grunde oder *kommt stärker aus ihnen heraus*.

Auch Du, mein lieber alter Freund! Du Viel-Geprüfter! wirst diesen Satz unterschreiben können? —

Es scheint mir, daß ich Dir diesmal einen Geburtstagsbrief geschrieben habe? Ganz wie ehedem, in unsrer „guten alten" Zeit? (Ich bin Dir wirklich nicht einen Augenblick untreu geworden: sage das auch Deiner lieben Frau, zugleich mit meiner angelegentlichen Empfehlung!)

In alter Liebe und
Freundschaft
Dein Nietzsche.

Eben erschienen, bei E. W. Fritzsch: Hymnus an das Leben. Für gemischten Chor und Orchester componirt von Friedrich Nietzsche. Partitur. — Bitte, lies doch die neue Ausgabe der „Fröhlichen Wissenschaft": — es ist Einiges zum Lachen darin.

Nr. 222.

An Paul Deussen.

Nizza (France), den 3. Januar 1888.
Pension de Genève.

Lieber Freund,

das Jahr hat begonnen, ich schreibe eben zum ersten Male seine drei Achten: was kann ich zu seinen Ehren Besseres thun, als meinem alten Freunde Deussen

einen Neujahrsbrief zu schreiben? Zumal derselbe in diesem Falle auch zugleich ein Geburtstagsbrief sein wird.

Wie alt man schon ist? Wie jung man noch werden wird? ...

Ich habe einen so hohen Begriff von Deiner thätigen und tapfren Existenz, daß es wenig Sinn hat, besondre Wünsche auszudrücken. Wer einen eigenen Willen in die Dinge zu legen hat, über den werden die Dinge nicht Herr; zuletzt arrangiren sich die Zufälle noch nach unsern eigentlichsten Bedürfnissen. Ich erstaune oft, wie wenig die äußerste Ungunst des Schicksals über einen Willen vermag. Oder vielmehr: ich sage mir, wie sehr der Wille selbst Schicksal sein muß, daß er immer wieder auch gegen das Schicksal Recht bekommt, *ὑπὲρ μόρον* —

Seltsam, daß gerade jetzt mir meine ältesten Freunde wieder in die Nähe gekommen sind (außer Dir zum Beispiel auch Carl von Gersdorff, von dem ich jüngst einen herrlichen Brief hatte). Nämlich zu gleicher Zeit, wo ich meiner radikalen Vereinsamung mir bewußt werde und wo ich, schmerzhaft und ungeduldig, eine menschliche Beziehung nach der andren von mir ablöse, ablösen muß. Im Grunde macht jetzt Alles Epoche bei mir; mein ganzes Bisher bröckelt von mir ab; und wenn ich zusammenrechne, was ich in den letzten zwei Jahren überhaupt gethan habe, so erscheint es mir jetzt immer als ein und dieselbe Arbeit: mich von meiner Vergangenheit zu isoliren, die Nabelschnur zwischen mir und ihr zu lösen. Ich habe so viel erlebt, gewollt und, vielleicht,

erreicht, daß eine Art Gewalt noth thut, um wieder fern und los davon zu werden. Die Vehemenz der inneren Schwingungen war ungeheuer; daß dies ungefähr auch aus der Ferne bemerkbar ist, erschließe ich aus den regulären epithetis ornantibus, mit denen man mich seitens der deutschen Kritik behandelt („excentrisch", „pathologisch", „psychiatrisch", et hoc genus omne). Diese Herren, die keinen Begriff von meinem Centrum, von der großen Leidenschaft haben, in deren Diensten ich lebe, werden schwerlich einen Blick dafür haben, wo ich bisher außerhalb meines Centrums gewesen bin, wo ich wirklich „excentrisch" war. Aber was liegt daran, daß man sich über mich und an mir vergreift! Schlimmer wäre es, wenn man's nicht thäte (— es würde mich mißtrauisch gegen mich selber machen).

Jetzt begehre ich für eine Reihe Jahre nur Eins: Stille, Vergessenheit, die Indulgenz der Sonne und des Herbstes für etwas, das reif werden will, für die nachträgliche Sanktion und Rechtfertigung meines ganzen Seins (eines sonst aus hundert Gründen ewig problematischen Seins!)

Für Alles, was Du Deinerseits vorhast, habe ich, wie Du weißt, eine tiefe Sympathie. Auch gehört es zu den wesentlichsten Förderungen meiner Vorurtheilslosigkeit (meines „übereuropäischen Auges"), daß Dein Sein und Wirken mich immer wieder an die einzige große Parallele erinnert, die es zu unsrer europäischen Philosophie giebt. Hier in Frankreich herrscht in Betreff dieser indischen Entwicklung noch immer die alte vollkommene Unwissenheit: so daß

z. B. die Anhänger A. Comte's ganz naiv Gesetze für eine historisch-nothwendige Entwicklung und Folge der philosophischen Hauptdifferenzen construiren, bei denen die Inder gar nicht in Betracht kommen, — Gesetze, denen die indische Entwicklung widerspricht. Aber das weiß Mfr. de Roberty nicht (l'ancienne et la nouvelle philosophie, 1887).

Gieb mir irgendwann einmal wieder ein Lebenszeichen, alter Freund; inzwischen empfehle ich, gesetzt, daß Du Lust und Zeit hast Dich mit mir zu unterhalten, Dir etwas von meiner Immoralisten-Litteratur zu Gemüthe zu führen (besonders „Die fröhliche Wissenschaft" und die „Morgenröthe", wohlverstanden in den neuen Ausgaben: — auch giebt es da dies und jenes zu lachen).

Deiner lieben Frau, welche mir mit ihrer kleinen tapfren und treuen Art sehr gut im Gedächtniß geblieben ist, meinen ergebensten Gruß und Glückwunsch.

Von Herzen

Dein Nietzsche.

Mein Wunsch, den Winter einmal wieder an einer gelehrten Stätte Deutschlands zu verleben mit der Nachbarschaft guter Freunde und Bücher (ein Wunsch, der in Hinsicht auf die Ernährungsbedürfnisse meines Geistes sich bisweilen zum Hunger und zur Tortur steigert) ist bisher immer an der force majeure (oder mineure —) meiner Gesundheit gescheitert. Aber „einst wird kommen der Tag" — — —

Nr. 223.

An Freiherrn von Seydlitz, Cairo.

Nizza, pension de Genève,
den 12. Februar 1888.

Lieber Freund,

das war kein „stolzes Schweigen", das mir inzwischen den Mund fast gegen Jedermann verbunden hat, vielmehr ein sehr demüthiges, das eines Leidenden, der sich schämt zu verrathen, wie sehr er leidet. Ein Thier verkriecht sich in seine Höhle, wenn es krank ist; so thut es auch la bête philosophe. Es kommt so selten noch eine freundschaftliche Stimme zu mir. Ich bin jetzt allein, absurd allein; und in meinem unerbittlichen und unterirdischen Kampfe gegen Alles, was bisher von den Menschen verehrt und geliebt worden ist (— meine Formel dafür ist „Umwerthung aller Werthe"), ist unvermerkt aus mir selber etwas wie eine Höhle geworden — etwas Verborgenes, das man nicht mehr findet, selbst wenn man ausgienge, es zu suchen. Aber man geht nicht darauf aus ... Unter uns gesagt, zu Dreien — es ist nicht unmöglich, daß ich der erste Philosoph des Zeitalters bin, ja vielleicht noch ein wenig mehr, irgend etwas Entscheidendes und Verhängnißvolles, das zwischen zwei Jahrtausenden steht. Eine solche absonderliche Stellung büßt man beständig ab —

durch eine immer wachsende, immer eisigere, immer schneidendere Absonderung. Und unsre lieben Deutschen! . . In Deutschland hat man es, obwohl ich im 45. Lebensjahr stehe und ungefähr fünfzehn Werke herausgegeben habe (— darunter ein non plus ultra, den Zarathustra —) auch noch nicht zu einer einzigen auch nur mäßig achtbaren Besprechung auch nur eines meiner Bücher gebracht. Man hilft sich jetzt mit den Worten: „excentrisch", „pathologisch", „psychiatrisch". Es fehlt nicht an schlechten und verleumderischen Winken in Bezug auf mich; es herrscht ein zügellos feindseliger Ton in den Zeitschriften, gelehrten und ungelehrten, — aber wie kommt es, daß nie Jemand dagegen protestirt? daß nie Jemand sich beleidigt fühlt, wenn ich beschimpft werde? — Und Jahre lang kein Labsal, kein Tropfen Menschlichkeit, nicht ein Hauch von Liebe —

Unter diesen Umständen muß man in Nizza leben. Es wimmelt auch diesmal von Nichtsthuern, grecs und anderen Philosophen, es wimmelt von „Meinesgleichen": und Gott läßt, mit dem ihm eigenen Cynismus, gerade über uns seine Sonne schöner scheinen, als über das so viel achtbarere Europa des Herrn von Bismarck (— das mit fieberhafter Tugend an seiner Bewaffnung arbeitet und ganz und gar den Aspekt eines heroisch gestimmten Igels darbietet). Die Tage kommen hier mit einer unverschämten Schönheit daher; es gab nie einen vollkommneren Winter. Und diese Farben Nizza's: ich möchte sie Dir schicken. Alle Farben mit einem leuchtenden Silbergrau durchgesiebt; geistige, geist-

reiche Farben; nicht ein Rest mehr von der Brutalität der Grundtöne. Der Vorzug dieses kleinen Stücks Küste zwischen Alassio und Nizza ist eine Erlaubniß zum Africanismus in Farbe, Pflanze und Lufttrockenheit: das kommt im übrigen Europa nicht vor.

Oh wie gern säße ich mit Dir und Deiner lieben verehrten Frau zusammen unter irgend einem homerisch-phäakischen Himmel . . . aber ich darf nicht mehr südlicher (— die Augen zwingen mich bald zu nördlicheren und stupideren Landschaften). Schreibe mir, bitte, noch einmal über die Zeit, wo Du wieder in München bist, und vergieb mir diesen düsteren Brief!

Dein getreuer Freund Nietzsche.

Seltsam! Ich habe drei Tage Deine Ankunft hier im Hôtel erwartet. Es war Besuch aus München angemeldet, man wollte mir nicht sagen, wer; man machte zwei Plätze neben mir bei Tisch frei — Enttäuschung! Es waren alte Spieler und Montecarlisten, welche mir zuwider sind. . . .

Nr. 224.

An Dr. Carl Fuchs.

Turin, den 14. April 1888.

Lieber und werther Herr Doktor,

ich habe auch hier wie in Nizza Ihr Bild vor mir auf dem Tische: was Wunders, wenn mich gar nicht

selten die Lust ankommt, mit Ihnen zu reden? Und daß ich's thue? — Wozu, frage ich mich, diese absurde Entfremdung durch den Raum (durch jenen Raum, von dem die Philosophen sagen, er sei von uns erfunden —), diese Lücke zwischen den wenigen Menschen, die sich etwas zu sagen hätten! — —

Kennen Sie Turin? Das ist eine Stadt nach meinem Herzen. Sogar die einzige. Ruhig, fast feierlich. Klassisches Land für Fuß und Auge (durch ein süperbes Pflaster und einen Farbenton von gelb und braunroth, in dem Alles eins wird). Ein Hauch gutes achtzehntes Jahrhundert. Paläste, wie sie uns zu Sinnen reden: nicht Renaissance-Burgen. Und daß man mitten in der Stadt die Schnee-Alpen sieht! Daß die Straßen schnurgerade in sie hineinzulaufen scheinen! Die Luft trocken, sublim-klar. Ich glaubte nie, daß eine Stadt durch Licht so schön werden könnte.

Funfzig Schritt von mir der palazzo Carignano (1670): mein grandioses Vis-à-Vis. Noch einmal funfzig Schritt das teatro Carignano, wo man gerade sehr achtungswürdig „Carmen" präsentirt. Man kann halbe Stunden in Einem Athem durch hohe Bogengänge gehn. Hier ist Alles frei und weit gerathen, zumal die Plätze, sodaß man mitten in der Stadt ein stolzes Gefühl von Freiheit hat.

Hierher habe ich mein Huckepack von Sorgen und Philosophie geschleppt. Bis zum Juni wird es gehn, ohne daß die Hitze mich quält. Die Nähe der Berge garantirt eine gewisse Energie, selbst Rauhigkeit. Dann kommt meine alte Sommer-Residenz Sils-

Maria an die Reihe: das Oberengadin, meine Landschaft, so fern vom Leben, so metaphysisch . . Und dann ein Monat Venedig: ein geweihter Ort für mein Gefühl, als Sitz (Gefängniß, wenn man will) des einzigen Musikers, der mir Musik macht, wie sie heute unmöglich erscheint: tief, sonnig, liebevoll, in vollkommener Freiheit unter dem Gesetz —

Irgendwo und irgendwann las ich, daß man nur in wenig Städten Deutschlands Schopenhauer's Gedächtniß gefeiert habe. Man hob Danzig hervor. Dabei gedachte ich Ihrer.

Wie Alles davon läuft! Wie Alles auseinander läuft! Wie still das Leben wird! Kein Mensch, der mich kennte, weit und breit. Meine Schwester in Südamerika. Briefe immer seltner. Und man ist noch nicht einmal alt!!!! Nur Philosoph! Nur abseits! Nur compromittirend abseits! —

Ein **curiosum:** eben trifft ein Zeitungsblatt aus Dänemark ein. Daraus lerne ich, daß an der Kopenhagener Universität ein Cyklus öffentlicher Vorlesungen „om den tüske filosof Friedrich Nietzsche" gehalten wird. Der Vortragende ist der Privatdozent Dr. Georg Brandes. —

Erzählen Sie mir ein wenig von Ihrem Schicksale, werther Freund! Wohin treibt jetzt das Schiff? Und warum liest man nicht Ihre gesammelten Critica? Ich hörte von Niemandem lieber Werthurtheile de rebus musicis et musicantibus.

Treulich der Ihre

Nietzsche.

(Torino, ferma in posta.)

Nr. 225.

(Postkarte.)

An Paul Deussen.

Turin, 3. Mai 1888.

Lieber Freund,

dies Mal nur einen allerherzlichsten Gruß aus meiner Frühjahrs-Residenz Turin, wo ich tief in der Arbeit, aber in guter Laune sitze. Letztere hängt etwas von den Berichten aus Kopenhagen ab. An der dortigen Universität hält der geistreiche Dr. Georg Brandes einen Cyklus von Vorlesungen „über den deutschen Philosophen Friedrich Nietzsche". Dieselben haben einen glänzenden Verlauf. Der Saal jedes Mal zum Bersten voll. Mehr als 300 Zuhörer. Die großen Zeitungen geben Berichte. — Sic incipit gloria mundi . . . Dankbar Dein Freund

Nietzsche.

Adresse bis 5. Juni Torino, ferma in posta. Von da an Sils-Maria, Oberengadin.

Nr. 226.

An Freiherrn von Seydlitz.

Adresse: Torino (Italia), ferma in posta.
(gültig bis zum 5. Juni)
[Turin, 13. Mai 1888.]

Lieber Freund,

es dünkt mich unwahrscheinlich, daß Du Dich endgültig zur Mumie (männlicher geredet: zum Mum) entschlossen hast. Der Frühling ist da: Du wirst wieder für die Reize des „deutschen Gemüths" offen stehn — und vielleicht sogar für die der Freundschaft! Dein Brief kam sehr erquicklich in den Winter meines Nizzaer Mißvergnügens hinein, von dem ich Dir, zu meinem Bedauern, eine nicht unverächtliche Probe gegeben habe. Mit dem Verlassen Nizza's haben mich diesmal auch die schwarzen Geister verlassen — und, Wunder über Wunder, ich habe einen merkwürdig heiteren Frühling bisher gehabt. Den ersten seit zehn, fünfzehn Jahren — vielleicht noch länger! Nämlich: ich habe Turin entdeckt ... Turin keine bekannte Stadt! — nicht wahr? Der gebildete Deutsche reist daran vorbei. Ich, in meiner willkürlichen Verhärtung gegen Alles, was die Bildung heischt, habe mir aus Turin meine dritte Residenz zurechtgemacht, will sagen Sils-Maria als erste und

Nizza als zweite. An jedem Ort vier Monate; für Turin zwei Monate Frühjahr und zwei Monate Herbst. Seltsam! Was mich dazu überredet, ist die Luft, die trockne Luft, die an allen drei Orten gleich ist, und aus denselben meteorologischen Gründen. Schneegebirge im Norden und Westen — auf diese Rechnung kam ich hierher — und bin entzückt! Selbst an sehr warmen Tagen — wir hatten schon solche — giebt es jenen berühmten Zephyr, von dem ich bisher nur durch die Dichter wußte (ohne ihnen zu glauben! Lügenvolk!). Die Nächte frisch. Man sieht mitten aus der Stadt hinein in den Schnee. Außerdem vorzügliche Theater, italienisch oder französisch; Carmen, wie billig, zur Feier meiner Gegenwart (successo piramidale — Verzeihung für die ägyptische Anspielung!). Eine ernste, fast großgesinnte Welt stiller Straßen mit Palästen des vorigen Jahrhunderts, sehr aristokratisch. (Ich selbst wohne dem palazzo Carignano gegenüber, ein alter palazzo des Justizministeriums.) Höhe der Caféhaus-Cultur, der gelati, des cioccolato Torinese. Dreisprachige Buchhandlungen. Universität, gute Bibliothek, Sitz des Generalstabs. Die Stadt mit herrlichen Alleen; unvergleichliche Uferlandschaften am Po. Bei weitem die angenehmste, reinlichste, großräumigste Stadt Italiens, mit dem Luxus der portici in einer Länge von 10020 Meter. — Die Nordwinde, scheint es, bringen mir Heiterkeit; und stelle Dir vor, es kommen Nordwinde sogar aus Dänemark zu mir. Das nämlich ist das Neueste: an der Kopenhagener Universität liest jetzt der Dr. Georg Brandes einen

größeren Cyklus Vorlesungen über den deutschen Philosophen Friedrich Nietzsche! Dieselben haben, nach den Zeitungen, einen glänzenden Verlauf, der Saal jedes Mal zum Brechen voll; mehr als 300 Zuhörer.

Wie lange wird es dauern, ehe meine peripherischen Wirkungen (— denn ich habe Anhänger in Nordamerika und sogar in Italien) zurückwirken auf das geliebte Vaterland? — wo man mit einem tückischen Ernste mich seit Jahren gewähren läßt, ohne auch nur zu mucksen .... Das ist sehr philosophisch — und klug!

Anbei eine Frage. Ist Dir durch meinen Verleger meine letzte Schrift, die „Streitschrift" hübsch, wie sich's geziemt, „zu geehrten Händen" übersandt worden?

Gestern dachte ich mir ein Bild aus von einer moralité larmoyante, mit Diderot zu reden. Winterlandschaft. Ein alter Fuhrmann, der mit dem Ausdruck des brutalsten Cynismus, härter noch als der Winter rings herum, sein Wasser an seinem eignen Pferde abschlägt. Das Pferd, die arme geschundne Creatur, blickt sich um, dankbar, sehr dankbar —

Du hast jetzt in Madame Judith Gautier (ehemals Mendès) — Tribschener Angedenkens — eine eifrige Kameradin in der Propaganda für Japon. Hast Du von ihrem großen Theater-Erfolge mit „la marchande des sourires" gelesen?

Adieu, lieber Freund, empfiehl mich Deiner lieben Frau zu Gnaden (— es giebt sehr gute Nachrichten von meiner Schwester, die jetzt nun endgültig über-

gesiedelt in die Colonie Nueva Germania ist) und, wenn es möglich, auch Deiner verehrten Frau Mutter.

Mit einem herzlichen Glückwunsch

Dein Freund Nietzsche.

Turin, den 13. Mai 1888.
(nach Turin Sils-Maria, Oberengadin Schweiz.)

Nr. 227.

An Professor Karl Knortz in Evansville (Indiana).

Sils-Maria, Oberengadin, den 21. Juni 1888.
(Schweiz.)

Hochgeehrter Herr!

Das Eintreffen von zwei Werken Ihrer Feder, das mich Ihnen zu Dank verpflichtet, scheint mir zu verbürgen, daß inzwischen meine Litteratur in Ihren Besitz übergegangen ist. Die Aufgabe, ein Bild von mir, sei es vom Denker, sei es vom Schriftsteller und Dichter zu geben, scheint mir außerordentlich schwer. Der erste größere Versuch der Art ist letzten Winter von dem ausgezeichneten Dänen Dr. Georg Brandes gemacht worden, der Ihnen als Litterarhistoriker bekannt sein wird. Derselbe hat unter dem Titel „Der deutsche Philosoph Friedrich Nietzsche“ einen längeren

Cyklus von Vorlesungen an der Kopenhagener Universität über mich veranstaltet, deren Erfolg, nach allem, was mir von dort gemeldet worden ist, ein glänzender gewesen sein muß. Er hat eine Zuhörerschaft von 300 Personen für die Kühnheit meiner Problem-Stellungen lebhaft interessirt und, wie er selbst sagt, meinen Namen im ganzen Norden populär gemacht. Sonst habe ich eine mehr verborgene Hörer- und Verehrerschaft, zu der auch einige Franzosen, wie Mr. Taine gehören. Meine innerste Überzeugung ist, daß diese meine Probleme, diese ganze Position eines „Immoralisten" für heute noch viel zu früh, noch viel zu unvorbereitet ist. Mir selbst liegt der Gedanke an Propaganda vollkommen fern; ich habe noch nicht einen Finger dafür gerührt.

Von meinem Zarathustra glaube ich ungefähr, daß es das tiefste Werk ist, das in deutscher Sprache existirt, auch das sprachlich vollkommenste. Aber das nachzufühlen, dazu bedarf es ganzer Geschlechter, die erst die inneren Erlebnisse nachholen, auf Grund deren jenes Werk entstehen konnte. Fast möchte ich rathen, mit den letzten Werken anzufangen, die die weitgreifendsten und wichtigsten sind („Jenseits von Gut und Böse" und „Genealogie der Moral"). Mir selbst sind am sympathischsten meine mittleren Bücher, „Morgenröthe" und „Die fröhliche Wissenschaft" (es sind die persönlichsten).

Die „Unzeitgemäßen Betrachtungen", Jugendschriften in gewissem Sinne, verdienen die höchste Beachtung für meine Entwicklung. In „Völker, Zeiten und Menschen" von Karl Hillebrand stehen

ein paar sehr gute Aufsätze über die ersten „Unzeitgemäßen“. Die Schrift gegen Strauß erregte einen großen Sturm; die Schrift über Schopenhauer, deren Lektüre ich besonders empfehle, zeigt, wie ein energischer und instinktiv jasagender Geist auch von einem Pessimisten die wohlthätigsten Impulse zu nehmen versteht. Mit Richard Wagner und Frau Cosima Wagner war ich einige Jahre, die zu den werthvollsten meines Lebens gehören, in tiefem Vertrauen und innerstem Einvernehmen verbunden. Wenn ich jetzt zu den Gegnern der Wagner'schen Bewegung gehöre, so liegen, wie es sich von selbst versteht, dahinter keine mesquinen Motive. In den gesammelten Werken Wagner's Band IX (wenn ich mich recht erinnere) steht ein Brief an mich, der von unserm Verhältniß Zeugniß ablegt.

Ich bilde mir ein, daß meine Bücher durch Reichthum psychologischer Erfahrungen, durch Unerschrockenheit vor dem Gefährlichsten, durch eine erhabene Freimüthigkeit ersten Ranges sind. Ich scheue auch, hinsichtlich der Kunst der Darstellung und der artistischen Ansprüche, keine Vergleichung. Mit der deutschen Sprache verbindet mich eine lange Liebe, eine heimliche Vertrautheit, eine tiefe Ehrfurcht! Grund genug, um fast keine Bücher mehr zu lesen, die in dieser Sprache geschrieben werden.

Empfangen Sie, hochgeehrter Herr, die ergebensten Grüße Ihres

Professor Dr. Nietzsche.

Nr. 228.

An Dr. Carl Fuchs.

Sils-Maria, Oberengadin, Schweiz,
d. 30. Juni 1888.

Lieber, verehrter Freund,

seltsam! seltsam! mein Wunsch war, Ihnen sofort nach meiner Zurückversetzung in's Kühle — denn wir hatten Tag für Tag 31 Grad in Turin — einen schönen Dankesbrief zu schreiben: ein frommer Wunsch, nicht wahr?? — Aber wer konnte ahnen, daß ich mich nicht bloß „in's Kühle" zurückversetzen würde, sondern in Hundewetter, an dem meine Gesundheit Schiffbruch leiden würde! Winter, Sommer in unsinnigem Wechsel; sechs und zwanzig Lawinen im Schmelzen; jetzt acht Tage Regen, der Himmel fast immer verhängt — genug Gründe, um eine tiefe nervöse Erschöpfung, mit Recrudescenz meiner früheren Leiden, zu entschuldigen. — Ich erinnere mich nicht, schlechteres Wetter erlebt zu haben: und dies in meinem Sils-Maria, wohin ich flüchte, um schlechtem Wetter zu entgehn! Ist es ein Wunder, wenn selbst der Pfarrer hier sich das Fluchen angewöhnt? Er stockt jetzt mitunter in der Unterhaltung; dann würgt er immer einen Fluch hinunter. Neulich, beim Herauskommen aus der eingeschneiten Kirche, hat er seinen Hund durchgeprügelt, mit den Worten „der verfluchte Köter hat mir die ganze Predigt verteufelt!" —

Sie errathen, wozu auch ich Luſt hätte? Aber das ſchickt ſich nicht, mit einem Muſiker ...

Ich hatte ſolches Vergnügen an Ihren Lehr- und Wehr-Meinungen, daß ich es nicht für mich allein behalten wollte: ich hoffe, nichts Unziemliches gethan zu haben, als ich ſie an meinen maëstro nach Venedig ſchickte? .. Und von welcher Energie legte Ihr Brief Zeugniß ab! Wie macht man das, dort oben in Ihrem Norden, ſo jung zu bleiben? Ihr Brief war wirklich noch jünger, als Ihr Bild. —

Immer kommt mir dabei die Vorſtellung wieder, daß Sie an eine viel freiere, größere Stelle hingehören, wo Ihrer Lehr-Begabung andere Kräfte untergeordnet ſind und wo Sie nicht Alles allein machen müſſen — Sie ſchlagen Funken noch aus Ihrem Danzig: das wird jeder Schmied zu bewundern haben!

Die andren Muſiker werden nervös: wie es Ihnen zu Muthe iſt, ſchließe ich aus Ihrem Stil, der biegſam und behend läuft. So ſchreibt man nicht, wenn man dyspeptiſch iſt .. Und ſo erlebt iſt alle Ihre Kritik!

Wenn es, werther Freund, noch Etwas mitzutheilen giebt, gönnen Sie mir noch eine zweite Sendung Rezenſionen! Adreſſe: Sils, Oberengadin, Schweiz. Vielleicht kommt das Wetter inzwiſchen zur Vernunft! — und ich mit ihm! —

Ihnen
dankbar verpflichtet
Ihr
Nietzſche.

(Auf der Rückseite des Briefumschlags steht — ebenfalls von Nietzsche's Hand —:)

Dank für die allerschmeichelhafteste Etymologie! Die Polen sagen, es bedeute „Nihilist" ...

Nr. 229.

An Freiherrn von Seydlitz.

Sils-Maria, den 28. Juni 1888.

Lieber Freund,

nichts ist dümmer als die Dummheit — nämlich meine. Der Gedanke, daß ein Brief Dich noch südöstlich zu suchen habe, ist nicht einen Augenblick mir am Horizonte aufgestiegen. Und was hätte es Gutes gegeben, wenn wir alle zusammen ein paar Tage Torinesi gewesen wären! Denn ich hatte dort eine Laune wie seit 20 Jahren nicht und funkelte, einem Drachen vergleichbar, an Geist und Bosheit. Selbst die Hitze that mir nichts an: wobei ich nicht umhin kann, einzuschalten, daß die Café haus-Cultur Turin's in wahrhaft schwindelnde Höhen stieg! Ich glaubte mich Kenner in gelati, spumoni, pezzi duri, aber siehe da ...

Daß Du in Nizza gewesen bist, thut mir geradezu wehe. Und in Rapallo, an der heiligen Stelle, wo das „Buch der Bücher", Zarathustra, geboren ist! —

— Hier muß ich irgend Etwas wieder gut machen. Schon gestern kam mir der Gedanke, einmal hübsch wieder „unter Menschen“ zu wandeln: in Anbetracht, daß ich als „Unmensch“, als „Unbehauster“ einem Thiere immer ähnlicher werde. Rückzug über München in der zweiten Hälfte des September??? Aber da bist Du sicher nicht dort. —

Ich lege, für Deine liebe Frau, zu geneigter Belustigung, den Brief meiner Schwester bei, in dem sie den Einzug in die neue Residenz schildert. Derselbe ist eigentlich an meine Mutter gerichtet und von ihr für mich abgeschrieben worden. Er scheint mir ein angenehmes document humain, mit den Parisern zu reden. —

Dieser Tage ist mein ausgezeichneter Freund und maëstro di Venezia Herr Peter Gast in München eingetroffen: das Menschenkind, welches die einzige Musik macht, welche vor meinem allerverwöhntesten Ohre noch Gnade findet. Eben hat er ein tiefsinnigschönes Quartett fertig gemacht — eine „Provençalische Hochzeit“ darstellend. Wenn besagtes Wunderthier sich bei Dir präsentiren sollte, so nimm ihn mit Herzlichkeit auf — [— —]

Ich bitte, Deiner verehrten Frau Mutter meinen ergebensten Dank für Ihren Gruß auszudrücken.

Dein

Freund Nietzsche.

Nr. 230.

An Dr. Carl Fuchs.

Sils, den 24. Juli 1888.

Lieber Freund,

lassen wir die Windhose laufen! Das Meer ist wieder glatt. —

Heute melde ich Ihnen etwas Heiteres. Es kommt nächstens von mir ein kleines Pamphlet in die Wochen, das vollgestopft von musikalischen Glaubensbekenntnissen ist, — freilich in der riskirtesten Form!! — Dasselbe ist noch in den guten Tagen von Turin geschrieben und nicht in Sils, nicht zwischen Krankheit und Schneegewölk. Es findet sich, anbei gesagt, ein sehr ehrendes Wort für Riemann darin: obwohl sonst nicht gerade Ehren ausgetheilt werden ...

Das Manuskript ist bereits in der Druckerei. Es war schon einmal dort, wurde mir wegen Unleserlichkeit zurückgeschickt. Ich hatte die Abschrift in einem solchen Zustand von Schwäche gemacht, daß die lateinischen Buchstaben ebenso gut als griechische verstanden wurden (— eine kleine Druckprobe bewies mir das). Die neue Abschrift ist viel deutlicher, Dank einer besondren Art von Federn, „Soennecken's Rundschriftfedern", welche der hiesige Lehrer für meine zitternden Hände anempfahl.

Diese letzten Tage war der Himmel öfter hell, und Sils breitete seinen alten Pfauenschweif verführerisch südlicher Farben aus. Und siehe da! ein alter Musikant stellt sich mir vor, ein Kapellmeister vom Dresdener Hoftheater, der ihm seit 1847 zugehört. Ich wickelte den alten schneeweißen Mann auf — und ein ganzes Stück Musikgeschichte mit den wunderlichsten détails kam zum Vorschein. Würden Sie es glauben, daß Wagner, als Hofkapellmeister, alles Ernstes im „Dresdener Anzeiger" dem Könige proponirte, den Titel „König" abzulegen und sich „erblichen Präsidenten des Hauses Wettin" zu nennen? Insgleichen, daß er ihn aufgefordert hat, das Geld abzuschaffen und den Tauschhandel wiederherzustellen? — Die Strafe für solche Excentricitäten war milde und sogar fein: man nahm Wagnern die klassische Oper und ließ ihn Schund dirigiren. Leider machte Bülow, damals ein ganz junger Bursch, der von der Hofintendantur ein Freibillet hatte, einen Strich durch die Rechnung. Mit einem sehr freimüthigen Gebrauch von seinem Billet pfiff er auf eigne Person eine Oper, die Wagner nicht dirigirte, bei erster Gelegenheit aus — und brachte sie zum Fall. —

Genug für heute! Ich schrieb nur, um Ihnen zu schreiben.

Ihr Freund

Nietzsche.

Nr. 231.

An Dr. Carl Fuchs.

Sils, Sonntag d. 29. Juli.
[1888.]

Lieber Freund,

inzwiſchen habe ich den Auftrag gegeben, daß Ihnen eines der wenigen Exemplare meines ineditum zugeſtellt wird: zum Zeichen, daß Alles wieder zwiſchen uns in Ordnung iſt und daß der farouche Augenblick einer allzuverwundbaren und allzuvereinſamten Seele überwunden iſt. Der vierte Theil Zarathuſtra, von mir mit jener Scham vor dem „Publico“ behandelt, welche in Hinſicht auf die drei erſten Theile nicht gewahrt zu haben mir bittere Reue macht . . . Genauer iſt es ein Zwiſchenakt zwiſchen dem Zarathuſtra und dem, was folgt („Namen nennen dich nicht . . .“). Der genauere Titel, der bezeichnender wäre:

Die Verſuchung Zarathuſtra's.
Ein Zwiſchenſpiel.

Herr C. G. Naumann hat ſicherlich Ihnen inzwiſchen zu Gebote geſtellt, was er von mir in Verlag hat; ich gab den Wink dazu. Was Herr Fritzſch gethan hat, weiß ich nicht; ich kann im Augenblick nichts von ihm verlangen und erlangen — aus Gründen! —

Es hat sich mir ein wirklich intelligenter Musiker präsentirt, der Professor von Holten aus Hamburg, der mit großem Interesse Ihrer gedachte und mich zu einer Diskussion über die Riemann'schen Prinzipien führte (— auch über andere Prinzipien: wir sind beide sehr antidécadence-Musiker, will sagen anti-moderne Musiker). Er wünscht Ihnen übrigens dasselbe, was ich wünsche — einen freieren Wirkungskreis und nicht mehr Danzig.

Das Wetter ist äußerst ungleich und wechselt alle drei Stunden; meine Gesundheit wechselt mit ihm. Gestern kam ein Brief aus Bayreuth an mich an, aus vollem Parsifal heraus geschrieben. Ein mir unbekannter Wiener Verehrer, der mich seinen „Meister" nennt (oh!!!) und mich zu einer Art Großmuths-Akt gegen den Parsifal auffordert: — ich sollte großmüthiger sein, als Siegfried gegen den alten Wanderer. Sprach übrigens im Namen von einem ganzen Kreise meiner „Jünger", wie er sich ausdrückte, lauter für „Jenseits von Gut und Böse" sehr dankbaren „freien Geistern" . . . (— ich hätte ihnen so viele große, tiefe, auch furchtbare Worte gesagt . .)

Von dem glänzenden Erfolge des Dr. Georg Brandes in Kopenhagen habe ich Ihnen wohl erzählt. Mehr als 300 Zuhörer für seinen längeren Cyklus über mich; am Schluß eine große Ovation. Er schreibt mir, daß mein Name jetzt in allen intelligenten Kreisen Kopenhagens populär und in ganz Skandinavien bekannt sei. Von New-York aus wurde mir

ein englischer Essay über meine Schriften in Aussicht gestellt.

Wenn Sie je daran kommen sollten (— es fehlt Ihnen ja an *Zeit* dazu, werther Freund!!) über mich etwas zu schreiben, so haben Sie die Klugheit, die leider noch Niemand gehabt hat, mich zu *charakterisiren*, zu „beschreiben", — *nicht* aber „abzuwerthen". Es giebt dies eine angenehme Neutralität: es scheint mir, daß man sein Pathos dabei bei Seite lassen darf und die *feinere* Geistigkeit um so mehr in die Hände bekommt. Ich bin noch nie charakterisirt — weder als *Psychologe*, noch als *Schriftsteller* („Dichter" eingerechnet), noch als Erfinder einer *neuen* Art Pessimismus (eines dionysischen, aus der *Stärke* geborenen, der sich das *Vergnügen* macht, das Problem des Daseins an seinen Hörnern zu packen), noch als *Immoralist* (— die bisher höchsterreichte Form der „intellektuellen Rechtschaffenheit", welche die Moral als Illusion behandeln *darf*, nachdem sie selbst *Instinkt* und *Unvermeidlichkeit* geworden ist —). Es ist durchaus *nicht* nöthig, nicht einmal *erwünscht*, Partei dabei für mich zu nehmen: im Gegentheil, eine Dosis Neugierde, wie vor einem fremden Gewächs, mit einem ironischen Widerstande, schiene mir eine unvergleichlich *intelligentere* Stellung zu mir. — Verzeihung! Ich schrieb eben einige Naivetäten — ein kleines Recept, sich glücklich aus etwas *Unmöglichem* herauszuziehn . . .

Mit freundlichstem Gruße

Ihr N.

33*

Die Fröhliche Wissenschaft „la gaya scienza“ müssen Sie jedenfalls lesen: es ist mein mittelstes Buch, — sehr viel feines Glück, sehr viel Halkyonismus . . .

Nr. 232.

(Postkarte.)

An Dr. Carl Fuchs.

[Sils, 10. August 1888.]

Seien Sie unbesorgt, werther Freund! Ich rede in dieser Schrift von einer Sache, worin ich nicht nur Autorität, sondern die einzige Autorität bin, die es heute giebt. — Sie selber werden der Erste sein, mir dies zuzugestehn, — und Sie werden es eines Tags über alle Maßen komisch finden, daß Sie sich mir, in diesem Falle, „zur Vermittlung“ angeboten haben . . .

Mit freundlichstem, aber ganz ironischem Gesichte

Ihr

N.

Nr. 233.

(Postkarte.)

An Dr. Carl Fuchs.

[Sils, 22. August 1888.]

Werther Freund, es fehlt mir immer noch in kaum beschreiblicher Weise an Zeit, vor allem an Augen, um Ihnen für Ihre reichen Mittheilungen zu danken. Es ist gerade Hochfluth bei mir von allerlei Nothwendigkeiten, die mein bischen Sehkraft nur zu vollständig absorbiren. Sie kennen glücklicher Weise diesen physiologischen Mißstand nicht. Ich habe zum Lesen und Schreiben Brille Nr. 3 nöthig — wenn meine drei Augenärzte Recht behalten hätten, so wäre ich seit Jahren blind. Thatsächlich bleibt mir von jedem Tage nur eine ganz kleine Zahl Stunden zum Schreiben und Lesen; und wenn das Wetter finster wird, gar nichts. Dies in Ökonomie zu einer Großes fordernden gelehrten Cultur zu bringen ist ein Problem . . .

Mit der neuen Schrift hat es vielleicht noch $1^1/_2$ Monate Zeit. Für die Correktur habe ich den Freund, der seit zehn Jahren jedes Blatt aus meiner Hand corrigirt, Herrn Peter Gast.

Treulich Ihr N.

Sils, am 22. August 1888.

Nr. 234.

An Dr. Carl Fuchs.

Sils, Sonntag.
[26. August 1888.]

Lieber Freund,

ein paar Tage Ruhe. Es gab auch ein paar Tage Krankheit. Doch soll es gehn — und es geht. Dies Mal bin ich an der Reihe zu erzählen. — Zuerst von Dr. Brandes. Derselbe hat für mich nur gethan, was er seit 30 Jahren für alle unabhängigen Geister Europa's thut — er hat mich seinen Landsleuten vorgestellt. Was ich in meinem Falle hoch zu ehren habe, das ist, daß er da seinen leidenschaftlichen Widerwillen gegen alle jetzigen Deutschen überwunden hat. Eben hat er wieder, nach dem Besuch des Kaisers, in „einer wahren Teufels-Laune", wie die Kölnische Zeitung sagt, seine Verachtung gegen alles Deutsche ausgedrückt. Nun, man giebt es ihm reichlich zurück. In den gelehrten Kreisen genießt er des allerschlechtesten Rufs: mit ihm in Beziehung zu stehn gilt als entehrend (Grund genug, für mich, so wie ich bin, der Geschichte von den Winter-Vorlesungen die allerweiteste Publizität zu geben). Er gehört zu jenen internationalen Juden, die einen wahren Teufels-Muth im Leibe haben, — er hat auch im Norden Feinde über

Feinde. Er ist mehrsprachig, hat sein bestes Auditorium in Rußland, kennt die gute geistige Welt Englands und Frankreichs auf's Persönlichste — und ist ein Psycholog (was ihm die deutschen Gelehrten nicht verzeihen . . .) Sein großes Werk, mehrmals erschienen, „Die Hauptströmungen der Litteratur des neunzehnten Jahrhunderts" ist immer noch das beste deutsch geschriebene Culturbuch über dieses große Objekt. — Zur Musik steht er, wie er mir im Winter schrieb, zu seinem Bedauern in keinem Verhältniß. —

Vor 4 Tagen hat uns Herr von Holten verlassen. Wir sind alle betrübt. Eine solche Vereinigung von Liebenswürdigkeit und Bosheit ist ein ganz selten Ding. Ein alter Abbé, mit den Launen eines großen Schauspielers. Dabei eine ganz merkwürdige Erfindsamkeit im Wohlthun, im Freudemachen, — Jedermann hat eine Geschichte davon zu erzählen. Er muß in der That in den glücklichsten Verhältnissen sein, ich meine nicht des Beutels sondern des Herzens, denn es vergieng kein Tag, wo er nicht Etwas derart „verbrochen" hätte. — Für mich hatte er sich folgende Artigkeit ausgedacht: er hatte sich eine Composition des einzigen Musikers, den ich heute gelten lasse, meines Freundes Peter Gast eingeübt und spielte sie mir privatissime sechsmal auswendig vor, entzückt über „das liebenswürdige und geistreiche Werk". — In rebus musicis et musicantibus vertrugen wir uns zum besten, d. h. wir waren ohne jede Toleranz und secirten den „Einäugigen" unter den Blinden . . . Was

Riemann betrifft, so haben wir ernst genug darüber gesprochen, doch auch im gleichen Sinn, nämlich daß eine „phrasirte" Ausgabe schlimmer ist, als jede andere, — nämlich als eine bösartige Schulmeisterei. Was „unrichtig" ist, läßt sich in der That in zahllosen Fällen bestimmen; was richtig ist, fast nie. Die Illusion der „phraseurs" in diesem Punkte schien uns außerordentlich. Die Grundvoraussetzung, auf die sie bauen, daß es überhaupt eine richtige, d. h. Eine richtige Auslegung giebt, scheint mir psychologisch und erfahrungsmäßig falsch. Der Componist, im Zustande des Schaffens wie des Reproduzirens, sieht diese feinen Schatten in einem bloß labilen Gleichgewicht, — jeder Zufall, jede Erhöhung oder Ermattung des subjektiven Kraftgefühls faßt bald größere, bald nothwendig engere Kreise als Einheiten zusammen. Kurz, der alte Philologe sagt, aus der ganzen philologischen Erfahrung heraus: es giebt keine alleinseligmachende Interpretation, weder für Dichter, noch für Musiker (ein Dichter ist absolut keine Autorität für den Sinn seiner Verse: man hat die wunderlichsten Beweise, wie flüssig und vag für sie der „Sinn" ist —).

Ein andrer Gesichtspunkt, über den wir sprachen (— es könnte sein, daß ich ihn auch schon einmal gegen Sie, lieber Freund, berührte, vor ein paar Jahren). Dieses Beseelen, Beleben der kleinsten Redetheile der Musik (— ich möchte, Sie und Riemann wendeten die Worte an, die Jeder aus der Rhetorik kennt: Periode (Satz), Kolon, Komma, je nach der Größe, insgleichen Fragesatz, Con-

ditionalsatz, Imperativ — denn die Phrasirungslehre ist schlechterdings das, was für Prosa und Poesie die Interpunktionslehre ist), — also: wir betrachteten diese Beseelung und Belebung der kleinsten Theile, wie sie in der Musik zur Praxis Wagner's gehört und von da aus zu einem fast herrschenden Vortrags-System (selbst für Schauspieler und Sänger) geworden, mit verwandten Erscheinungen in anderen Künsten: es ist ein typisches Verfalls-Symptom, ein Beweis dafür, daß sich das Leben aus dem Ganzen zurückgezogen hat und im Kleinsten luxuriirt. Die „Phrasirung" wäre demnach die Symptomatik eines Niedergangs der organisirenden Kraft: anders ausgedrückt: der Unfähigkeit, große Verhältnisse noch rhythmisch zu überspannen — eine Entartungsform des Rhythmischen ... Dies klingt beinahe paradox. Die ersten und leidenschaftlichsten Förderer der rhythmischen Präzision und Eindeutigkeit wären nicht nur Folgeerscheinungen der rhythmischen décadence, sondern auch deren stärkste und erfolgreichste Werkzeuge! In dem Maße, in dem sich das Auge für die rhythmische Einzelform („Phrase") einstellt, wird es myops für die weiten, langen, großen Formen: genau wie in der Architektur des Berninismus. Eine Veränderung der Optik des Musikers — die ist überall im Werke: nicht nur in der rhythmischen Überlebendigkeit des Kleinsten, unsere Genußfähigkeit begrenzt sich immer mehr auf die delikaten kleinen sublimen Dinge ... folglich macht man nur auch noch solche — —

Moral: Sie sind mit Riemann ganz und gar auf dem „rechten Wege“ — dem einzigen nämlich *den es noch giebt* . . .

Wir besprachen auch einen Punkt, der Sie *besonders* angeht. Von Holten meinte, mit solchen Phrasirungs-Concerten, wie Sie sie veranstalten, werde absolut nichts erreicht. Es sei da die Illusion des Vortragenden vollkommen. *Man höre* eben gar nicht, inwiefern der Vortrag von jedem früher gehörten abweiche: selbst dem professionellen Klavierspieler sei durchaus *nicht* mit der wünschenswerthen Deutlichkeit (einzelne Fälle, wie billig, ausgenommen) die von ihm gewohnte und festgehaltne Interpretation dergestalt *Bewußtseins-Sache*, um in jedem Augenblick eine Verschiedenheit zu spüren. Solche Concerte überzeugten absolut von *nichts*, weil sie gar keinen Unterschied zum Bewußtsein brächten. Ein Anderes sei es, natürlich auch nur in Hinsicht auf ganz raffinirte Musiker, *verschiedene* Vortrags-Arten dicht hinter einander zu stellen; was er leugne, sei, daß die Evidenz des *Richtigen* sich damit beweisen lasse. Sie möchten nur abstimmen lassen . . .

Alles, was Sie mir schreiben, bestärkt mich in dem Wunsche, daß Danzig *delenda est*, — Bonn: das klingt viel heiterer . . . Ich nehme im Stillen an, daß daselbst noch als Kapellmeister der gutartige Schumannianer *Brambach* fungirt (— ich habe unter ihm mit in Köln in dem großen Gürzenich-Musikfeste gesungen — z. B. Schumann's Faust —).

Es lebt viel gute Welt daselbst, auch Ausländerinnen. Die klimatische Differenz ist unbeschreiblich günstig ... Die gesammte Welt-Färbung verändert sich am Rhein im „lieben Gemüth“ — crede experto —. Zuletzt giebt es wirklich ein rheinisches Musik-Leben. — Sie haben einmal in Naumburg meinen Freund Krug gesehn: derselbe, jetzt ein großes Thier, das 80 Angestellte unter sich hat, Justizrath und Direktor der links-rheinischen Eisenbahn, Sitz Köln, hat ganz vor Kurzem in Köln einen Wagner-Verein großen Stils in's Leben gerufen: er ist dessen Präsident. —

Mit vielen herzlichen Wünschen und für alles Nicht-Willkommne dieses Briefs um Verzeihung bittend

Ihr ergebenster

Nietzsche.

NB. bis 14. September Sils. Am 15. Abreise — —

— Sie haben hoffentlich mein „litterarisches Recept“ nicht ernst genommen?? — Ich mache in puncto „Publizität“ und „Ruhm“ nichts als Bosheiten. — Einige werden posthum geboren. —

Nr. 235.

An Dr. Carl Fuchs.

[Ende August 1888.]

Zur Auseinanderhaltung der antiken Rhythmik („Zeit-Rhythmik") von der barbarischen („Affekt-Rhythmik").

1. Daß es außer dem Wortaccent noch einen andern Accent gegeben habe, dafür fehlt bei den Rhythmikern (zum Beispiel Aristoxenos) jedes Zeugniß, jede Definition, selbst ein dazu gehöriges Wort. — Arsis und Thesis wird erst seit Bentley in dem fälschlichen Sinne der modernen Rhythmik verstanden, — die Definitionen, die die Alten von diesen Worten geben, sind völlig unzweideutig.

2. Man warf, in Athen sowohl, wie in Rom, den Rednern, selbst den berühmtesten, vor, Verse unversehens gesprochen zu haben. Es werden zahlreiche Beispiele solcher entschlüpften Verse citirt. Der Vorwurf ist, nach unsrer üblichen Art, griechische und lateinische Verse zu sprechen, einfach unbegreiflich (— erst der rhythmische Ictus macht bei uns aus einer Abfolge von Silben einen Vers: aber gerade das ganz gewöhnliche Sprechen enthielt, nach antikem Urtheil, sehr leicht vollkommene Verse —).

3. Nach ausdrücklichen Zeugnissen war es nicht möglich, den Rhythmus von gesprochenen lyrischen Versen zu hören, *wenn* nicht mit Taktschlägen die *größeren Zeit-Einheiten* dem Gefühle zum Bewußtsein gebracht wurden. So lange der Tanz begleitete (— und die antike Rhythmik ist *nicht* aus der Musik, sondern aus dem Tanz her gewachsen), *sah* man die rhythmischen Einheiten *mit Augen*.

4. Es giebt Fälle bei Homer, wo eine kurze Silbe ungewöhnlicher Weise den *Anfang* eines Daktylus macht. Man nimmt philologischer Seits an, daß in solchen Fällen der *rhythmische Ictus* die Kraft habe, den Zeit-Mangel auszugleichen. Bei den antiken Philologen, den großen Alexandrinern, die ich eigens auf diesen Punkt hin befragt habe, findet sich nicht die leiseste Spur einer solchen Rechtfertigung der *kurzen* Silbe (dagegen fünf andere).

5. Es tritt sowohl auf griechischem als auf lateinischem Boden ein Zeitpunkt ein, wo die nordischen Lied-Rhythmen Herr werden über die antiken rhythmischen Instinkte. Unschätzbares Material dafür in dem Hauptwerk über *christlich-griechische Hymnologie* (aus einem südfranzösischen gelehrten Kloster hervorgegangen). Von dem Augenblick an, wo *unsre* Art rhythmischer Accent in den antiken Vers eindringt, ist jedesmal die *Sprache* verloren: sofort geht der Wortaccent und die Unterscheidung von langen und kurzen Silben flöten. Es ist ein Schritt in die Bildung barbarisirender Idiome.

6. Endlich die Hauptsache. Die beiden Arten der Rhythmik sind *conträr* in der ursprünglichsten Absicht und Herkunft. *Unsere* barbarische (oder germanische) Rhythmik versteht unter Rhythmus die Aufeinanderfolge von gleich starken *Affekt-Steigerungen*, getrennt durch Senkungen. Das giebt unsere älteste Form der Poesie: drei Silben, *jede* einen *Hauptbegriff* ausdrückend, drei bedeutungsvolle *Schläge* gleichsam an das Sensorium des Affekts — das bildet unser ältestes Versmaß. (In unsrer Sprache hat im Durchschnitt die bedeutungsschwerste Silbe, die *Affekt-dominirende* Silbe den Accent, grundverschieden von den antiken Sprachen.) *Unser* Rhythmus ist ein *Ausdrucksmittel des Affekts*: der antike Rhythmus, der Zeit-Rhythmus, hat umgekehrt die Aufgabe, den Affekt zu beherrschen und bis zu einem gewissen Grade zu eliminiren. Der Vortrag des antiken Rhapsoden war extrem leidenschaftlich (— man findet im Jon Platon's eine starke Schilderung der Gebärden, der Thränen u. s. w.): das *Zeit-Gleichmaß* wurde wie eine Art *Oel* auf den Wogen empfunden. *Rhythmus* im antiken Verstande ist, *moralisch und ästhetisch*, der *Zügel*, der der Leidenschaft angelegt wird.

In summa: unsre Art Rhythmik gehört in die Pathologie, die antike zum „*Ethos*“ . . .

Herrn Dr. Carl Fuchs zur freundlichen Erwägung anheimgegeben.

F. N.

Nr. 236.

An Dr. Carl Fuchs.

Sils, den 6. Sept. 1888.

Lieber Freund,

in den nächsten Tagen verlasse ich Sils; da ich noch für lange tiefe Sammlung nöthig habe, so verschwinde ich wieder einmal, meiner Mönchs-Praxis gemäß, für Besuche jeder Art — eingerechnet Briefe. Vor mir liegt bereits ein Pack ungelesener Briefe: ich fürchte, es sind zwei von Ihnen darunter. — Zuletzt verberge ich Ihnen meinen Verdacht nicht: sollten dieselben nicht von der heiligen „Phrasirung" handeln? In diesem Falle wäre alles Ernstes einmal zu erwägen, ob sie nicht falsch adressirt sind? Briefe über „Phrasirung" an den Philosophen der Umwerthung aller Werthe! . . . In Nizza will man mich durchaus für Mars-Bewohner interessiren; man hat dort die stärksten Teleskope Europa's für dies Gestirn. Frage: wer steht mir eigentlich näher, die Mars-Bewohner oder die Phrasirung? — Ich möchte gerne fortfahren, mich für Dr. Fuchs zu interessiren, doch mit Ausschluß seiner Marsbewohner . . .

Eine kleine Schrift, mit dem Titel

Der Fall Wagner
Ein Musikanten-Problem

wird im Oktober Ihnen zugehen. —

Mit einem herzlichen Gruß

der Philosoph von
Sils-Maria.

NB. man sucht mich hier in Sils für die größte Forelle zu interessiren, die je gefangen worden ist, 30 Pfund schwer; wer weiß, in diesem Falle, eine gute sauce Mayonnaise vorausgesetzt . . .

Nr. 237.

An Dr. Carl Fuchs.

Sils, den 9. Sept. 1888.

Lieber Freund,

ich komme noch nicht so bald fort, als ich vor zwei Tagen noch glauben durfte; einige Verlags- und Druck-Fragen wollen durchaus noch hier abgewickelt, resp. abgewartet sein. Der nächste, ziemlich wahrscheinliche Termin ist der 16. September. — Heute bin ich in einer unvorhergesehenen freien Verfassung der „lieben Seele" — und Sie sollen's sofort

zu spüren bekommen. Die letzten Wochen war ich auf die seltsamste Art *inspirirt*: sodaß Einiges, was ich mir nicht zugetraut hatte, wie unbewußt eines Morgens fertig war. Dies gab manche Unordnung und Ausnahme in meiner Lebensweise: ich stand (oder sprang) öfter Nachts um zwei auf, um „vom Geist getrieben" Etwas hinzuwerfen. Dann hörte ich wohl die Hausthür gehn: mein Wirth schlich auf die Gemsen-Jagd. *Wer* von uns Beiden war mehr auf der Gemsen-Jagd? — Unglaublich, aber wahr: ich habe heute Morgen das sorgfältigste, sauberste und ausgearbeitetste Manuskript, das ich je verfaßt habe, an die Druckerei geschickt, — ich mag gar nicht nachzählen, in wie wenig Tagen es zu Stande gekommen. Der *Titel* ist liebenswürdig genug „Müßiggang eines Psychologen" — der *Inhalt* vom Allerschlimmsten und Radikalsten, obwohl unter viele finesses und Milderungen versteckt. Es ist eine vollkommene Gesammt-Einführung in meine Philosophie: — das Nächste, was *dann* kommt, ist die „*Umwerthung aller Werthe*" (deren erstes Buch beinahe fertig ist). Sehen wir zu, bis zu welchem Grade eigentlich „Denkfreiheit" heute möglich ist: ich habe einen dunklen Begriff, daraufhin in schönster Form *verfolgt* zu werden.

Moral: ich habe Zeit bekommen, zwei Briefe zu lesen — und aufrichtig! mit Entzücken. Der Humor der Sache ist, daß ich eben Riemann öffentlich *gelobt* habe: und damit Sie meine *intimere* Gesinnung verstehen, schreibe ich Ihnen ein paar Worte

des Herrn Gast ab, die er, beim Correktur-lesen der betreffenden Worte, mir geschrieben hat.

„Riemann's metrische Studien, angeregt und hervorgegangen aus Wagner's Vortrags-Propaganda, sind vielleicht noch als Wagnern gefährlich werdende Waffe zu bezeichnen: wie Sie einmal (Morgenröthe Aph. 197) die historische Wissenschaft als Tochter und schließlich Besiegerin der Romantik darstellten. Ich möchte wenigstens glauben, daß wenn sie die Schärfung der Empfänglichkeit für die musikalische Periode einige Jahrzehnte fortsetzen, sie dann auch den Sinn für den großen Parallelismus der Perioden und endlich für den Bauplan einer Composition wieder erwecken werden, wie er um die Wende dieses Jahrhunderts wach war; und ein Gesetz dazu!" — Sie werden mir gewiß erlauben, daß ich Ihre ganz ausgezeichnete oratio pro domo (und arte) meinem Freunde zu lesen gebe? Er ist im Augenblick gar nicht zu weit von Ihnen: von einer vornehmen Familie zu Gast auf deren Güter in Hinterpommern geladen (— Venediger Freundschaft; sehr schönes Mädchen u. s. w.). Vielleicht geben Ihnen die abgeschriebenen Worte selbst einen Begriff von unsrem sehr purifizirten gustus. Ich bin eben mit Bülow in Beziehung getreten, zum Zweck, eine komische italienische Oper des Herrn Gast („Der Löwe von Venedig") der Menagerie Pollini zu überantworten. Der Öffentlichkeit ist fast Nichts bisher übergeben; es liegt nicht gerade in den Wünschen meines Freundes, gerade jetzt schon, mitten in einer Geschmacks-Verwirrung, auf sich aufmerksam zu machen. Eine

tiefe Stille, ein Für-sich-sein im Besseren ist hundert Mal wichtiger als „bekannt", d. h. mißverstanden werden. — Im Übrigen genau mein Fall — und meine Praxis . . .

Aus meinem „Pamphlet" werden Sie von meinem Musik-Pessimismus einen gehörigen Begriff bekommen; und auch in diesem besondren Falle bin ich noch durch gewisse sehr deutliche und unangenehme Erinnerungen aus meiner Intimitäts-Zeit mit Wagner bestimmt. Eine Aufführung der Zauberflöten-Ouvertüre in Mannheim (— wo ich die Ehre hatte, Frau Cosima bei ihrem ersten Auftreten vor der „Welt" als cavaliere zu führen) war durch die „Überlebendigkeit" um jeden Preis, durch wahre Excesse von Contrasten eine Art Typus von „Berninismus" im Vortrag. —

Ich bekenne zum Schluß, daß es mir außerordentliches Vergnügen macht, einmal gegen Sie, lieber Freund, ganz entschieden Unrecht gehabt und selbst gethan zu haben. Dies verbessert unsre Beziehungen unvergleichlich: glauben Sie dies dem „müßiggängerischen Psychologen" . . .

Der Himmel weiß — Sie sind ein Künstler und kein Schulmeister! — ich weiß es auch . . .

Treulich Ihr N.

Nochmals gesagt: für die nächste Woche und vielleicht noch länger bin ich wieder menschenfreundlich . . .

Nr. 238.

An Freiherrn von Seydlitz.

Sils-Maria, d. 13. September 1888.

Lieber Freund,

es scheint Manches, das bereits für München unterwegs war, dies Jahr ausgeblieben zu sein: rechne auch mich — ich sage es mit viel Bedauern — unter das Münchener Defizit. Der Sommer war, wie alle Welt weiß, ein Skandal: ich bewundere meine Geduld, ich hätte Gründe gehabt, aus so viel Häuten zu fahren, um mein Zimmer damit zu tapeziren. Zuletzt überschwemmte sich noch das Engadin in einem Anfall von Wassersucht, daß wenig gefehlt hat und wir wären Fische geworden. Lauter ungewöhnliche Dinge in Sils: ein Sommer, gluthheiß, von $1^1/_2$ Wochen im Ganzen und vor den Frühling arrangirt; an Stelle des Frühlings und Sommers ein zweideutiger und nicht immer zweideutiger Winter; achtzehn Unthiere von Lawinen, die Hinterlassenschaft des sogenannten eigentlichen Winters; neue Glocken; eine Forelle von 30 Pfund; Herr Bädeker und Frau, welche mein Hôtel (Alpenrose) den ganzen Sommer über auszeichneten, „ansternten“ . . . Zuletzt berechnete mir unser Meteorolog, daß eben in vier Tagen 220 Millimeter Niederschlag gefallen sind, während ein Monat mit

gesunden Durchschnitts-Bedürfnissen nur 80 Millimeter Wasser nöthig hat. —

Übermorgen geht es *westwärts* —: es ist nicht nur die geographische Lage, welche es verbietet, Turin zum „Süden" zu rechnen. — Ich komme gerade dort an, wenn die große Hochzeit Savoyen-Bonaparte zu Ende geht. Später — wer weiß! — aber ich glaube Nizza. — Mein *innerer* Haushalt steht ganz und gar im Dienste einer *extremen Unternehmung*, die, als Büchertitel, in drei Worte zu bringen ist „*Umwerthung aller Werthe*". Ich sinne öfter über die Maßregeln nach, die die *Toleranz* Europa's gegen mich erfinden wird: eigens ein kleines Sibirien mit künstlicher Eis- (*und* gelato-) Bildung construiren, um mich nach Sibirien *verbannen* zu können . . .

Dies schließt nicht aus, daß ich ein paar *Heiterkeiten* verbrochen habe. Die eine, welche sich alsbald die Freiheit nehmen wird, mit einigem Muthwillen über Deine Schwelle zu springen, heißt „*Der Fall Wagner*. Ein Musikanten-Problem." (— böse Zungen lesen: Der Fall Wagner's). Auch Hans von Bülow giebt sich über ein verwandtes Thema zum Besten: und in Anbetracht, daß *wir Beide etwas hinter den Coulissen gelebt haben* . . . Ende des Jahres wird eine andre Sache von mir öffentlich, welche meine *Philosophie* in ihrer dreifachen Eigenschaft, als lux, als nux und als *crux*, zur Erscheinung bringt. Sie heißt, mit aller Anmuth und Tugend: „Müßiggang eines Psychologen" — und ist entstanden, während ich hier „an den Wän-

den" hinaufstieg. Unter anderem wird den Deutschen darin dergestalt die Wahrheit gesagt, daß auch für mich Ehren und Handschreiben nur noch etwa von Japanischen Majestäten zu gewärtigen sind. Ich deute in aller Bescheidenheit an, daß der „Geist", der sogenannte „deutsche Geist" spazieren gegangen und irgendwo in der Sommerfrische wohnt — jedenfalls nicht im „Reich" — eher schon in Sils-Maria. . . .

Womit ich Dir und Deiner lieben Frau mich mit herzlichem Bedauern empfehle.

Treulich Dein Nietzsche.

(Bis Mitte November muthmaßliche Adresse: Torino, ferma in posta.)

Nr. 239.

An Paul Deussen.

Sils-Maria, d. 14. Sept. 1888.

Adresse bis 15. November: Torino (Italia), ferma in posta.

Lieber Freund,

ich möchte Sils nicht verlassen, ohne Dir nochmals die Hand zu drücken, in Erinnerung an die größte Überraschung, die mir dieser an Überraschungen reiche

Sommer gebracht hat. Auch darf ich jetzt wieder muthiger reden als damals, wo ich Dir zu antworten hatte: die Gesundheit ist seitdem wiedergekommen, *mit* dem „besseren" Wetter (denn der Begriff „gut" ist für Meteorologen und Philosophen impraktikabel). Zwar hatten wir die allerletzte Woche noch den eigentlichen *Exzeß* des ganzen Jahrs — eine wahre Sündfluth, die die ernstesten Überschwemmungs-Nothstände im Ober- und Unterengadin hervorrief. Es fiel in 4 Tagen 220 Millim. Niederschlag, während das Normal-Quantum eines ganzen Monats hier 80 Millim. ist. — Du wirst noch in diesem Monate eine Zusendung erhalten: eine kleine ästhetische Streitschrift, in der ich, zum ersten Male und auf die unbedingteste Weise, das *psychologische Problem Wagner* an's Licht stelle. Es ist eine Kriegserklärung ohne pardon an diese ganze Bewegung: zuletzt bin ich der Einzige, der Umfang und Tiefe genug hat, um hier nicht *unsicher* zu sein. — Daß eine Schrift von mir, ein Pamphlet, wenn man will, *gegen* Wagner, eine gewisse Aufregung mit sich bringt, giebt mir schon der letzte Bericht meines Verlegers zu verstehn. Bloß auf die vorläufige Ankündigung im Buchhändler-Börsenblatt hin sind so viel Bestellungen eingelaufen, daß die Auflage von 1000 Ex. als erschöpft betrachtet werden kann (d. h. wenn die Exemplare, die *verlangt* sind, später nicht den Krebsgang gehn . . .). Lies die Schrift einmal auch vom Standpunkt des Geschmacks und Stils: *so schreibt heute kein Mensch in Deutschland*. Es würde ebenso leicht sein die Schrift in's

Französische zu übersetzen als schwer, fast unmöglich, sie in's Deutsche zu übersetzen ...

— Es ist bereits ein andres Manuskript bei meinem Verleger, das einen sehr strengen und feinen Ausdruck meiner ganzen philosophischen Heterodoxie giebt — unter vieler Anmuth und Bosheit versteckt. Es heißt: „Müßiggang eines Psychologen". — Zuletzt sind diese beiden Schriften nur wirkliche Erholungen inmitten einer unermeßlich schweren und entscheidenden Aufgabe, welche, wenn sie verstanden wird, die Geschichte der Menschheit in zwei Hälften spaltet. Der Sinn derselben heißt in drei Worten: Umwerthung aller Werthe. Es steht Vieles hinterdrein nicht mehr frei, was bis jetzt frei stand: das Reich der Toleranz ist durch Werth-Entscheidungen ersten Rangs zu einer bloßen Feigheit und Charakter-Schwäche heruntergesetzt. Christ sein — um nur Eine Consequenz zu nennen — wird von da an unanständig. — Auch von dieser radikalsten Umwälzung, von der die Menschheit weiß, ist Vieles bei mir schon in Fluß und Gang. Nur, nochmals gesagt, habe ich jede Art Erholung und Seitensprung nöthig, um das Werk ohne jedwede Mühe, wie ein Spiel, wie eine „Freiheit des Willens" hinzustellen. Das erste Buch davon ist zur Hälfte vollendet. — Mein alter Freund, Du erräthst, daß es Etwas in diesem und in den nächsten Jahren zu drucken giebt — und daß wirklich jene seltsame Geld-Großmuth in einem entscheidend guten Augenblick an meine Thür klopfte. Man muß zu Allem Glück haben, selbst

noch zum Gutes-Thun ... Ein paar Jahre früher — wer weiß, was ich Dir geantwortet hätte! — Mit dem herzlichsten Gruße Dein Freund

Nietzsche.

— Ich sende auch ein Exemplar an Hrn. Rechtsanwalt Volkmar. —

Nr. 240.

An Dr. Carl Fuchs.

Torino, via Carlo Alberto 6, III.
[11. Dezember 1888.]

Lieber Freund,

inzwischen steht und geht Alles wunderbar; ich habe nie annähernd eine solche Zeit erlebt, wie von Anfang September bis heute. Die unerhörtesten Aufgaben leicht wie ein Spiel; die Gesundheit, dem Wetter gleich, täglich mit unbändiger Helle und Festigkeit heraufkommend. Ich mag nicht erzählen, was Alles fertig wurde: Alles ist fertig.

[— —]

Mein Verleger hat, wie ich nicht zweifle, Ihnen sowohl den Fall als, zuallerletzt, die Götzen-Dämmerung übersandt. Hätten Sie nicht eine kleine kriegerische Laune? Es wäre mir äußerst erwünscht, wenn jetzt ein geistvoller Musiker öffent-

lich Partei für mich als Antiwagner nähme und den Bayreuthern den Handschuh hinwürfe? Eine kleine Broschüre, in der über mich lauter Neues und Entscheidendes gesagt würde, mit einer Nutzanwendung im Einzelfall Musik, — was denken Sie dazu? Nichts Langwieriges, etwas Schlagendes, Schlagfertiges ... Der Augenblick ist günstig. Man kann noch Wahrheiten über mich sagen, die zwei Jahre später beinahe niaiseries sein dürften.

— Und was macht Danzig — oder vielmehr Nicht-Danzig? ... Erzählen Sie mir wieder sich selbst, lieber Freund, — ich habe Zeit, ich habe Ohren ...

Es grüßt Sie auf das
Herzlichste
das Unthier.

Nr. 241.

An Dr. Carl Fuchs.

[Turin] 27. Dezember 1888.

Alles erwogen, lieber Freund, hat es von jetzt ab keinen Sinn mehr, über mich zu reden und zu schreiben; ich habe die Frage, wer ich bin, mit der Schrift, an der wir drucken, „Ecce homo“, für die nächste Ewigkeit ad acta gelegt. Man soll sich fürderhin nie um mich bekümmern, sondern um die

Dinge, derentwegen ich da bin. [— —] Zunächst wird „Nietzsche contra Wagner“ herauskommen: wenn alles geräth, auch noch französisch. Das Problem unsres Antagonismus ist hier so tief genommen, daß eigentlich auch die Frage Wagner ad acta gelegt ist. Eine Seite „Musik“ über Musik in der genannten Schrift ist vielleicht das Merkwürdigste, was ich geschrieben habe . . Das, was ich über Bizet sage, dürfen Sie nicht ernst nehmen; so wie ich bin, kommt Bizet tausend Mal für mich nicht in Betracht. Aber als ironische Antithese gegen Wagner wirkt es sehr stark; es wäre ja eine Geschmacklosigkeit ohne Gleichen gewesen, wenn ich etwa von einem Lobe Beethoven's hätte ausgehen wollen. [— —]

Die stupide Taktlosigkeit Fritzsch's, mich in seinem eignen Blatte zu verhöhnen, hat den großen Nutzen, daß sie mir einen Anlaß bot, Fritzsch zu schreiben: „wie viel wollen Sie für meine ganze Litteratur? In aufrichtiger Verachtung Nietzsche“. Antwort: c. 11000 Mark. — Gesetzt, daß ich auf diese Weise im letzten Augenblick Alleinbesitzer meiner Werke werde (— denn auch C. G. Naumann besitzt nichts von mir), so war die Dummheit Fritzsch's ein Glücksfall ersten Rangs. — Ich will schon dafür Sorge tragen, daß Sie zur rechten Zeit alle meine Schriften, die Ihnen fehlen, zugeschickt bekommen: warten Sie nur noch ein wenig! — Der Gedanke mit Rostock, gesetzt auch, daß es ein Interim-Gedanke von zwei Jahren wäre, scheint mir sehr vorzüglich, namentlich in der Übung und Einübung der eigentlichen Dirigenten-Qualitäten, — auch sonst . . .

Lieber Freund, ich bitte Sie dringend darum, Ihre Schrift über Wagner an meinen Verleger Herrn C. G. Naumann zu schicken: Sie dürfen sie mir mit einer kleinen Vorrede widmen. — Wir müssen die Deutschen durch esprit rasend machen . . .

Den Tristan umgehn Sie ja nicht: er ist das capitale Werk und von einer Fascination, die nicht nur in der Musik, sondern in allen Künsten ohne Gleichen ist. —

Ich schlage vor, den ausgezeichneten Aufsatz des Herrn Gast über mich als Vorrede zu Ihrer Schrift gegen Wagner voranzudrucken: macht einen prachtvollen Eindruck.

Titel: Der Fall Nietzsche
von Peter Gast und Carl Fuchs.

Anmerkungen

und

Namen-Register.

Anmerkungen.

(Zur Ergänzung der Anmerkungen ist das Register heranzuziehen. — Unter „Biogr." ist „Das Leben Friedrich Nietzsche's" von Elisabeth Förster-Nietzsche zu verstehen.)

Nr. 1: S. 1. Der Brief ist nach Heidelberg adressirt, wo beide Jugendfreunde seit Absolvirung des Naumburger Gymnasiums (Ostern 1864) juristischen Studien oblagen, während N. noch bis zum 7. Sept. 64 Schulpforta angehörte. — S. 2. „große Arbeit über Theognis", die lateinische Abiturientenarbeit (vgl. S. 6, 7 f., 17 und Biogr. I, S. 185); s. auch zu S. 30. — S. 3. „Shakespearefeier" zum 400. Geburtstag Sh.'s, am 23. April 1864 (vgl. Deussen, Erinnerungen S. 10).

Nr. 2: S. 4. Der Brief ist Montag geschrieben, also vom 4. (statt 5.) Juli zu datiren. — „Geburtstag" Gust. Krug's am 16. Nov., Pinder's am 6. Juli, N.'s am 15. Oktober. — S. 5. „Falstaff" in Heinrich IV., 1. Theil, Akt 3, Sc. 3 (s. auch Briefe II, S. 310). — S. 6. „das Buch" Rintelen's Dissertation vgl. S. 2. — S. 6. „Almrich" (corrumpirt aus „Altenburg"), Dorf zwischen Pforta und Naumburg. — „Kein Geistlicher" s. Schluß von Werther's Leiden.

Nr. 3: S. 7. Der Brief ist am 8. Juli geschrieben, nach Oberdreis, wo Deussen im Elternhause die Ferien verlebte. — S. 9. „Schenkel", Jurist, Verwandter N.'s.

Nr. 4: S. 11. Freiherr v. Gersdorff hatte Pforta zu Ostern 1865 verlassen, also ein Halbjahr später als N.; in Göttingen, wohin N.'s Brief gerichtet ist, studirte v. G. zunächst Jura (vgl. S. 18). — S. 14. „Kameel" keiner studentischen Verbindung angehörend. —

„Jahn-Ritschl-Streit“ (vgl. Ribbeck's Ritschl-Biographie S. 332—381) betraf keine wissenschaftlichen, sondern nur Personal- und Verwaltungs-Fragen der Bonner Universität, deren Dekan Ritschl 1865 war. N.'s Aeußerung zu Gunsten Jahn's ist umso bemerkenswerther, als er schon damals in Ritschl den „besten Lehrer“ (s. S. 387) verehrte und ihm nach Leipzig zu folgen entschlossen war. — „Danaearbeit“ über das Danaelied des Simonides (vgl. Deussen, Erinnerungen S. 21), drei Jahre später in veränderter Gestalt und unter dem Titel „Beiträge zur Kritik der griechischen Lyriker. I. Der Danae Klage“ gedruckt im Rhein. Mus. XXIII, S. 480–489. — „Schulfest“ in Pforta am 21. Mai 1865 (Biogr. I, S. 219). — S. 15. „das rheinische Musikfest“ vgl. Biogr. I, S. 217 ff.; auch Deussen, Erinnerungen S. 25.

Nr. 5: S. 17. „unsre wissenschaftlichen Synoden“ vgl. Biogr. I, S. 132—149.

Nr. 6: S. 20. „Arndtfest“ die Feier zur Enthüllung der auf dem „Alten Zoll“ errichteten Afinger'schen Erzstatue des Dichters und ehemaligen Bonner Universitätslehrers Ernst Moritz Arndt. — S. 21. „Wiedersehn in Leipzig“; Frhr. v. Gersdorff kam zum Wintersemester 1865/66 nach Leipzig; während des Sommersemesters 1866 mußte er zur Armee.

Nr. 7: S. 22. Vgl. den Artikel „Nietzsche als Student“ von Dr. Faber in der „Magdeburgischen Ztg.“ vom 30. Jan. 1901, sowie Deussen's irrige Angabe (Erinnerungen S. 24), N. habe Bonn verlassen, „ohne dies der Verbindung auch nur anzuzeigen oder die Insignien zurückzuschicken“. — Nietzsche's Ankunft in Leipzig fällt auf Dienstag d. 17. Okt. 1865. — Ueber die vier Leipziger Semester (bis 10. Aug. 67) vgl. N.'s eignen Rückblick Biogr. I, S. 225—245.

Nr. 8: S. 23. Die Oster- und Herbstferien zwischen den vier Leipziger Semestern verbrachte N. in der Heimat, und so sind außer diesem Briefe noch die Nummern 12 (13), 14, 17, 18 aus Naumburg, bezw. Kösen datirt. — „reines, anschauendes, interesseloses Auge“ s. Schopenhauer, dessen Philosophie N. im Winter zuvor kennen gelernt und mit v. Gersdorff (der gleichfalls dies Semester nach Leipzig gekommen war) häufig durchgesprochen hatte (vgl. Biogr. I, S. 231, 235). — S. 25 f. „Gewitter“, „unvergleichlicher Aufschwung“ beachtenswerthe Stelle: N. hatte Schopenhauer's Meinung über die Immanenz, ja Transscendenz der

Moral (daß die Welt nicht bloß eine physische, sondern eine moralische Bedeutung habe, Par. II, § 110) von allem Anfang an als Beschränktheit erkannt. — S. 27. Das Aeschylus-Citat Ag. 757: *δίχα δ'ἄλλων μονόφρων εἰμί* („mit dem Muthe seiner eigenen Meinung, ein einsamer Mensch").

Nr. 9: S. 28 f. zu S. 4. — „Kriegsglück" am 3. Juli hatte Preußen bei Königgrätz gesiegt. — Die Stelle Hölderlin's s. auch Briefe II, S. 166 und Menschl., Allzum. I, Aphor. 259. — S. 30. „Herausgabe" N. beabsichtigte eine Neuausgabe des Theognis: infolge der S. 34 f. zu lesenden Angaben Ritschl's aber sah N. davon ab und entschloß sich nun zu einer raschen Darlegung seiner Forschungsergebnisse („Zur Geschichte der Theognideischen Spruchsammlung", Rhein. Mus. XXII, S. 161—200). — „Philologischer Verein" zu Leipzig, dessen Mitbegründer und Präsident N. war (s. Biogr. I, S. 232 f.).

Nr. 10: S. 31. Der Brief ist nach Spandau gerichtet, wohin v. Gersdorff des preußisch-österreichischen Krieges wegen einberufen worden war. — S. 36. „unser beiderseitiges Motto" aus Theognis, ed. Bergk V. 255 f. „Das Schönste ist zugleich das Tüchtigste; ein Herrliches ist's um die Gesundheit; das angenehmste Theil aber, in das sich Einer verlieben kann, ist: sein Ziel glücklich erreichen."

Nr. 11: Feldpostbrief nach Nürnberg. — S. 37. N.'s Wunsch, Frhrn. v. Gersdorff für's Wintersemester als Studirenden nach Leipzig kommen zu sehen, ging nicht in Erfüllung. — S. 38. „die Treitschke'sche Schrift": „Ueber die Zukunft der Mittelstaaten" (s. auch S. 47). — „Kintschy" Café in der Klostergasse und im Rosenthal. „Mahn", Restaurant in der Nähe der Matthäikirche, in welchem N. und seine Freunde zu Mittag speisten. — S. 39. „Obergeselle Krämer" vgl. Biographie I, S. 105, 108, 123. — S. 41 f. „Ueber den Ausgang der Aeschyluslexikon-Angelegenheit (s. auch S. 44 f.) vgl. zu S. 56. — S. 42. Zur Charakteristik Wilh. Dindorf's, der seit den 30er Jahren seine Leipziger Professur aufgegeben hatte, um gänzlich seiner umfangreichen philologischen Herausgeberthätigkeit zu leben, vgl. Biogr. I, S. 237 f.

Nr. 12: Feldpostbrief nach Spandau. Einige Wiederholungen aus dem vorigen Briefe erklären sich aus N.'s Annahme, der Brief sei abhanden gekommen. Nach Beendigung der Theognisarbeit (Ende August) war N.

nach Naumburg gegangen, das er ungefähr am 14. Sept. (um der heranziehenden Cholera zu entgehen) mit Bad Kösen (s. S. 53) vertauschte. — S. 43. „Sei still, mein Herz!“ Anspielung auf den Titel eines ungarischen Clavierstückes von N. aus dem Jahr 1862. — S. 49. Rudolf Haym's polemisches Buch „Arthur Schopenhauer“ war 1864 zu Berlin erschienen.

Nr. 13: Zu diesem wahrscheinlich nach Tübingen gerichteten Briefe vgl. Deussen, Erinnerungen S. 26 ff. und vorn S. 45 f.

Nr. 14: S. 53 f. „zum ersten Male . . . den Rhein . . . sah“ Ende Sept. 1864 in Gemeinschaft Deussen's und dessen Vetters Ernst Schnabel, vgl. Deussen, Erinnerungen S. 16 ff. — S. 54. „Zum muthigen Ritter“ Hôtel und Kurhaus in Bad Kösen. — S. 55. Die Versteigerung der Prof. Keil'schen Bibliothek hatte in Schulpforta selbst stattgefunden. — Der „alte Rohn“, jener Leipziger Antiquar, bei welchem N. im Winter zuvor gewohnt hatte (Blumengasse 4 im Garten), bei dem ihm auch Schopenhauer's Hauptwerk zuerst in die Hände gefallen war (vgl. Biogr. I, S. 228, 231 f.). — S. 56. Ueber die Angelegenheit des Aeschylus-Lexikons (s. auch S. 41 f., 44 f.) verlautet von hier ab nichts mehr, da der Vormund N.'s, Justizrath Dächsel in Sangerhausen, ihm den Rath gegeben hatte, sich in seinem Alter noch nicht durch eine solche Arbeit auf Jahre hinaus zu binden und von anderen Studien abhalten zu lassen. — S. 57. „Corssen . . . der beste Lehrer der Anstalt“ Prof. Corssen ist von N.'s Lehrern der einzige, dessen Name in seinen Schriften erwähnt wird (s. Götzendämmerung: „Was ich den Alten verdanke“ 1.). Corssen's Schriften über lat. Vokalismus, lat. Formenlehre, über die Sprache der Etrusker ꝛc. stehen noch heute in Ansehen. Nach seinem Fortgang von Pforta (1866) privatisirte er in Berlin († 1875 zu Lichterfelde). — „Pförtner Alterthümer“: Paul Corssen, Alterthümer u. Kunstdenkmale des Cistercienserklosters St. Marien u. der Landesschule Pforta (Halle 1868). — S. 59. Das „Solonische Distichon“ bei Bergk Poetae lyrici Graeci II; Sol. 5, 5 f.

Nr. 15: S. 60. Frhrn. v. Gersdorff's älterem Bruder Ernst war (s. S. 31) im böhmischen Feldzug durch einen Säbelhieb der rechte Ellbogen zerschlagen worden. Obwohl die Heilung bis Anfang Jan. 1867 regelrecht verlaufen war, trat infolge eines äußeren Anlasses

plötzliche Verschlimmerung und am 5. Jan. der Tod ein. — Der Todesfall, auf welchen seinerseits N. hinweist, ist der der Tante Rosalie, der Schwester seines Vaters (s. Biogr. I, S. 252 f.). — S. 61. „Der Götter Lieblinge" Quem di diligunt adolescens moritur, Plautus, Bacchides IV, 6. — S. 62. erste briefliche Erwähnung der Preisarbeit De Laertii Diogenis fontibus [die Hauptresultate sind in den Weihnachtsferien 1866 gefunden; zusammenhängende Niederschrift im April 67 (vgl. S. 73, 77), Umarbeitungen bis Anfang Aug. (vgl. S. 88), Preiskrönung am 31. Okt. 67 (vgl. S. 87 f.), zum Druck an's Rhein. Mus. Anfang Febr. 1868, erschienen im Rhein. Mus. XXIII, S. 632—653 und XXIV, S. 181—228]. — S. 63. Deussen's Uebersetzung galt der 1865 erschienenen Monographie von A. Réville über Th. P. — „Spruch des Aristoteles" bei Stobäus Floril. 98, 60 und daraus im Aristoteles Pseudepigraphus (ed. Valentin Rose p. 610; Rose hält den Spruch für unecht): „Denn was ist der Mensch? Ein Muster von Schwäche, der Verhältnisse Beute, ein Spielball des Zufalls, der Unbeständigkeit Bild, hin- und hergepeitscht zwischen Haß und Unheil".

Nr. 16: S. 64. Die Stichwahl zwischen Stephani und von Wächter fand, wie wir nachträglich erfahren, Mittwoch d. 20. Febr. statt: das Wahlergebniß wurde am 21. bekannt gemacht, von welchem Tage also der Brief zu datiren ist. — S. 67. erstmalige Erwähnung des intimen Verkehrs mit Erwin Rohde. — „kritische Geschichte der griech. Litteratur" vgl. Briefe II, S. 18.

Nr. 17: S. 72. Zur Schilderung von Nietzsche's Verhältniß zu Ritschl vgl. Biogr. I, S. 233, 236 f. — S. 73. „nach Paris" der Plan, nach P. zu gehen, taucht in N.'s Leben zweimal auf: dieser erste Plan war mit Rohde verabredet und sollte womöglich zusammen mit Frhrn. v. Gersdorff und Kleinpaul (S. 106, 118 f.) in's Werk gesetzt werden (er wurde vereitelt zuerst durch N.'s Militärdienst, dann durch seine Berufung an die Universität Basel). Der zweite, rasch wieder aufgegebene Plan taucht im September 1882 auf (vgl. S. 452 ff.). — S. 75. „Ich kann Dir eine Arbeit" vielleicht die Anfertigung des Index zum Rhein. Mus.? welche N. dann selbst übernahm (Briefe II, S. 9, 32, 70, 309 und Biogr. I, S. 301 f., II, S. 9). — S. 78, Z. 16 v. u. „Es wäre" ist doch wohl Schreibfehler und muß „Ich wäre" heißen?

Nr. 18: S. 80. „ein junger Mann" Nietzsche selbst. Die Dissertation „über die Grundschemen der Vorstellung" scheint nicht mehr vorhanden zu sein. — S. 82. „Unsre Freimaurerei" Schopenhauer-Cultus.

Nr. 19: S. 83. „nicht annehmen kann" die Einladung Deussen's, ihn während der Herbstferien 1868 in seiner Heimat Oberdreis zu besuchen. — „längere Reise" sobald Nietzsche die Laertius-Preisarbeit beendet und eingereicht hatte (vor Mitte Aug.), ging er mit Rohde zwar nicht in die bayr. Alpen, aber in den Böhmerwald (vgl. S. 88).

Nr. 20: S. 85. „daß ich diesem Leben frei und muthvoll in's Antlitz schaue" das Problem des Pessimismus wußte Nietzsche nie anders zu fassen, als von der heroischen Seite. Aus der hedonistisch befangenen Prämisse Schopenhauer's vom Jammer und Unwerth des Lebens folgte schon damals für Nietzsche nicht Resignation und Quietismus (die er als Niedergangssymptome empfand), sondern der Anreiz, auf die verbesserungsfähige Seite der Welt mit aller Tapferkeit loszugehen, an der Ermöglichung höherer Menschen und damit zugleich an der Erhöhung des Empfindungsniveaus größerer Menschencomplexe zu arbeiten. — „Habt ihr Augen?" Hamlet III, 4. —

Nr. 21: Wie in dem Brief an Rohde vom 3.—6. Nov., so erscheint auch im gegenwärtigen die wichtige Mittheilung von N.'s Eintritt beim Militär überraschenderweise erst gegen das Ende des Briefes. Ueber die Gründe, weshalb N. nicht, wie ursprünglich beabsichtigt, in Berlin dienen konnte, s. Biogr. I, S. 259 f. — S. 87. „iudicium Ritschl's" eine andere Stelle daraus s. Briefe II, S. 16 f. — Das Motto *γένοι' οἷος ἐσσί* aus Pindar Pyth. II, v. 73 (bei N. öfter, z. B. Werke I, S. 501 (R. W. in Bayreuth) „wie er wurde, was er ist"; V, Aph. 270; XI, S. 62 „Werde der, der Du bist"); vgl. hierzu Briefe II, S. 13 und 16. — S. 88. „Urtheil vor dichtgedrängter Aula" am 31. Oktober 1867. — S. 89. Zu „Bahnsen" vgl. die spätere Ansicht Werke V, S. 303 f. — S. 90. „viertägiges Musikfest" Tonkünstlerversammlung zu Meiningen von Donnerstag, d. 22., bis Sonntag, d. 25. August 1867. — S. 91. „Demokrit" (Fragmente davon im Anhang zu Biogr. I, S. 338 f.), dazu S. 93 f. Das geplante Buch, in welches N.'s Aufsatz neben denen von acht anderen Schülern Ritschl's Aufnahme finden sollte, kam nicht zu Stande, vgl.

Briefe II, S. 42 ff. Die Namen der 9 Mitarbeiter waren: Nietzsche, Rohde, Roscher, Windisch, Clemm, Andresen, Heynemann, Kohl, Dreßler. — „Philologenversammlung" in Halle vom 1.—3. Okt. 1867.

Nr. 22: S. 93. „Demokrit" s. zu S. 91. — S. 94. Laertius s. zu S. 62. — Ueber die Gleichzeitigkeit Hesiod's mit Homer sollte ursprünglich N.'s Doktordissertation aus dem Herbst 1868 handeln, vgl. Briefe II, S. 74. Ueber die Entwicklung der homerischen Traditionsfragen bis hin zur Baseler Antrittsrede und den Arbeiten zum Certamen vgl. die Briefe an Rohde, desgleichen den Nachbericht zu Werke IX, 380 f. — S. 95. „litterar. Studien der Alten" s. zu S. 67.

Nr. 23: S. 99. Ueber den Unfall N.'s beim Sprung auf's Pferd (Mitte März 1868) s. ausführlicher den Brief an Rohde v. 3. April und an Frhrn. v. Gersdorff v. 22. Juni 68 (S. 111 f.) — S. 101. „Der Begriff des Organischen seit Kant"; im Brief vom 4. Mai an Rohde (Briefe II, S. 45) sieht aber N. von diesem Thema, als zu gut zur Doktordissertation, wieder ab [— der vorliegende undatirte Brief an Deussen scheint demnach noch in den April zweite Hälfte zu gehören]; vgl. „Die Teleologie seit Kant" im Anhang zu Biographie I, S. 352 ff. — S. 103. Zarncke's Einladung zur Mitarbeiterschaft am „Litterarischen Centralblatt" erfolgte am 2. April. Die Anzeige von G. F. Schömann's Hesiodischer Theogonie steht im Litt. Centralbl. 1868, S. 481. — S. 104. „Ernst Schnabel" s. Deussen, Erinnerungen S. 16 f.

Nr. 24: S. 105. „Aristoteles" = Plato. — S. 106 „in Berlin die Tortur zu erleiden" das Doktorexamen zu machen. — „Reise nach Paris" s. zu S. 73. — S. 109. Rohde's *ὄνος*-Abhandlung erschien nicht im Rhein. Museum, sondern als selbständige Schrift Mitte Febr. 1869 bei W. Engelmann, Leipzig. Nietzsche hat sie im Litterar. Centralbl. 1869, S. 426 f. angezeigt.

Nr. 26: S. 114. Die Reise zu Prof. Rich. Volkmann in Halle erfolgte am 25. Juni 68.

Nr. 27: S. 117. In Bad Wittekind weilte N. von Anfang Juli—ca. 4. Aug. 68. — S. 119. Ueber Carl Ferdinand Wiesike vgl. Ludw. Scheemann, Schopenhauer-Briefe S. 446—449, desgl. Nietzsche's Briefw. mit Rohde S. 64 f.

Nr. 28: S. 120. „Mulus" heißt der künftige Student in der Zwischenzeit zwischen Abgang vom Gymnasium und

Immatrikulation an der Universität. — S. 121. „nach fünfwöchentlicher Abwesenheit“ s. zu S. 117. — S. 122. „Freund Rohde“ kam Montag, d. 17. Aug. 68, auf einer Reise nach München, durch Naumburg und verweilte ungefähr eine Woche daselbst (s. S. 123). Ueber N.'s Aufforderung an Deussen zum Studium der Schopenhauer'schen Philosophie vgl. Deussen, Erinnerungen S. 38. Zu der etwas sonderbar ausgefallenen Hinweisung auf Rich. Wagner vgl. Briefe II, S. 71 f.

Nr. 29: S. 123. „Rohde . . . mein Gast“ s. zu S. 122.

Nr. 30: S. 125. „zween jungen Menschen“ Redtel und Fritsch s. S. 120. — S. 126. „meine Knochen stehen wieder fest begründet auf der Erde“, Paraphrase von Goethe's „Steht er mit festen markigen Knochen auf der wohlgegründeten, dauernden Erde“ (Grenzen der Menschheit).

Nr. 31: S. 127. „Leipziger Wohnung“; der Leipziger Aufenthalt Nietzsche's, nicht als Student, sondern als Privatgelehrter (der anfangs gedachte, sich an der dortigen Universität zu habilitiren), währte vom 16. Okt. 68—15. März 69. — S. 128. „Laertianum“ s. zu S. 62.

Nr. 32: S. 132. Zur Geschichte der Berufung N.'s nach Basel vgl. noch Briefe II, S. 121, 124 f. und Biogr. I, S. 293 f. — Ausführliche Schilderung der ersten Bekanntschaft mit Rich. Wagner (Sonntag, d. 8. Nov. 68) an Erwin Rohde, Briefe II, S. 85 ff. — S. 134. „Dr. Nietzsche“. Daß N. die Doktorwürde von der philosoph. Fakultät ohne Prüfung und Dissertation erhielt, nur auf seine bis dahin veröffentlichten philologischen Arbeiten hin, wird in keinem Briefe erwähnt. Das einzige Zeugniß davon ist dieses unvermittelt auftauchende „Dr.“ auf S. 134.

Nr. 33: S. 134. Zu dieser Visitenkarte vgl. die gleichzeitige an Rohde, Briefe II, S. 130, auch die Beschreibung der Feier von Schopenhauer's Geburtstag bei Schopenhauer's Freund Wiesike, bei welcher Gelegenheit N. als Professor leben gelassen wurde (Briefe II, S. 135 f. und Biogr. I, S. 299 f.).

Nr. 34: S. 135. Ueber die Differenz, die diesem Abschiedsbrief vorausging, vgl. Deussen, Erinnerungen S. 60 ff. — S. 136. „Das Buch, das Du letzthin“ Commentatio de Platonis Sophistae compositione ac doctrina (Bonn, Marcus, 1869). — „beginne Deinen Beruf“ als Gymnasiallehrer zu Minden. — „schönen

Sophoklesvers" *οὗτοι συνέχθειν, ἀλλὰ συμφιλεῖν ἔφυν* Antigone 523.

Nr. 35: S. 139. „Wieſike habe ich . . . gedankt" für die Ehrung an Schopenhauer's Geburtstag; ſ. zu S. 134.

[Brief 34 und 35 ſind vorn nach den Poſtſtempeln datirt, geſchrieben ſind ſie jedoch Sonntag d. 11. April 1869. Man wolle dies verbeſſern. Nietzſche's Abreiſe von Naumburg erfolgte am 12. April. Er fuhr über Köln, Bonn, Wiesbaden, Heidelberg, Carlsruhe und traf Montag, d. 19. April Nachm. 2 Uhr in Baſel ein.]

Nr. 36: S. 139. „Deine Schrift" ſ. zu S. 136. — S. 140. „Meine Antrittsrede" in der Aula am 28. Mai 1869. — S. 141. Rohde's italieniſche Reiſe dauerte von Anfang April 69 — Mitte Juni 1870.

Nr. 37: S. 141. Im Anfang der Sommerferien, welche Mitte Juli 69 begannen, blieb N. noch ca. eine Woche in Baſel. Nach der Rückkehr vom Pilatus (5. Aug.) und einigen Tagen Aufenthalts in Baſel, ging er noch bis 17. Aug. nach Badenweiler im Schwarzwald. — S. 142. „Rich. Wagner" das erſte Zuſammenſein mit ihm nach N.'s Profeſſurantritt hatte in Tribſchen am Pfingſtmontag (17. Mai) 1869 ſtattgefunden, von wo an bis zum Fortgang Wagner's von Tribſchen (27. April 72) Nietzſche zu häufigem Beſuche dorthin kam (vgl. Biogr. II, S. 13 ff.). Beim diesmaligen Beſuche, den N. auf der Fahrt nach dem Klimſenhorn Wagnern abſtattete, „wurde Wagner gerade fertig mit der Compoſition ſeines ‚Siegfried' und war im üppigſten Gefühl ſeiner Kraft" (Briefe II, S. 161).

Nr. 39: S. 151. „Du kennſt die Stelle" Schopenh. Grundlage der Moral § 19, gegen Ende von Nr. 7. — S. 152. „zwei öffentliche Reden" die Titel derſelben lauteten beim wirklichen Vortrag „Das griechiſche Muſikdrama" (gehalten Dienstag, d. 18. Jan. 1870) und „Sokrates und die Tragödie" (Dienstag, d. 1. Febr. 70).

Nr. 40: S. 155. In Naumburg und Leipzig war N. in der Zeit vom 7.—17. Oktober 69 geweſen. — „Nationalvers" Strophe 3 und 4 des Nationalliedes der Bonner Frankonia ſ. Deuſſen, Erinnerungen S. 23.

Nr. 41: S. 156. „meine Baſeler Antrittsrede" erhielt Frhr. v. Gersdorff am 24. März 1870 zugeſandt (ſ. zu S. 163). — „Weihnachtswochen" in Tribſchen vgl. S. 154 und Briefe II, S. 180.

Nr. 42: S. 159. „kleine Dämon, dem Sophokles ſich" u. ſ. w. vgl. auch „Fröhl. Wiſſenſch." Aph. 14 (Werke V, S. 54).

Nr. 43: S. 161. „Koberſteincomité“ gebildet von ehemaligen Pfortenſern, die zu Ehren des Prof. Koberſtein eine Stiftung beabſichtigten.

Nr. 44: Der Brief iſt vom 24. März zu datiren. — S. 163. „verſprochene Aufſatz“ die um Weihnachten 1869 privatim gedruckte Antrittsrede „Homer und die klaſſiſche Philologie“ (ſ. S. 156). — „erſte Meiſterſinger-Aufführung“ in Berlin fand Freitag, d. 1. April 1870 ſtatt.

Nr. 46: Zwiſchen dieſem und dem vorigen Brief liegt der Oſterferien-Aufenthalt mit Mutter und Schweſter in Clarens-au-Baſſet bei Montreux, ferner das in die Pfingſtwoche fallende Zuſammenſein mit dem aus Italien heimkehrenden Erwin Rohde. — S. 167. Fußverrenkung (ſ. S. 169, Briefe II, S. 204) vom 22. Juni.

Nr. 47: S. 169. „Freundſchaftsprobe der Entfernung“: das letzte Zuſammenſein mit Erwin Rohde war die gemeinſchaftliche Reiſe in den Böhmerwald (ſ. zu S. 83) im Aug. 1867. Mit Deuſſen war N. ſeit der Abreiſe von Bonn (12. Aug. 65) nicht wieder zuſammengekommen.

Nr. 48: Feldpoſtbrief; Frhr. v. Gersdorff war Lieutenant im Gardecorps der Maas-Armee. Zu N.'s Kriegserlebniſſen vgl. noch Biogr. II, S. 31 ff. und Briefe II, S. 205 f. und 597 f. — S. 172 f. „eine Zeit lang hörte ich einen nie endenwollenden Klagelaut“, Eindruck, der im Zarathuſtra als Nothſchrei der höheren Menſchen wiederkehrt (Werke VI, S. 350): „da hörte er einen langen, langen Schrei, welchen die Abgründe ſich zuwarfen und weitergaben, denn keiner wollte ihn behalten: ſo böſe klang er“ (ferner VI, S. 405 und 475).

Nr. 49: Feldpoſtbrief mit dem Empfängervermerk „Vor Paris“. — S. 174. Rich. Wagner's „Beethoven“ erſchien als Feſtgabe zu Beethoven's 100. Geburtstag (17. Dez. 1870). — S. 175. Jac. Burckhardt über „hiſtoriſche Größe“; Burckhardt hielt jeden Winter ſechs öffentliche Abendvorträge im Basler Bernoullianum oder im Saale des Muſeums, deren einer der genannte Vortrag war. — „Ueber die dionyſiſche Weltanſchauung“ vgl. Biogr. II, S. 32. Die Gedanken dieſer Abhandlung gingen (wie die der S. 152 genannten Vorträge) in die „Geburt der Tragödie“ über.

Nr. 50: Feldpoſtbrief. — S. 177. „die großen Ausfälle“ der pariſer Truppen unter General Ducrot, namentlich

auf die Dörfer Le Bourget und Champigny. — S. 178. „Schrift, die für die Verbreitung des Schopenhauerischen Gedankenkreises auch in Frankreich bürgt" war nicht mehr zu ermitteln.

Nr. 51: nach Marienbad (Böhmen) adressirt, wohin Frhr. v. G. zur Erholung von den Kriegsstrapazen gegangen war. — S. 181. „internationale Hydrakopf" die Commune. — „Pariser Brand" der Tuilerien am 24. Mai 1871, bei dem der größte Theil der Kunst- und Büchersammlungen des Louvre zu Grunde ging. — S. 182. „hier folgt eine Abhandlung": der Separatdruck der Luganer Fassung von „Sokrates und die griechische Tragödie", dessen Inhalt einen Theil der „Geburt der Tragödie" ausmacht (s. zu S. 175). — „Deinen baldigen Besuch"; Frhr. v. Gersdorff, den N. seit dem Juli 1866, als Gersdorff aus seinem Leipziger Semester heraus in den Krieg mußte, nicht wiedergesehn hatte, kam nebst Frl. El. Nietzsche mit nach Gimmelwald (s. Biogr. II, S. 61). — S. 183. „Dein Großvater in Weimar" Ernst Chr. Aug. v. G. war Staats- und Finanzminister, College des späteren Goethe, führte 1817 die Verfassung, sodann das System der direkten Einkommensteuern ein, welches in Preußen 1851 nachgebildet worden ist; gab auch eine Uebersetzung des Philoktet heraus.

Nr. 52: nach Marburg adressirt (s. Deussen, Erinnerungen S. 76). — S. 184. „Hier ein Aufsatz, das zweite Stück eines größeren": der Separatdruck von „Sokrates und die griechische Tragödie". Da der Gedankenstoff der Geburt der Tragödie damals einer neuen Umwandlung unterlag und der Inhalt von „Sokr. u. d. gr. Tr." den Abschnitten 9—15 der „Geb. d. Tr." entspricht, so hat man sich als erstes Stück ungefähr den Inhalt der Abschnitte 1—8 der Geb. d. Trag. zu denken. — „wie früher der „Homer" s. S. 154.

Nr. 53: durch Eilboten! vgl. Deussen, Erinnerungen S. 80 ff. — S. 186. „werde etwa am 20. Okt. über Marburg nach Basel zurückkehren"; da Deussen sich um diese Zeit bei der russischen Familie Kanchine (S. 185) in Ouchy bei Lausanne vorstellen wollte, so kam es statt zu einem Wiedersehen in Marburg zu einem in Basel (Montag, 23. Okt.). — „Hast Du den „Sokrates" noch einmal gelesen?" s. zu S. 184.

Nr. 54: nach Berlin adr. — S. 187. „5jähr. Intermezzo" und „Deinen Besuch" s. zu S. 182. — S. 188.

„Dein armer Bruder" Theodor Frhr. v. Gersdorff siechte an einem Gehirnleiden, dem er im Dez. 1872 erlag (s. S. 227). — Die Mannheimer Wagner-Tage verschoben sich aus dem Herbst in die Woche vor Weihnachten 1871 (s. zu S. 201). — „Zusammenkunft mit Rohde" und den Freunden v. Gersdorff, Krug und Pinder s. S. 192. — S. 189. „Romundt auf wenige Tage" s. Briefe II, S. 63; von Nizza kehrte R. Ende Juli 1872 nach Basel zurück (s. S. 219).

Nr. 55: vgl. S. 185.

Nr. 56: s. zu S. 186. Nietzsche war am 1. Okt. nach Naumburg gereist, traf am 9. Okt. mit Rohde und Frhrn. v. Gersdorff in Leipzig zusammen und feierte seinen 27. Geburtstag mit diesen beiden Freunden, sowie mit Krug und Pinder zusammen in Naumburg. — S. 192. „Geburt der Tragödie einem Verleger": E. W. Fritzsch (s. S. 194).

Nr. 57: vgl. hierzu Briefe II, S. 266 (der dortige Brief Nr. 80 ist gleichfalls vom 20. (statt 21.) Okt. zu datiren). — S. 193. „Dankopfer": wie N. es am Montag, d. 23. Okt. mit Jacob Burckhardt zusammen vollzog s. S. 197. — „Meßphotographie" vgl. Briefe II, S. 267.

Nr. 58: S. 194. „Sich des Halben zu entwöhnen und im Ganzen, Vollen, Schönen resolut zu leben" (Goethe, „Generalbeichte"), von Mazzini auf N.'s Reise nach Lugano citirt und seitdem ein Lieblingsspruch N.'s (s. S. 229, Briefe II, S. 377 und Biogr. II, S. 56). — Zusage von Fritzsch vgl. Briefe II, S. 269. — S. 195. „Lieber Freund, diesen Gruß" s. Nietzsche, Ged. u. Sprüche (1901) p. XIII und Briefe I, S. 257, 260, II, S. 358. — „Deinem künstlerischen Freunde": Bildhauer Leopold Rau aus Nürnberg, um dessen künstlerische Ausbildung sich Frhr. v. Gersdorff verdient gemacht hatte. Das von Rau gezeichnete Rundbild des entfesselten Prometheus ist, etwas verkleinert, auch den jetzigen Ausgaben der Geb. d. Trag. noch vorgedruckt. — Zum Titelblatt der „Geb. d. Trag.". Man beachte, daß N. den Professortitel, dem er für sich keinen besonderen Werth beimaß, hier eigens geltend macht, in der ganz bestimmten Absicht, dem damals unerhörten Faktum, daß ein Universitätsprofessor für Wagner eintrete, noch mehr Gewicht zu verleihen. — S. 197. „Freund Deussen" auf der Rückreise von Lausanne nach Marburg, s. zu S. 186 und Deussen, Erinnerungen S. 85.

Nr. 59: S. 198. „Vorrede" und Rest des Mnscr. zur Geb. d. Trag. gingen am 12. Dez. 1871 an Fritzsch ab. — „Nach Mannheim kann ich . . . nicht reisen"; es kam dennoch dazu, s. S. 201 f. — Der Text zum „Kaisermarsch" weicht von dem der gedruckten Partitur in einigen Punkten ab.

Nr. 60: S. 201. Zu „Mannheim" vgl. „Briefe Rich. Wagner's an Emil Heckel" (Fischer, Berlin 1899) S. 27 ff. Das Concert fand Mittwoch, d. 20. Dez. 1871 statt. Wagner war in der Nacht vom 16. zum 17. Dez., von Bayreuth kommend, in Mannheim eingetroffen, einige Stunden später Nietzsche mit Frau Wagner über Basel kommend. Die Proben fanden am 18. und 19. statt. Die Rückreise nach der Schweiz erfolgte in Gemeinschaft v. Valigand's am 21. — S. 202. „kann nicht nach Tribschen"; die Weihnachtsferien 1869 und 1870 hatte N. dort als Gast Wagner's verlebt; diesmal blieb er in Basel wegen Ausarbeitung der Vorträge „Ueber die Zukunft unserer Bildungsanstalten", welche er am 16. Jan., 6. und 27. Febr., 5. und 23. März 1872 öffentlich in der Aula des Museums hielt.

Nr. 61: S. 203. „Wagner schrieb mir" s. Biogr. II, S. 68.

Nr. 62: Ueber den Zweck von Wagner's Reise nach Berlin s. „Briefe R. Wagner's an Emil Heckel" S. 36 f.

Nr. 63: S. 205. Wagner's Scherz vom „Alexandriner G.", bezieht sich, ohne auf den in der Geb. der Trag. diesem Wort gegebenen Sinn anzuspielen, nur darauf, daß Frhr. v. G. in Berlin in der Alexandrinenstraße wohnte. — „Rohde für das Litterar. Centralbl." vgl. Briefe II, S. 286—89. — S. 206. „pädagogische Probleme" s. zu S. 202. — „ersten Brief eines Philologen" von Prof. Herm. Hagen in Bern, abgedruckt Biogr. II, S. 71.

Nr. 64: N. bekam Wohnung in Bayreuth beim Buchhändler Gießel (Spiel der „Manfred-Meditation" dort s. Briefe II, S. 376, 380).

Nr. 65: S. 208. Von engeren Freunden N.'s kamen Erwin Rohde und Frhr. v. Gersdorff zur Grundsteinlegung (mit Ansprache Wagner's und Aufführung der IX. Symphonie) mit nach Bayreuth. Die Feier fand Mittwoch nach Pfingsten statt. — S. 209. Rohde „hat Schönes vor": die Anzeige der Geb. d. Trag., welche in der Norddeutschen Allgemeinen Ztg. vom 26. Mai erschien (jetzt in Rohde's Kl. Schr. II, S. 340 ff.; daraus auch separat erschienen). — „Dedi-

kation eines Buches" — eine Bülow'sche Verdeutschung der Dialoghi und der Pensieri von Giacomo Leopardi (Briefe II, S. 305), welche Bülow aber zwei Jahre später, im Briefe vom 1. Nov. 74 (Biogr. II, S. 164) von Nietzsche selbst unternommen zu sehen wünschte. — „Deine künstlerischen Freunde" die Bildhauer Leop. Rau und Paul Otto. — S. 210. „Abschied von Tribschen" am 27. April 1872. — „in meinem Buche petrificirt" in der Geb. g. Trag. (vgl. Biogr. II, S. 76). — „Sommerkolleg" Jacob Burckhardt's über griechische Culturgeschichte.

Nr. 66: S. 211. „das Schriftchen" Ulrich v. Wilamowitz-Möllendorf, Zukunftsphilologie! Eine Erwiderung auf Friedrich Nietzsche's ord. Professors der class. Philologie zu Basel „Geburt der Tragödie" (Berlin, Gebr. Bornträger, 1872). — S. 212. „wir wissen, was wir erlebt haben" als Mitfeiernde der Bayreuther Grundsteinlegung (vgl. S. 237 f.).

Nr. 67: S. 213. „der mitfolgende Rohde'sche Brief" vom 5. Juni (Briefe II, S. 318). — S. 213. „Entwürfe einer neuen Schrift" wahrscheinlich der „Reden eines Hoffenden" (Biogr. II, S. 122).

Nr. 68: „Nordd. Allgemeine mit ihrer Sonntagsfreude" d. h. mit Rich. Wagner's offenem Brief „An Friedrich Nietzsche", datirt Bayreuth, 12. Juni 1872, erschien Sonnabend Abend d. 22. Juni (R. W.'s Ges. Schr. IX, S. 298 ff.). — „zur Aufführung des Tristan nach München" kam am 28. und 30. Juni außer Frhrn. v. Gersdorff auch Frl. v. Meysenbug (Briefe II, S. 329).

Nr. 70: S. 216. „im August wieder in München", s. jedoch S. 219. — S. 217. „Versendung der Anzeigen" s. Briefe II, S. 329. — „Rohde's Gegenschrift" vgl. Briefe II, S. 335 und Anm. dazu, sowie Biogr. II, S. 90—94. — „griech. und zukunftsphilolog. Gedanken" Homer's Wettkampf (s. Briefe II, S. 341), vgl. Werke IX.

Nr. 71: vgl. Deussen, Erinnerungen S. 86 f. und Briefe II, S. 345. — „Nach *sieben* Jahren!" [sieben ist im Original als Zahl geschrieben und unterstrichen]; die beiden Freunde hatten sich aber, nach sechsjähriger Trennung, im vorigen Jahre am 23. Okt. wiedergesehen (s. S. 197), doch nur Nachts bei Mond- und Laternenlicht, sodaß N. dies Wiedersehen kaum als solches gelten ließ.

Nr. 72: S. 218. „was wir noch Alles hören müssen" der

Adressat litt in jenen Wochen an einem Ohrleiden (S. 220). — S. 219. „Alexander Herzen": sein Buch wird deshalb in so unmittelbarem Zusammenhang mit Frl. v. Meysenbug genannt, weil diese die Tochter H.'s, Olga, in Pflege hatte. — „Die Proklamation", die N. zu schreiben gedachte, sollte zur Gründung außer-akademischer Wagner-Vereine aufrufen. Der Gedanke, solche Vereine zu gründen, ging von N. selbst aus und fand die Zustimmung Wagner's. Aus N.'s Brief vom 24. Juli 1872 an Frl. v. Meysenbug erfahren wir, daß auch Frau Wagner den Gedanken als „praktisch" bezeichnet hatte. — „originaliter geschenkt": ein Irrthum N.'s, hervorgerufen durch die unrichtige Ausdrucksweise eines Briefes von Frl. Kestner; N. sollte von den ihm übergebenen Goethischen Briefen nur Einsicht nehmen. — „philosophische Schrift" von Dr. Heinrich Romundt wird Briefe II, S. 329 unter dem Titel „Kant und Empedokles" erwähnt. — „verläßt unsern „Kopf": N. und seine Freunde speisten damals für gewöhnlich an der table d'hôte im Hôtel zum „Goldnen Kopf" an der Rheinbrücke (s. auch S. 253, 256, 260).

Nr. 73: S. 220. Die Reise nach Dorf Splügen hatte N. am 28. Sept. angetreten: vgl. seine Notizen in Biogr. II, S. 86—89. — S. 221. „Brescia", die Reise dahin wurde nur bis Bergamo ausgeführt, von wo N. schleunig nach Splügen zurückkehrte. — S. 222. „Atelier Deiner künstlerischen Freunde" s. zu S. 209. Der Entwurf zum „Goethe-Denkmal" für Berlin war von Paul Otto; doch siegte Schaper. — S. 223. Frl. v. Meysenbug's Mémoires d'une Idéaliste erschienen in deutscher Uebersetzung erst im Febr. 1876 (s. S. 366 f.). — „Meine französische Uebersetzerin" Gräfin Diodati, von deren Uebersetzung der Geb. d. Trag. N. zuerst durch Hans v. Bülow gelegentlich der Münchener Tristan-Aufführung erfuhr (Briefe II, S. 329). — „Neulich erschien" nämlich bei N. als Geschenk des Genfer Kapellmeisters v. Senger (s. zu S. 371). — „Romundt" s. zu S. 219.

Nr. 74: S. 224. „Herrliche Nachrichten das!" vgl. Briefe II, S. 376 („Gersdorff giebt im Dezember seine juristische Laufbahn auf und kommt, nach Italien durchreisend, im Januar nach Basel"). — „was Aeschylus vom Orest sagt" Choeph. 697. — „Bergamo" s. zu S. 221. — S. 226. „die guten Frauen" Frl. v. Meysenbug und Olga Herzen. — „Memoiren" s. zu

S. 223. — „Schlund" wurde die tiefe Ausschachtung unter dem Bühnenraum des Bayreuther Festspielhauses genannt.

Nr. 75: S. 227. „Er hat es überstanden" der jüngere Bruder des Frhrn. v. G., Theodor, starb infolge eines Gehirnleidens Anfang Dez. 72. — S. 228. „meine Vorträge" vgl. Briefe II, S. 393. — S. 229. „mit Wagners in Straßburg" 22.—24. Nov. 72 (Brief an Rohde v. 7. Dez.); Wagner war auf jener „Rundreise an alle Theaterstationen" begriffen (S. 226), über welche sein „Einblick in das heutige deutsche Opernwesen" berichtet. — „Resolut-sein im Goethe-Mazzinischen Sinne" und „jenen Spruch" s. zu S. 194 (Biogr. II, S. 90).

Nr. 76: S. 231. „Das Buch . . . von Romundt": Die menschliche Erkenntniß und das Wesen der Dinge (Basel, H. Georg 1872). — „Naumburg . . . gestern eingetroffen" der Aufenthalt dauerte vom 22. Dez. 72 bis 4. Jan. 73. Der Einladung N.'s an Gersdorff, den Anfang von dessen italienischer Reise zusammen, „mit einer kleinen Variation über Bayreuth", bis Basel auszuführen, konnte Frhr. v. G. nicht Folge leisten: er kam erst gegen Mitte Jan., allein, über Bayreuth, durch Basel; am 30. Jan. erhielt N. seine ersten Nachrichten aus Florenz (Briefe II, S. 393).

Nr. 77: Welche Angelegenheit dieser Brief betrifft, ist nicht mehr festzustellen. N. und Dr. Fuchs hatten sich in den Weihnachtsferien zuvor in Naumburg gesehen.

Nr. 78: nach Florenz adressirt, per adr. Frl. v. Meysenbug. — S. 234. „Tegetthoff-Preisausschreiben" für Pola; zur Ausführung gelangte der Entwurf von Karl Kundmann, dem Schöpfer des Franz Schubert- und des Grillparzer-Denkmals in Wien. — S. 235. „Preisausschreiben des Allgem. D. Musikvereins" für eine Schrift über Wagner's Nibelungendichtung vgl. Briefe II, S. 392 und Hans v. Bülow's Br. u. Schriften V, 557. Die Erhöhung des Preises auf 300 Thaler erfolgte zum Theil mit aus Nietzsche's Tasche, vgl. Biogr. II, S. 212. — „Wagner über mein Nichtkommen . . . gekränkt"; Wagner hatte gehofft, N. am Neujahrstage zur nachträglichen Feier von Frau W.'s Geburtstag in Bayreuth zu sehen (Briefe II, S. 383). — S. 236. „Meine Schrift wächst . . . Seitenstück zur „Geburt": den Grundstock dieser geplanten Schrift sollte die Darstellung der vorsokratischen Philosophie bilden, mit ähnlichen Per-

spektiven in die gegenwärtige und zukünftige Cultur wie in der Geb. d. Trag. hinsichtlich der Kunst. — „Vermählungsfeier von Frl. Olga (Herzen)" mit dem Historiker Prof. Monod fand im darauffolgenden März zu Florenz statt (s. S. 240). — „Une Monodie à deux" vgl. hierzu auch die Anm. Briefe II zu S. 407.

Nr. 79: nach Rom adressirt. — S. 237. Erwin Rohde war von Prof. Ribbeck nach Heidelberg eingeladen worden und schlug N. ein Wiedersehen vor, welches dieser nach Bayreuth verlegt wünschte (Briefe II, S. 405). — „es waren die glücklichsten Tage" die Tage der Grundsteinlegung in der Pfingstwoche 1872 (vgl. Biogr. II, S. 77). — S. 238. „mache ich . . . den 6. Vortrag"; dazu kam es leider nicht. — S. 239. „Wilamowitz": Frhr. v. Gersdorff war ihm in den Uffizien in Florenz begegnet, wie ihm später, Ende August, Rohde in der Casa Nardini begegnete (Briefe II, S. 414). — „ein zweites Heft" Zukunftsphilologie! Zweites Stück (Berlin, Gebr. Bornträger, 1873). — „die Worte Davids Strauß", die I. Unzeitgemäße Betr. war damals noch nicht geschrieben. — — S. 240. „Ich bedaure die arme Florentinische Freundin" Frl. v. Meysenbug, die durch die Verheirathung der von ihr erzogenen Olga Herzen sich sehr vereinsamt fühlte. — „Overbeck": statt „jetzigen Theologie" hat der endgültige Druck „heutigen Th.". Das Buch erschien im Sommer 1873 gleichzeitig mit der I. Unzeitgem. Betr. bei E. W. Fritzsch, Leipzig, unter dem Titel „Ueber die Christlichkeit unserer heutigen Theologie. Streit- und Friedensschrift von Franz Overbeck, Dr. phil. et theol., ord. Prof. an der Universität Basel". — „Unser Haus wird einmal berüchtigt werden" vgl. Biogr. II, S. 128. — S. 241. „Uebermorgen . . . bei Wagners": N. und Rohde trafen sich am 7. April in Bayreuth und blieben bis zum Ostersonnabend (12. April); in Lichtenfels trennten sie sich Nachts, N. reiste über Bamberg nach Nürnberg weiter, wo er die beiden Ostertage verbrachte, und traf, über Lindau kommend, Dienstag, d. 15. April wieder in Basel ein. Die Stimmung im „Wahnfried" war infolge der unsicheren Aussichten für das Zustandekommen der Festspiele sehr gedrückt gewesen: die Verständniß- und Theilnahmlosigkeit der Deutschen gegen dieses ideale Unternehmen und andrerseits der platte Materialismus der Gründerperiode, der auch das höhere Leben der Nation bedrohte,

ließen Nietzsche inne werden, daß gegen die überhandnehmende Desorientation in den Fragen der Cultur und des Genie's etwas Entscheidendes geschehen müsse. So faßte er den Plan der „Unzeitgemäßen Betrachtungen" und ging im April mit allem Eifer an die Ausarbeitung der ersten über David Strauß. Nietzsche brauchte in jener Zeit gegen seine überhandnehmende Kurzsichtigkeit eine Atropincur, die ihm Schreiben und Lesen fast ganz unmöglich machte. Frhr. v. Gersdorff entschloß sich daher, ihm hülfreich beizustehen: er unterbrach in Sicilien seine Reise, kam im Mai nach der Schweiz und blieb bis gegen Ende September, um von da bis gegen Weihnachten wieder Italien zu bereisen. Das Fehlen Nietzsche'scher Briefe aus diesem Sommer erklärt sich daraus, daß Frhr. v. G. den größten Theil der Correspondenz auf sich nahm. Er fertigte u. A. auch das ihm diktirte Druckmanuskript der 1. Unzeitgemäßen (im Juni).

Nr. 80: S. 241. „hinter Wolken verschwinden und mit dem Vollmondsglanze des Glückes hervork." nach bestandener juristischer Staatsprüfung verlobte sich Krug mit einer Holländerin. — „Straußiade" 1. Unzeitgemäße Betrachtung, Anfang September erschienen.

Nr. 81: nach Siena adressirt. — S. 242. „Dieses 9. Semester Dein Werk" s. zu Brief Nr. 79. — S. 243. „Von R. Wagner . . . herrlich-heiterer Brief" vom 21. Sept., abgedruckt Biogr. II, S. 130 f. — „K. Hillebrand in der Augsburgerin" [der damaligen Augsburger Zeitung, jetzt Münchener Allgemeinen Ztg.], wieder gedruckt in K. H.'s „Zeiten, Völker und Menschen" Bd. II, S. 291—310. — S. 244. „K. H. kennt die Franzosen besser" vgl. S. 222. — „die angemeldeten Compositionen" Georg Riemenschneider's, s. nächsten Brief. — „Leutsch", der Herausgeber des Göttinger „Philologischen Anzeigers", s. Briefe II, S. 354, 370, 386, 403, 410.

Nr. 82: S. 245 f. Riemenschneider's symphonische Dichtungen „Julinacht", „Nachtfahrt", „Todtentanz" u. s. w. sind bei E. W. Fritzsch, Leipzig, erschienen. Eine Besprechung derselben von Seiten Fuchs' steht Musikal. Wochenbl. 1874, Nr. 23 f. — S. 246. „Symptomatiker": Dr. Fuchs hatte im „Musikal. Wochenbl." einen Aufsatz, betitelt „Symptome", gegen die ästhetischen Ansichten Lotze's und Gervinus' erscheinen lassen.

Nr. 83: nach Bologna geschrieben (und durch die Post nach

Venedig nachgesandt). — S. 249. Leop. Rau hatte Frhrn. v. Gersdorff noch in Basel vermuthet, dieser war aber bereits gegen Ende Sept. nach Siena abgereist. — „Man verlangt von mir einen „Aufruf an die deutsche Nation": Emil Heckel auf Veranlassung Rich. Wagner's (vgl. Briefe II, S. 417 f. und Briefe R. W.'s an Heckel, S. 66. Siehe daselbst auch N.'s Brief an Heckel vom 19. Okt. 1873 in dieser Angelegenheit). — „unheimliche Machination" vgl. Briefe II, S. 418 ff.; die Sache, in der eine Russin (Gespenst Rosalie N.) mitspielt, beruhte auf Täuschung (vgl. S. 262). — „neue Unzeitgemäßheit": Ueber den Nutzen und Nachtheil der Historie für das Leben. — S. 250. „Sechs Preisarbeiten" s. zu S. 235.

Nr. 84: nach Venedig adressirt. — S. 251. „Aufruf an die Deutschen", von N. am 22. Okt. verfaßt, steht Biogr. II, S. 219—223. — „Unterzeichnung, wie wir sie in München ausgedacht" (bei der Bülow'schen Tristan-Aufführung Ende Juni 1872) vgl. Briefe II, S. 423. — S. 252. „Grenzboten" 32 II, S. 104 ff. — S. 253. „Rüsselgespenst", ein Gelehrter, der im Sommer mit an der table d'hôte im „Goldnen Kopf" gespeist hatte.

Nr. 85: nach Mailand adressirt. — Die Bayreuther Zusammenkunft fand am Reformationsfest, Freitag d. 31. Okt. 73 statt. N. reiste Sonntag Abend d. 2. Nov. mit Emil Heckel über Heidelberg zurück und traf Montag früh wieder in Basel ein. — S. 254. „Stiftungsfest" Grundsteinlegung am 22. Mai 1872. — „Bundeshütte" Festspielhaus. — „mein Mahnruf" s. S. 249, 251. — S. 255. „die Kinder" Bülow's und Wagner's. — „Puschmannerei" vgl. „Ein Neujahrswort an den Herausgeber der Wochenschrift ‚Im neuen Reich'. Von Friedr. Nietzsche" (Musikal. Wochenbl. 1873, S. 38; abgedruckt Biogr. II, S. 209 f.).

Nr. 86: Die Photographie, auf deren Rückseite dieser Geburtstagswunsch steht, ist die, nach welcher der Stahlstich im 1. Bande der deutschen Kleinoktav-Ausgabe von N.'s Werken gefertigt ist. — S. 257. „daß Frohgemüth Dich führe ꝛc." s. zu S. 195. Das Gedichtchen steht in: Nietzsche, Gedichte u. Spr. (1901) Vorwort XIII.

Nr. 87: S. 257. „mündlich gratuliren" zur Verlobung (vgl. S. 259); N. verbrachte die Weihnachtsferien 1873 in Naumburg, um die 2. Unzeitgemäße dort zu vollenden.

Nr. 88: nach Ostrichen adressirt, ebenso Nr. 89, 91, 92, 93. — S. 258. „versprochen, bis 7. Jan. mein Mnscr. fertig abzuliefern“: es wurde bereits am Neujahrstage vollendet (s. S. 261) und zum Behuf einer Abschrift für den Druck an Frhrn. v. Gersdorff gesandt. An der Druckcorrektur betheiligte sich Erwin Rohde (s. Briefe II, S. 426, 430, 435, 437, 439 f.). — S. 259. „Zwölf Briefe eines ästhetischen Ketzers“ erschienen anonym (vgl. S. 268); ihr Verfasser war Karl Hillebrand in Florenz. — „Prinzeß Therese von Altenburg“ Schülerin von Nietzsche's Vater, gleich den beiden andern altenburgischen Prinzessinnen Elisabeth (Großherzogin von Oldenburg) und Alexandra (Großfürstin Constantin von Rußland, vgl. S. 201). — S. 260. „Freunden zum Trost“ s. zu Nr. 86.

Nr. 89: S. 261. „die Philosophen liegen brach“ die vorsokratischen s. zu S. 236. — „Schlag gegen den Einjährigen-Freiwilligen“, namentlich gegen das Berechtigungswesen der Lehranstalten, gegen welches 2 Jahre später, ganz im Sinne N.'s, Paul de Lagarde schrieb, in seiner Schrift „Ueber die gegenwärtige Lage des Deutschen Reiches“ (1876). — „im Herbst . . . Zusammenkunft“ (s. S. 252) wie im Jahr zuvor mit der Schwester und den Freunden v. Gersdorff und Romundt bei Flims und am Caumasee. — „Candrian“ der Besitzer des Hôtels Segnes (Briefe II, S. 500), bei welchem N. und die eben erwähnten Freunde gewohnt hatten. — S. 262. „Mit Ritschls“ (vgl. Briefe II, S. 434 f.). — „Fritzsch“ vgl. Briefe II, S. 435. — „Das weibliche Gespenst“ s. zu S. 249. — „Preisarbeit . . . gekrönt“ s. zu S. 235 und 250. — „Zeitungsgeschwister“ nach Goethe, Zahme Xenien V: Das Zeitungs-Geschwister, wie mag sich's gestalten, als um die Philister zum Narren zu halten? — „Ranke's 1. Buch“: Zwölf Bücher preußischer Geschichte, damals in neuer Bearbeitung erscheinend. — „Von Deinen Uebersetzungen“, vor allen die des historischen Romans „Castruccio Castracane“ von Machiavelli (Opere varie Bd. III). — „Muß es sein? Muß es sein?“ Anspielung auf die Worte Beethoven's „Muß es sein? — Es muß sein! Es muß sein!“, die den zwei Hauptmotiven im Finale seines Fdur-Quartetts op. 135 zu Grunde liegen. Betitelt ist dies Finale „Der schwer gefaßte Entschluß“ (vgl. S. 287).

Nr. 90: S. 263. „de tranquillitate animi“ ein Seneca'scher

Titel. — S. 264. „Niemand . . . rathen" Dr. Fuchs hatte um N.'s Meinung über eine etwaige Uebersiedelung nach Basel gebeten. — S. 265. „nach einem ganz bestimmten höchst belehrenden Fall" s. S. 261 f. und Briefe II, S. 441. — S. 266. „Preisaufgabe" s. zu S. 235, 250, 262 und 296.

Nr. 91: S. 266. „seit Weihnachten" nicht wörtlich, sondern: seit den Weihnachtsferien, s. zu S. 258. — S. 267. „Heinze . . . v. Eucken": Letzterer, seit Michaelis 1871 in Basel (s. S. 196 f), ging Ostern 74 nach Jena; Heinze, sein Nachfolger, blieb nur ein Jahr in Basel, ging Ostern 75 nach Königsberg und folgte bereits im Herbst 75 einem Ruf nach Leipzig (s. S. 318). Heinze war in Schulpforta N.'s Tutor gewesen. — „Dav. Strauß" s. Biogr. II, S. 135 f. — „die arme Meysenbug" s. zu S. 240. — „Vorwärts allezeit mit strengem Fechten" Wahlspruch eines brandenburger Markgrafen in der Reformationszeit (vgl. S. 274 und Briefe II, S. 442, 445).

Nr. 92: „Kiste", von Frhrn. v. Gersdorff's Aufenthalt im Sommer 1873 zurückgeblieben (s. S. 263, 266). — „Nr. 2" der Unzeitgem. Betrachtungen. — „Jacob Burckhardt . . . Brief" vom 25. Febr. 74 steht Biogr. II, S. 141 f. — „ästhetische Ketzerbriefe" s. zu S. 259.

Nr. 93: S. 270. „concilium subalpinum sive Rhaeticum" so wurde die Zusammenkunft der Freunde in Flims (s. zu S. 261) genannt (vgl. Briefe II, S. 443, 448). Im Jahr 1874 kam, trotz allseitigen Wunsches der Betheiligten, nichts Aehnliches zu Stande: Rohde kam *vor* den Michaelisferien und Frhr. v. Gersdorff *nach* denselben nach Basel (Briefe II, Nr. 165 und Seite 473). — S. 271. „Meysenbug" damals in San Remo. — „lehrreicher Brief Rohde's" vom 24. März 74, eine Kritik der 2. Unzeitgem. Betr. enthaltend (Briefe II, S. 447–54). — „Briefe der Bayreuther" s. Biogr. II, S. 144–47.

Nr. 94: S. 273. „über Lotze" s. zu S. 246. — „für und gegen Schopenh." der Aufsatz „Betrachtungen mit und gegen Arthur Schopenhauer" in der Neuen Berliner Musikzeitung 1867. — „über Renan" wo? — „zu Grillparzer": „Gedanken aus und zu Grillparzer's ästhetischen Studien"; „Schatzgräber-Versuche eines Musikers auf dem Felde der Musik" (Musikal. Wochenbl. 1872 und 74). — „für unsere Art ‚Culturkampf' . . . ein öffentliches Theater gründen" betrifft den Plan, ein „Jahrbuch der Freunde" heraus-

zugeben (vgl. S. 430). — S. 274. „dreizehn Unzeitgemäße"; die Zahl schwankt zwischen 11 (Briefe II, S. 445) und 24 (Biogr. II, S. 138).

Nr. 95: nach Gnadenberg bei Bunzlau adressirt (ebenso Nr. 96, 97, 99, 100, 102). — S. 276. „Druck der Geburt der Tragödie", d. h. der 2. Auflage derselben (s. Briefe II, S. 383). — „Collega Heinze" s. zu S. 267. — „Meine Schwester" seit 1. Mai zu Besuch; die Geschwister reisten dann in den Pfingsttagen an den Rheinfall b. Schaffhausen (Biogr. II, S. 152 f.), wo Manches an „Schopenhauer als Erzieher" gethan wurde. — „schmieden wir die schönsten Pläne" vgl. Biogr. II, S. 175 f. — „absolutes Ideal" Wagner's Brief vom 27. Febr. 74 an Nietzsche (Biogr. II, S. 145). — S. 277. „Stückchen Deiner Uebersetzungen" s. zu S. 262. — Eduard v. Hartmann, Ueber Shakespeare's Romeo und Julia, vgl. Briefe II, S. 461, 491.

Nr. 97: S. 279 f. „voriges Jahr zweimal und vorvoriges Jahr zweimal mit den Bayreuthern zusammengetroffen", 1872 (seit dem Abschied von Tribschen, 27. April): a) zur Bayreuther Grundsteinlegung, vom 18.—23. Mai; b) in Straßburg, 22.—24. November. 1873: a) 7.—12. April mit Rohde in Bayreuth; b) 30. Okt. bis 2. Nov. in Bayreuth zur Patronatsversammlung. (Nietzsche ging übrigens im Aug. 74 doch noch auf mehrere Tage nach Bayreuth, s. zu S. 284). — S. 280. „der gute alte Vischer", dem N. seine Berufung nach Basel vornehmlich verdankte, starb in der Nacht darauf. Wie N. seinen Verlust empfand s. S. 282 und Briefe II, S. 469. — „Krug" s. Brief Nr. 98 und 101. — „etwas Sehr Schönes" (vgl. Briefe II, S. 464) wahrscheinlich „Die Philosophie im tragischen Zeitalter der Griechen". — „ital. Uebersetzungen" s. zu S. 262.

Nr. 99: S. 282. „Rathsherr Vischer" s. zu S. 280. — „Sonntag (12. Juli) will ich in Zürich"; von da ging die Reise mit Dr. Romundt nach Bergün an der Albulastraße weiter. — S. 283. „In mir gährt jetzt sehr Vieles"; über der Ausarbeitung von „Schopenh. als Erzieher", dieser Rechenschaftsschrift über sein eignes Wollen und Werden, mochte N. schon damals weit voraus auf den ungeheuren Weg zur Freiheit blicken, dessen Beschreitung ihn beinahe schon von der Vollendung von „Rich. Wagner in Bayreuth" abgehalten hätte.

Nr. 100: S. 284. „doch noch einen Theil meiner Ferien in

Bayreuth"; auf der Reise dahin sah N. sich auch Rothenburg ob der Tauber und Würzburg in Hinsicht auf die Möglichkeit seiner dortigen Niederlassung an (Biogr. II, S. 176). — S. 285. „Stachelberg" Bad oberhalb Glarus. — „Einen See, wie den Flimser" s. zu S. 261 und 270; „Flimser Gesellschaft" ebenda.

Nr. 101: S. 286. Krug's Hochzeit fand im Sept. statt. — „auf irgendeine festliche Art" Nietzsche übersandte dem Freunde den S. 275 erwähnten „Hymnus auf die Freundschaft für Orchester und Chor von Friedrich Nietzsche; Clavierauszug zu vier Händen". Das in roth Leder gebundene, noch vorhandene Exemplar trägt folgende Widmung: „Seinem Freunde Gustav Krug, als er im September 1874 Hochzeit machte" und oben im Titelblatt das Motto: „Cui potest esse vita vitalis, ut ait Ennius, qui non in amici mutua benevolentia conquiescat?" Cicero de amicitia 6. — S. 287. „Muß es sein? — Es muß sein!" s. zu S. 262.

Nr. 102: S. 287. „langen Abschnitt . . . umarbeiten": den fünften, s. S. 288. — „und wenn Du ankommst" gegen den 12. Okt.; Frhr. v. Gersdorff war im Begriff, die berühmte Landwirthschaftliche Akademie Hohenheim bei Stuttgart zu beziehen (s. Vorwort S. XXI) und blieb eine Woche in Basel, „die vergnügteste des ganzen Jahres" (S. 294 und Briefe II, S. 479). — „Exemplar fix und fertig vorliegen", am 7. Okt. übersandte N. an Rohde als Geburtstagsgabe die Aushängebogen von „Schopenh. als Erz." in Ermangelung noch nicht eingetroffener fertiger Exemplare. — S. 288. „kunterbuntes Kinkerlitzchen" ein mit farbigen Arabesken bemalter und überpolirter Holzdiskus von Frhrn. v. Gersdorff's Hand (ein ähnliches Geschenk s. S. 381). — „Der arme Rohde" s. S. 353 und Briefe II, Vorwort S. XVII. Er kam gegen den 20. Sept. durch Basel. — S. 289. „Fußwanderung" am 26. Sept. reiste N. mit Romundt und Baumgartner auf 3 Tage nach dem Rigi, blieb eine Woche allein in Luzern und kehrte am 6. Okt. nach Basel zurück. — „Reisetasche gestohlen worden": in Würzburg, auf der Rückreise von Bayreuth (s. zu S. 284 und Biogr. II, S. 176).

Nr. 103: S. 290. „von Basel abwesend" vom 26. Sept. bis 6. Okt.; Krug war auf der Hochzeitsreise. — „jüngste Schrift" die III. Unzeitgem. Betr. — „in Bayreuth

. . . Instrumentalproben" vom 1. Aug. 1875 ab. (. mußte, der Steinabader Cur wegen, auf den Besuch dieser Proben verzichten.) — „Partitur der Götterdämmerung" wurde am 21. November 1874 vollendet, s. Briefe II, S. 485. — „meinem Hymno" s. zu S. 286.

Nr. 104: „jüngste Schrift" Schopenhauer als Erzieher. — „Adolf" Baumgartner stand von Okt. 74—Okt. 75 bei den Bonner Husaren.

Nr. 105: nach Hohenheim gerichtet (s. zu S. 287). — S. 294. „einiges Herrliche . . . aus Bayreuth" wohl der Brief von Frau Cosima Wagner, Biogr. II, S. 159—162.

Nr. 106: nach Hirschberg in Schlesien gerichtet. Das Datum des Briefes muß 21. (statt 2.) Dez. heißen. — S. 295. „kleine Stadt entdeckt": Hirschberg, woselbst Dr. Fuchs bis zu seiner Uebersiedelung nach Danzig (1879) blieb. — S. 296. „Preisschrift über den Ring des Nibelungen" von Dr. Ernst Koch, s. S. 262. — „nach Bayreuth, zu den Proben" s. zu S. 290.

Nr. 107: O. hatte ein Sonett „Schopenhauer als Erzieher" an Nietzsche gesandt, vgl. S. 299.

Nr. 108: nach Ostrichen gerichtet. N. war am 22. Dez. Abends von Basel abgereist. — S. 299. „Jugendcompositionen um mich gehäuft": N. gab dem an Krug gesendeten Hymnus eine erweiterte Form. — „dran sich der Lenz erkennen läßt" s. Meistersinger III. Akt, 2. Sc. Hans Sachs zu Walther. — S. 300. „Dr. Fuchs" vgl. Briefe II, S. 485. — „Rohde . . . schönen Brief" s. Briefe II, S. 480—84. — „formt weiter an seinem Roman": Erwin Rohde, Der griechische Roman und seine Vorläufer (Leipzig, Breitkopf und Härtel) wurde Anfang 1876 vollendet und erschien Mitte Mai desselben Jahres. — S. 301. „tottig" mundartlich = wie vor den Kopf geschlagen. — „Nibelungenwerk gethan" Beendigung der Partitur am 21. Nov. 74 (Briefe II, S. 485).

Nr. 109: vgl. Deussen, Erinnerungen S. 87 f.

Nr. 110: S. 305. „Uebersetzung" von Schopenh. als Erzieher. — „unsern Wunsch merken lassen", daß Frau Wagner für die buchhändlerische Unterbringung der französischen Uebersetzung mitbesorgt sein möge.

Nr. 112: S. 307. „Freund Gersdorff" verlebte vom 10. März bis Anfang April seine Hohenheimer Osterferien in Basel. In diesen Wochen fertigte er eine Abschrift der vielen vereinzelten Aufzeichnungen Nietzsche's, die

sich auf das Thema „Wir Philologen" beziehen (s. zu S. 317 und Briefe II, S. 511).

Nr. 113: S. 308. „Brief an Schmeitzner" vom 14. März mit der Anfrage, ob nicht er als Verleger des Originals den Verlag der Baumgartner'schen Uebersetzung von „Schopenh. a. E." („mit einer briefartigen Dedikation" an N.; s. Briefe II, S. 493) übernehmen wolle. — S. 309. „Baumannshöhle" die Wohnung N.'s und Overbecks's am Schützengraben 45; der Besitzer hieß Baumann (s. auch S. 321, 370).

Nr. 114: S. 309. „ich war die letzte Zeit über sehr empfänglich für Leiden" bezieht sich u. A. auf die Briefe II, S. 493 f. erzählte Angelegenheit, die N. so zu Herzen ging, daß er die Stimmung zu der für Ostern geplanten Ausarbeitung der Unzeitg. Betr. „Wir Philologen" nicht finden konnte. — S 310. „Die Montaigne-Stelle". Als beim Uebersetzen von „Schopenh. als Erzieher" Frau Baumgartner die von N. citirten Worte Montaigne's über Plutarch (N.'s Werke I, S. 400) nicht in einer Zurückübersetzung, sondern in der Originalfassung bringen wollte, stellte sich beim Auffinden derselben zum Erstaunen N.'s heraus, daß er ihnen einen höheren Sinn gegeben hatte, als sie bei Montaigne haben. N. schreibt in „Sch. a. E.", er müsse von Montaigne sagen, was dieser von Plutarch sage: „kaum habe ich einen Blick auf ihn geworfen, so ist mir ein Bein oder ein Flügel gewachsen". Die Stelle lautet jedoch im Original (Essais, Livre III, chap. 5, Sur des vers de Virgile): „je ne le puis si peu raccointer, que je n'en tire cuisse ou aile". Das heißt ungefähr: „Ich mag im Plutarch (dessen Reichthum sich hier Montaigne im Bild einer gedeckten Tafel denkt) noch so auf's Gerathewohl mit der Gabel hineinfahren, so werde ich doch immer einen guten Bissen (einen Schenkel oder Flügel) erwischen". N. hatte bei dem Wort aile offenbar an die Flügel gedacht, die Plato im Phädrus (p. 246 ff.) der Seele wachsen läßt.

Nr. 115: nach Hohenheim gerichtet, wie fast alle bis Sommer 76 an Frhrn. v. Gersdorff geschriebenen Briefe. — S. 311. „für Deinen Besuch" s. zu S. 307. — „Mirakel- und Rattenwirthschaft" s. zu S. 309. — S. 312. „am Tage der Abreise" Sonnabend d. 10. April. — 313. „meine Arbeit" s. zu S. 309.

Nr. 116: S. 313. „etwas verreist", vom 25. April—3. Mai war N. in Bern (Hôtel Victoria auf dem Schänzli).

Nr. 117: S. 315. Professor von Miaskowski nahm die Berufung an die Landwirthschaftliche Akademie zu Hohenheim an, blieb aber nur von Ostern 76—Ostern 77 dort, um wieder nach Basel zurückzukehren. — S. 316. „verreist auf 8 Tage" s. zu S. 313. — S. 317. „Hillebrand"; sein citirtes Buch enthält außer der zu S. 243 erwähnten Besprechung der 1. Unzeitgem. Betr. auch zwei über die 2. und eine über die 3. Unzeitgemäße, alle vier ursprünglich in der Augsburger (jetzt Münchner) Allgem. Ztg. erschienen. — „Mit der vierten Unzeitgemäßen": damals war als vierte „Wir Philologen", als fünfte „R. W. in Bayreuth" projektirt, s. zu S. 309 und Briefe II, S. 510 f. — „Notizen, wie Du sie" s. zu S. 307. — „reist Overbeck ab" nach Carlsbad (10. Mai); Prof. O. war für's Sommersemester beurlaubt. — S. 318. „Heinze" s. zu S. 266. — „Rütimeyer" wurde von N. ungemein geschätzt; namentlich interessirten ihn R.'s Ansichten über die Selektionshypothese Darwin's, deren Nothwendigkeit für die Erklärung einer Umwandlung der Arten Rütimeyer nicht zugab. — „Götterdämmerung", von der soeben der Clavierauszug erschienen war (s. S. 313). — „über Stuart Auskunft", vgl. S. 320: James Stuart and Rich. Revett (nicht w), The antiquities of Athens, measured and delineated (c. tabb.) Vol. I—III., London 1762—1794. Vol. IV unter dem Titel: Antiquities of Athens and other places in Greece, Sicily etc. delin. and illustrated by C. R. Cockerell, W. Kinnard etc., Lond. 1830. — S. 319. „Berliner Concert Wagner's" vom 24. April: dasselbe mußte des zu großen Andranges wegen am 25. wiederholt werden.

Nr. 118: S. 319. „Baden-Baden" vgl. Biogr. II, S. 178 f. — S. 320. „Overbeck" s. zu S. 317. — „Hillebrand" s. zu S. 317. — „Er redet so, wie die öff. Meinung in 10 Jahren sein wird": an Hillebrand dachte N. bei Aphor. 269 von Menschliches, Allzumenschl. I.

Nr. 119: S. 320. „Stuart u. R." s. zu S. 318. — S. 321. „Schwester ist da" seit Montag 17. Mai. — „Baumannshöhle" s. zu S. 309. — „Unzeitg. Nr. 4" = „Wir Philologen" s. zu S. 317. — „französische Uebersetzung" der Frau Baumgartner von „Schopenh. als Erzieher". Sie ist leider auch nie gedruckt worden. — „Medaillon von Wagner" modellirt von Scharff in Wien. — „nicht zum Geburtstag" (22. Mai)

s. aber S. 323: „habe doch noch geschrieben". — „Du weißt, die Recension!" war nicht zu ermitteln.

Nr. 120: S. 322. „will Dir aber doch selber melden": Frhr. v. G. hatte, in Rücksicht auf N.'s Augenschwäche, Frl. El. N. um Nachricht gebeten. — S. 323. „mit Hülfe meiner Schwester" Frl. N. war vom 17. Mai bis 4. Juli in Basel, ging während N.'s Aufenthalt in Steinabad einen Monat nach Naumburg und kehrte zum Behuf der Einrichtung der gemeinsamen Häuslichkeit Anfang August nach Basel zurück. — „wir haben eine Wohnung" Spalenthorweg 48. — „Collegien auf 7 Jahre": ihr Plan steht Biogr. II, S. 182. Diese Collegien sollten die Grundlage eines umfassenden Werkes über die Griechen werden. Wie N. diese Amtsthätigkeit in Beziehung zu seiner hohen persönlichen Bestimmung setzen wollte s. S. 333 f. — „Miaskowski" s. zu S. 315.

Nr. 121: S. 324. „nicht . . . nach Bayreuth" zu den Orchesterproben vom 1.—15. Aug. (s. zu S. 290). — S. 325. „Photographie" des Rittergutsbesitzers Wittich auf Karscheven (Schles.), Vaters der Dichterin Marg. Vollhardt-Wittich. — „eigne Wirthschaft" s. zu S. 323.

Nr. 122: S. 327. „Rohde" s. zu S. 288.

Nr. 123: S. 328. „Meine Schwester" s. zu S. 323. — S. 329. „nächsten sieben Jahre" s. zu S. 323. — „Vischer" † 4. Juli 74 (s. zu S. 280).

Nr. 124: S. 330. Die besprochene Composition ist im N.-Archiv nicht mehr vorhanden.

Nr. 125: nach Seelisberg am Vierwaldstättersee geschrieben. — S. 332. „Freitag früh" am 16. Juli. — „Meine Schwester" s. zu S. 323. — S. 333. „Kenner . . . von Magenleiden" Dr. J. Wiel, Verfasser der Bücher „Tisch für Magenkranke" und „Diätetisches Kochbuch". — „Collegien-Cyklus" s. zu S. 323.

Nr. 126: S. 334. „Arzt" Dr. J. Wiel. — S. 335. „Flims" s. zu S. 270. — S. 336. „Wird besorgt!" s. S. 267. — (auch S. 338) „Handelsbetriebslehre" von Lindwurm (Stuttg. 1869), auch Carey's und Dühring's socialökonomische Schriften.

Nr. 127: S. 339. „Manuscript nach Bayreuth" die Baumgartner'sche Uebersetzung von „Schopenh. als Erzieher". — „Adolf" s. zu Nr. 104.

Nr. 128: S. 340. „wie es mit Deiner Zeit stehen werde": v. Gersdorff wollte ja zu den Orchesterproben (1. Aug.) nach Bayreuth, konnte daher nicht gut zuvor noch eine Reise unternehmen. — S. 341. „Arbeit für die

nächsten 7 Jahre" s. zu S. 323. — S. 342. „Pensum" s. zu S. 336.

Nr. 129: S. 344. „Bonner Reise" s. zu Nr. 104 und Briefe II, S. 505. — S. 344. „fühle . . . mich . . . geborgener" zumal im Gedanken an die von Mitte August ab mit seiner Schwester zu theilende Häuslichkeit. — S. 345. „Grote's Plato" Plato and the other companions of Socrates (1864). — S. 346. „Overbeck geht es sehr gut" nach brieflichen Nachrichten s. zu S. 317. Am ersten Tage der Bayreuther Orchesterproben (1. Aug.) schrieb N. den zu Händen Rich. Wagner's an Erwin Rohde adressirten Collektivbrief an die drei Freunde (Briefe II, S. 502 ff.).

Nr. 130: Das Datum muß Mitte (statt Anfang) Aug. heißen. — S. 347. „Art, wie ich mich zu meinen großen Plänen" vgl. hiezu die wichtige Stelle S. 333 unten. — S. 348. „Logik der Hände" ein Werk dieses Titels von Dr. Fuchs unseres Wissens nicht gedruckt. — „Präliminarien zu einer Kritik der Tonkunst" (Leipzig, E. W. Fritzsch, 1870), eine philosophische Analyse des Kunstgenusses in der Musik. — „Dem Fritzsch für das (musikal.) Wochenbl." s. zu S. 273. — „Liszt" s. zu S. 350. — „Bereit sein ist Alles" King Lear. — S. 350. „Abfertigung Lotze's" s. zu S. 246 und 273. — „Liszt" Dr. Fuchs hatte ihm in Weimar vorgespielt und war von ihm mit großer Auszeichnung behandelt worden.

Nr. 131: S. 351. „Ferien" v. 26. Sept.—10. Oktober. N. verlebte sie zum größten Theil in Basel, sie zur Weiterführung von „Rich. Wagner in Bayreuth" bis zu Abschnitt 9 benutzend. — „Pilatus"; N. ging nach dem Bürgenstock, nur auf 3 Tage (s. S. 357) zus. mit Prof. Overbeck. — S. 352. „Nietzschische Art" vgl. auch S. 361. — „Rohde" war nach den Bayreuther Orchesterproben an den Vierwaldstätterse gereist und kam in den ersten Septembertagen durch Basel. — S. 353. „Tristan" vgl. Rohde über die Münchener Aufführung Briefe II, S. 610. — „Vortrag" auf der Rostocker Philologenversammlung „Ueber griechische Novellendichtung und ihren Zusammenhang mit dem Orient" (wieder abgedruckt in der von Prof. Fritz Schöll besorgten 2. Auflage (1900) des „Griechischen Romans"). — „Baumgartner" s. zu Nr. 104. — „Burckhardt" vgl. Briefe II, S. 510. — „Sommerferien" s. S. 358. — S. 355. „Miaskowski" s. zu S. 315. — „unpublizirbar" s. Briefe II, S. 510 f.

Nr. 133: S. 357. „Pilatus zu sehen" s. zu S. 351.

Nr. 134: S. 358. „Walter Scott", zu dessen Lektüre Frhr. v. G. gerathen hatte (s. S. 289). Ueber ihn auch Briefe II, S. 514. — „Musiker aus Leipzig" Paul Heinr. Widemann aus Chemnitz und Peter Gast aus Annaberg (Erzgeb.). — „Proben" die zu den Bayreuther Festspielen im Jahre 1876.

Nr. 135: Das Facsimile dieses Briefes s. Biogr. II, S. 192. — S. 359. „Deine Bücher": Frhr. v. G. hatte N. das dreibändige Werk „Indische Sprüche" von Otto Böhtlingk zum Geschenk gemacht. — S. 360. „so wandle ich einsam wie das Rhinoceros" kehrt ähnlich in der „Morgenröthe" Aphor. 469 wieder. — „Nietzschisch" vgl. S. 352.

Nr. 136: S. 364. „19. März an den Genfersee", die Abreise nach Montreux erfolgte ungefähr am 14. März, nachdem Frhr. v. Gersdorff am 10. aus Hohenheim in Basel eingetroffen war. Beide blieben bis zum 29. März zusammen; an diesem Tage reiste Frhr. v. G. nach Wien und N. blieb bis zum 5. April allein in Montreux. Vom 6.—12. April war N. in Genf, Mittags reiste er nach Basel zurück.

Nr. 137: S. 366. „Des glücklichen Overbeck", der sich kurz zuvor verlobt hatte.

Nr. 138: S. 367. „Memoiren einer Idealistin" von Frl. v. Meysenbug, damals soeben deutsch erschienen (französisch bereits 1872; s. S. 223).

Nr. 139: S. 368. „zweiten Vorschlag": es kam der frühere (s. zu S. 364) zur Ausführung.

Nr. 140: S. 370. „Baumannshöhle" s. zu S. 309. — „keine Collegien mehr" seit Mitte Februar.

Nr. 141: S. 371. „vier Wochen am Genfersee" s. zu S. 364. — „Hugo von Senger" hatte sich schon seit 1872 als Bewunderer der Geb. d. Trag. brieflich mit N. in Beziehung gesetzt. — S. 372. „excelsior" s. Briefe II, S. 519.

Nr. 142: S. 372. „Genf" s. zu S. 364. — S. 373. „Printanière" Hôtel bei Chillon-Montreux. — „Meysenbug" über ihre Mem. e. Id. vgl. Briefe II, S. 519. — „v. Senger" s. zu S. 371. — „Villa Diodati" Wohnsitz der Gräfin Diodati, der ersten französ. Uebersetzerin der Geb. d. Trag., s. zu S. 223.

Nr. 143: S. 376. „Altenburger Musikfest" des Allgem. Deutschen Musikvereins war für den 28.—31. Mai 76 zu erwarten.

Nr. 144: S. 378. „in Fano"; die Wahl Sorrent's für den Winteraufenthalt N.'s und des Frl. v. Meyſenbug wurde zwiſchen Beiden erſt in den Bayreuther Julitagen getroffen (ſ. Biogr. II, S. 244). — „Rohde's Roman" ſ. zu S. 300 (und 353). Nietzſche's Eindruck und Kritik nach dem erſten Leſen ſ. Briefe II, S. 523 ff. — „Wagner" ſeine Antwort vom 23. Mai 76 auf N.'s Geburtstagsbrief ſ. Biogr. II, S. 238 f. — „Der arme Rau" war am Typhus erkrankt. — „Der neue Emerſon" Neue Eſſays (deutſch, Bremen 1875). — „Geht es an", P. G. Zutritt zu den Bayreuther Aufführungen zu verſchaffen.

Nr. 145: „neuſte Schrift" Richard Wagner in Bayreuth (Chemnitz, Ernſt Schmeitzner 1876). — „vorletztes Erzeugniß" Schopenh. als Erzieher.

Nr. 146: S. 381. „Wagner ſchrieb" ſ. Biogr. II, S. 242. — „Frau Wagner" ihr Telegramm Biogr. II, S. 241. — „Rohde's Verlobung" ſ. Briefe II, S. 530 f. mit der erſten Faſſung des Gedichts „Der Wanderer". — „Overbeck'ſches Kunſtwerk" ſ. zu S. 288.

Nr. 148: S. 384. „Adreſſe in Baſel", es iſt die damalige Overbeck's (zugleich frühere N.'s).

Nr. 149: nach Kreuznach adreſſirt, erſter Brief an Frhrn. v. S. (ſ. Vorwort S. XXIII). — S. 385. „ein Freund" Dr. Paul Rée. — „ein Schüler" stud. jur. Albert Brenner. — „nach Italien, . . Sorrent"; wir geben hier eine Skizze der Reiſe. Um den 1. Okt. Abreiſe mit Dr. Rée nach Bex. Am 20. Okt. von da nach Genua, N. zwei Tage krank. Am 23. Okt. Meerfahrt nach Neapel; 26. Okt. Ankunft daſelbſt, 27. Weiterfahrt mit Frl. v. Meyſenbug nach Sorrent (Villa Rubinacci), abends Beſuch zudritt bei Wagners in Hôtel Vittoria. (Der Studioſus Brenner kam auf dem Landweg nach Sorrent.) Wagners reiſten um den 12. Nov. nach Rom. N. und Frl. v. M. blieben bis 7. Mai 77 in Sorrent, Dr. Rée und Brenner nur bis 10. April. In der erſten Hälfte des April kamen Frhr. u. Freifrau v. Seydlitz nach Sorrent und blieben länger dort, als N. — „mein Kloſter", die Schule der Erzieher ſ. Biogr. II, 118 und 278.

Nr. 150: S. 386. „Bex" im Thal der Rhône, 3 Stunden vor ihrer Mündung in den Genferſee. — „Schmeitzner-Angelegenheit"; N.'s damaliger Verleger Schmeitzner hatte ſich bereit erklärt, Frau Baumg.'s franzöſ. Ueberſetzung von „R. Wagner in Bayreuth" ſelbſt in Ver-

lag zu nehmen. Die von N. notirten „Adreſſen" waren für Freiexemplare der Ueberſetzung beſtimmt.

Nr. 151: vgl. hierzu Biogr. II, S. 274 f.

Nr. 152: „Wagner's röm. Adr." ſ. zu S. 385.

Nr. 153: „die Wolken ſind gar zu ſchwarz" bezieht ſich auf die politiſche Weltlage, nicht auf die finanzielle Bedrängniß des Bayreuther Unternehmens.

Nr. 154: S. 390. „Ueberſetzung . . . unterwegs", ſie erſchien aber erſt nach Mitte Januar 1877. — „einen kleinen Roman" ſ. S. 415.

Nr. 155: „Adreſſen" ſ. zu S. 386.

Nr. 156: S. 392. „beunruhigt mich" ſ. zu S. 390 und Nr. 157. — „Dr. Rée's Manuſcr." ‚Der Urſprung der moraliſchen Empfindungen' war von N. am 17. Dez. 76 ſeinem Verleger Schmeitzner ſehr angelegentlich empfohlen worden. Dieſer nahm das Buch in Verlag. — „Ihren Schopenhauer" d. h. die Baumgartnerſche Ueberſetzung von „Schopenh. als Erzieher" (ſ. zu S. 339).

Nr. 157: S. 393. „Ueberſetzung": ‚Richard Wagner à Bayreuth' par Fréd. Nietzsche, traduit en français par Marie Baumgartner (Chemnitz, E. Schmeitzner 1877). „Schmeitzner" ſ. zu S. 386.

Nr. 159: S. 396. „windſtill" vgl. den Schluß von Aphor. 275 in Menſchliches, Allzum. I (über den Unterſchied von Cyniker und Epikureer).

Nr. 160: S. 397. „verlaſſen mich Ende März"; Dr. Rée und stud. Brenner blieben aber bis zum 10. April. — „Manche Pläne" ſ. zu „mein Kloſter" S. 385.

Nr. 161: S. 398. „Seine Schrift" ſ. Nr. 156 zu Dr. Rée. — „Ungarin" ſ. S. 474. — „Im Juli", N. reiſte bereits 3 Wochen darnach ab.

Nr. 162: nach Sorrent adreſſirt. — Zum Verſtändniß dieſer Poſtkarte iſt die ausführliche Reiſebeſchreibung N.'s erforderlich, die er Sonntag d. 13. Mai, von Lugano aus, an Frl. v. Meyſenbug ſandte; abgedruckt Biogr. II, S. 280 ff. (daſelbſt iſt S. 281, Z. 14 v. u. nach „Ausſchiffung" „in Genua" einzuſchalten).

Nr. 163: S. 400. In Ragaz weilte N. ſeit Mitte Mai, der Pfäferſer Trinkeur wegen. Aus der Zuſammenkunft (in Aeſchi, Thunerſee) mit Frl. v. M. und Monods wurde Nichts: ſie erfolgte erſt im Sept. in Baſel (ſ. S. 412). Nach Ragaz begab ſich Nietzſche nach Roſenlaui, wo er, mit einer zweiwöchigen Unterbrechung in Mürren und Grindelwald, bis Ende Auguſt blieb.

Nr. 164: S. 401. „wer immer ſtrebend ſich bemüht" aus dem

Chor der Engel „Gerettet ist" gegen Ende des „Faust". — S. 402. „und wie der Mensch nur sagen kann" Tasso bei Ueberreichung seines Gedichts an Alphons (I. Akt, Anfang des 3. Auftr.).

Nr. 165: S. 403. „nach Rosenlaui zurück" s. zu S. 400 („Mürren") u. 414.

Nr. 166: S. 406. „Studium der antiken Rhythmik 1870" s. S. 462 und Briefe II, S. 207. Im Wintersemester 1870/71 las N. ein 3stünd. Colleg über griech. Metrik. Seine damalige Einsicht in den Unterschied zwischen der zeitmessenden (antiken) und der betonenden (modernen) Rhythmik hat er sowohl Ende 1884 (S. 462 ff.), als im Aug. 88 (S. 524) an Dr. Fuchs mitgetheilt. — S. 407. „Schopenh.'s Metaphysik . . . falsch"; zu diesem brieflich erstmaligen Geständniß über Schopenh. sah sich N. durch das im nächsten Brief berührte Buch gedrängt.

Nr. 167: Antwort auf Deussen's Zusendung seines Buches „Die Elemente der Metaphysik" (1877), das unter Berücksichtigung der indischen Philosophie in der Hauptsache eine Uebersicht der Schopenhauer'schen Lehre giebt. Im Winter zuvor hatte D. starkbesuchte Vorlesungen über Schop. in Aachen gehalten (s. Briefe II, S. 515). — S. 410. „Schopenh." war von N. in der 3. Unzeitgem. Betr. fast nur als Charakter behandelt worden; dem Dogmatiker Schop. (dessen Ethik im Heiligen gipfelt) widersprach Schopenh.'s Leben und Lebensweisheit selber.

Nr. 168: S. 411. „Ich bedauere immer noch": als Freiherr von Seydlitz nebst Frau und Mutter in der Absicht nach Rosenlaui gekommen waren, mit N. zusammenzuleben, hatten sie keine Unterkunft finden können. Sie gingen zunächst nach Lauterbrunnen, von da nach Grindelwald und dann nach Mürren. — „Novelle" betitelt „Im todten Punkt" erschien einige Jahre später in Schmeitzner's „Internationaler Monatsschrift" unter dem Pseudonym „Eginhart Frey". — „Plato und Seneca": N. hatte von Frhrn. v. Seydlitz zwei kleine Terracotta-Büsten Pl.'s und S.'s erhalten, deren letztere ein Stirnband trug.

Nr. 169: S. 412. Die Rückreise nach Basel erfolgte wahrscheinlich genau in der vorgesetzten Weise. — „auf Dampfschiffen" von Brienz nach Interlaken und von Interlaken nach Thun. — „Frl. v. Meysenbug" s. zu S. 400. — „Lauterbrunner Steinbock": die Karte Nr. 168 war in's Hôtel „Steinbock" adressirt; da N.

Frhrn. v. S.'s Vorschlag eines Rendezvous' am 21. Aug. Abends erhielt, mußte v. S.'s Brief vor Eintreffen von N.'s Karte geschrieben gewesen sein. — „bei Ihrem damaligen Erscheinen" s. zu S. 411.

Nr. 170: S. 413. „Novelle" s. zu S. 411. — S. 414. „Mürren" s. zu S. 400.

Nr. 171: S. 415. „in Romanen" s. S. 390.

Nr. 172: zu diesem psychologisch wichtigen Brief vgl. Briefe II, S. 538 f. — S. 417. „das Haus in Stand" vom 1. Sept. 77 bis gegen Ende Juni 78 hatten N. und seine Schwester wieder ein gemeinsames Hauswesen in Basel (Gellertstr. 22).

Nr. 173: S. 418. „der Aerzte wegen" Dr. Eiser (s. Biogr. II, S. 288) und Augenarzt Dr. Krüger, beide in Frankfurt a. M. — „der schönen Türkin" Freifrau v. Seydlitz, so genannt nach einer Photographie im türkischen Kostüm. — „Novelle" s. zu S. 411. — „Rundschau" das Heft der Rodenberg'schen „Deutschen Rundschau" vom Mai 1877, in welchem eine vom stud. Brenner in Sorrent geschriebene Novelle „Das flammende Herz" unter dem Pseudonym Nilson erschienen war.

Nr. 175: vgl. S. 415 o.

Nr. 176: S. 422. „Lipiner" über seine Dichtung „Der entfesselte Prometheus" (Leipzig, Breitkopf & H. 1876) vgl. Briefe II, S. 538.

Nr. 177: bezieht sich auf das Anfang Mai erschienene Buch „Menschliches, Allzumenschliches. Ein Buch für freie Geister. Von Friedrich Nietzsche." (Chemnitz, Ernst Schmeitzner 1878.) — S. 422. „Via-mala-Consequenzen" s. S. 425.

Nr. 178: S. 425. „In 14 Tagen" s. zu S. 417. — „Hamdelied" behandelt den Kampf zweier Brüder Hamdir und Saurli (der letzten Söhne Gutrune's, welche Jörmunrek getödtet hatten) gegen eine Ueberzahl von Feinden. Zuletzt lehnen die Brüder sich Rücken an Rücken: endlich fällt Saurli; Hamde schlägt sich durch bis zur Thür des Saales, aber dort fällt auch er, durch Steinwürfe. Das Lied entstammt dem nordischen Sagenkreis. — „Uebersetzerin?" nicht mehr zu ermitteln.

Nr. 179: Antwort auf Dr. Fuchs' brieflichen Dank für „Menschl., Allzumenschliches". — S. 425. „Höhenluft" s. Briefe II, S. 549 und Biogr. II, S. 301. — S. 426. „im Anfang war der Unsinn"; der in N.'s Werken Bd. III, S. 22 unter Historia in nuce citirte Ausspruch ist ein Citat aus Dr. Fuchs' Dankesbrief.

Nr. 181: S. 428. „Bachlettenstraße", nach Auflösung des gemeinschaftlichen Haushaltes (s. zu S. 417) wohnte N. bis zur Niederlegung seiner Professur (Mai 79) Bachlettenstr. 11.

Nr. 182: S. 430. „Jahrbuch der Freunde" s. zu S. 273.

Nr. 183: S. 432. „von Sestos nach Abydos" vgl. die Sage von Hero und Leander.

Nr. 184: nach Empfang einiger französischen, an N. gerichteten Gedichte. — S. 433. „letzten Bissen des Manuscr." Frau B. fertigte die Abschrift von N.'s Aufzeichnungen zu den „Vermischten Meinungen und Sprüchen" (erschienen im März 1879). — „Fangen Sie mit den letzten Seiten an" so begann N. seine Hefte fast immer und beschrieb sie nur linksseitig, um, wie er sagte, die rechte Hälfte des aufgeschlagenen Buches auch beim Erreichen des Zeilen-Endes als Unterlage für die schreibende Hand zu haben.

Nr. 185: S. 434. „Dieser ganze Vorgang" hervorgerufen durch Wagner's radotirenden Aufsatz „Publikum und Popularität" III (im Augustheft 1878 der „Bayr. Blätter").

Nr. 186: S. 435. „Abschriften" s. zu S. 433. — S. 436. „Lipiner" s. zu S. 422. — „Was soll aus Ihren Gedichten werden?" s. „Brandopfer" S. 439.

Nr. 187: S. 437. „Leopardi" Weihnachtsgeschenk Fr. Baumgartner's an N. — „Epigramm" betr. Siegfr. Lipiner, in einem, wie es scheint, verloren gegangenen Brief N.'s. — „pensilis uva" Horaz Sat. II, v. 121.

Nr. 188: S. 438. „Deinen Geburtstag" s. zu S. 4. — „Deine Musik" nicht mehr zu ermitteln.

Nr. 189: nach Genf war N. am 25. März gereist. — S. 439. „vor der Abreise" von Basel. — „Brandopfer" s. zu S. 436. — „Mérimée": N. hatte Frau B. gebeten, ihm Auszüge der litterar. Urtheile M.'s aus dessen Lettres à une inconnue zu fertigen.

Nr. 190: am Palmsonntag geschr., Antwort auf Frau B.'s Dank für Uebersendung der Mitte März erschienenen „Vermischten Meinungen und Sprüche" (Werke III, S. 1—183). — S. 439. „Mérimée" s. zu Nr. 189. — „Künstler ersten Ranges" vgl. Werke V, S. 124, VIII, S. 9. (Citate aus Mérimée: Werke II, S. 73 (VII, S. 353), II, S. 336.) — S. 440. „Brief von Jac. Burckhardt" vom 5. April 1879 steht Biogr. II, S. 321.

Nr. 191: S. 440. „Schmeitzner's Worte" wohl aus einer buchhändlerischen Anzeige. — „Möge Ostern": die Karte ist am Ostersonnabend geschrieben.

Nr. 192: S. 441. „die Professur ist niedergelegt", N.'s Abschiedsgesuch s. Biogr. II, S. 323 f. — „Samstag (10. Mai) kommt m. Schwester" s. Biogr. II, S. 323 und 329 f. Die Geschwister gingen am 12. Mai zu längerem Aufenthalt nach Schloß Bremgarten. Von da reiste Frl. E. N. zur endgültigen Ordnung der Basler Verhältnisse nochmals nach Basel, von da nach der französischen Schweiz und dann nach Tamins bei Chur (s. zu S. 442 und Biogr. II, S. 334 f.). N. dagegen ging zum Besuch einer befreundeten Familie nach Zürich, von da am 4. Juni nach Wiesen bei Davos und am 24. Juni nach St. Moriz, wo er bis zum 16. Sept. blieb und den „Wanderer und sein Schatten" schrieb.

Nr. 193: S. 441. „Schloß Bremgarten" an der Aare, bei Bern.

Nr. 194: S. 442. „Tamins", Wohnort jener Dame, der zu Liebe Frl. El. N. den nächsten Winter in Graubünden weilte (s. Biogr. II, S. 334 f.). Nietzsche selbst ist nicht nach Tamins gekommen. — S. 443. „In Chur" traf N., von St. Moriz kommend, am 17. Sept. ein, um mit seiner aus Tamins herübergekommenen Schwester 4 Tage zusammenzusein und am 20. Sept. allein nach Naumburg weiterzureisen, woselbst er dann bis Mitte Febr. 1880 verblieb.

Nr. 196: Antwort auf einen Erkundigungsbrief Dr. Eiser's. N. benutzt die Gelegenheit, sein kurz vor Weihnachten 1879 erschienenes Buch „Der Wanderer und sein Schatten" (Chemnitz, Ernst Schmeitzner 1880) zu übersenden. — S. 446. „in den nächsten Wochen südwärts": Mitte Febr. 1880 reiste N. nach Riva am Gardasee und blieb dort mit P. Gast, der aus Venedig herbeigekommen war, bis Mitte März. Von da bis gegen Ende Mai Aufenthalt in Venedig: N. wohnt Fondamenta nuove, Palazzo Berlendis. Von Anfang Juni bis Ende August in Marienbad (Böhmen). Im Sept. in Naumburg. Vom 20. Okt.—8. Nov. in Stresa am Lago maggiore. Vom 9. Nov. 1880 bis 25. April 81 in Genua (Entstehung der „Morgenröthe", Werke IV).

Nr. 197: S. 447. „sah mich unter den günstigsten Umständen" an jenen 4 Tagen in Chur (s. zu S. 443).

Nr. 198: Condolenzbrief auf die Nachricht vom Tode der Frau Geheimrath Krug in Naumburg.

Nr. 199: S. 449. „Sils": zwischen dem Aufenthalt in Sils-Maria und dem vorherigen in Genua liegt ein zweimonatlicher Aufenthalt mit P. G. in Recoaro (nördlich von Vicenza). In Sils traf N. gegen Ende Juni

ein. (Aus dem folgenden August datirt der Gedanke der Ewigen Wiederkunft.) — S. 450. „Vorläufer . . . eines gedruckten Wortes", seines soeben erschienenen Buches „Morgenröthe. Gedanken über die moralischen Vorurtheile" (Chemnitz, 1881).

Nr. 200: Der diesmalige Genueser Aufenthalt begann Anfang Okt. 81 und endigte am 29. März 82 mit einer Segelschiff-Fahrt nach Messina. — S. 451. Ueber das erste Liederheft Gustav Krug's und den darin stehenden „Jung Niklas" sind wir leider außer Stande, Näheres mitzutheilen. Krug hat eine Anzahl späterer Gedichte N.'s componirt, die sich in Sängerkreisen wohlverdienter Beachtung erfreuen.

Nr. 201: Zwischen diesem und dem vorigen Brief liegen Aufenthalte in Messina, Rom, Zürich, Basel, Berlin; gegen Ende Mai 1882 ist N. in Naumburg, in den Sommermonaten 82 in Tautenburg bei Dornburg (Vollendung des in Genua begonnenen Werkes „Die fröhliche Wissenschaft", [Buch I—IV] Chemnitz 1882), Anfang bis Mitte Sept. in Naumburg. — S. 452. „Paris"; die Gründe, weshalb N. 1882 nach Paris (oder Wien) wollte und weshalb er seine Absicht plötzlich aufgab, werden im Schlußband der Biogr. entwickelt werden.

Nr. 204: von Naumburg ging N. nach Leipzig (bis Mitte Nov. 1882); von da nach Santa Margherita und Rapallo bei Genua (Entstehung des I. Theils Zarathustra), 22. Febr.—3. Mai 1883 nach Genua. — S. 455. „Vedânta-Lehre"; Prof. Deussen hatte, laut erhaltenem Postschein, am 20. Febr. 1883 sein Werk „Das System des Vedânta" (Lpzg., Brockh. 1883) an N. gesandt. — „Manifest von mir": der I. Theil von „Also sprach Zarathustra" (Chemnitz 1883).

Nr. 205: S. 456. „Rom": daselbst verlebte N. 1883 den Mai und 3 Wochen Juni mit seiner Schwester und Frl. v. Meysenbug. — „mein Zarathustra" d. i. der I. Theil (Mitte Mai erschienen). — „Schluß der Fröhl. Wissenschaft" Aph. 342 (das V. Buch kam erst im Jahr 86 hinzu). — S. 457. „Flügel" s. Schluß der Anm. zu S. 310.

Nr. 206: S. 457. „Sils-Maria"; gegen Ende Juni von Rom hierhergekommen, ging N. sofort an die Fertigstellung des II. Theils Zarathustra. Als dieser Brief geschrieben wurde, war das Manuscr. dieses Theils bereits in den Händen des Verlegers. — S. 459. „auf 3 Monate ist es wieder abgesehen"; um die Mitte

Sept. 1883 ging N. auf einige Wochen nach Deutschland, Mitte Okt. nach Stresa, vom 21. Okt.—Ende Nov. ist er in Genua (auch eine Woche in Spezia), vom 3. Dez. 83—20. April 84 in Nizza (Ende Jan. wird der III. Theil Zarathustra fertig). — „hier wohnen meine Musen" s. „Wanderer u. s. Sch." Aph 338.

Nr. 207: S. 460. „Nizza". Zwischen diesem und dem vorigen Briefe liegen über 17 Monate: 21. April 1884 bis Mitte Juni Aufenthalt in Venedig; gegen Ende Juni Reise nach Zürich, Basel; Anfang Juli—24. Sept. Sils-Maria; 25. Sept.—gegen Ende Okt. Zürich; von da in Mentone bis Ende Nov.; von da in Nizza bis 9. April 1885 (Vollendung des IV. Theiles Zarathustra). — Der vorliegende undatirte Brief scheint in den Dez. 1884 zu gehören: er ist eine Antwort auf die im Okt. 1884 erfolgte Zusendung von Dr. Carl Fuchs' „Die Zukunft des musikalischen Vortrags" Theil I u. II (Danzig, Kasemann 1884). Die Voraussetzungen, mit denen hier N. an die Riemann-Fuchsische Theorie ging, sind irrig, wie er dies nach einer gleichen Behandlung desselben Thema's im Herbst 1888 unumwunden zugab (s. S. 531) und durch die ehrenvolle Nennung Riemann's im „Fall Wagner" auch öffentlich bekundete. Die goldene Regel, welche N. S. 451 giebt, liegt durchaus in der Riemann'schen Bahn. — S. 462. „theoretische Differenz . . . in Anbetracht der antiken Metrik" s. zu S. 406. Fuchs giebt in seinem Buche S. 183 ff. sehr eingehende Studien über die Beziehung zwischen unsrer musikalischen Rhythmik und der der antiken Dichter, in Hinsicht auf die Elementa doctrinae metricae Gottfr. Hermann's.

Nr. 208: S. 465. „aus Familien-Gründen", im Mai 85 fand die Vermählung von Frl. Elisabeth N. mit Gymnasialprofessor Dr. Bernhard Förster statt. — „vierten Theil Zarathustra" damals soeben beendet. — S. 466. „muß jetzt gedruckt werden" s. S. 467.

Nr. 209: S. 467. „Dir Mittheilung machte" s. S. 466. — „Motto dieses Finale's" s. „Also sprach Zarath." S. 341. — S. 468. „Morgen . . . nach Venedig"; N. blieb vom 10. April—10. Juni.

Nr. 210: S. 469. „Prozeß" s. S. 466. — S. 470. „adventabat asinus" vgl. „Jenseits v. G. u. B." Aph. 8.

Nr. 211: nach München adressirt. Den Sommer 85 hatte N. in Sils-Maria, den Herbst in Deutschland verlebt. Als er sich wieder südwärts wandte, besuchte er

Frhrn. v. Seydlitz in München nach 7jähriger Unterbrechung (s. Vorwort p. XXIV). — S. 471. „Astronom", sein Name war für uns nicht zu ermitteln. — S. 472. „gai saber" (das „fröhliche Wissen" der Troubadours) ursprünglich beabsichtigter Untertitel (statt des jetzigen la gaya scienza) zur „Fröhlichen Wissenschaft". — „Le japonisme": Frhr. v. Seydlitz hatte sich neben der Oelmalerei auch der dekorativen Kunst gewidmet und schuf Zimmer-Einrichtungen im japanischen Stil. Als Nietzsche 1885 nach München kam, hatte Frhr. v. S. eine solche Einrichtung dort öffentlich ausgestellt.

Nr. 212: S. 472. „Prof. Vischer-Heußler" vgl. Briefe II, S. 459. — S. 473. „letzten Besuch . . . in Basel" Ende Juni 1884. — „meiner Schwester"; Herr und Frau Dr. Förster waren im März zuvor nach Paraguay gegangen.

Nr. 213: S. 474. „San Canciano" Wohnung Gast's, der damals nach Deutschland verreist war. Nietzsche fuhr am Tag nach diesem Briefe, nach nur einwöchentlichem Aufenthalt in Venedig, nach Naumburg (Druck des „Jenseits" bei C. G. Naumann). — S. 475. „in München auftauchen": das Ehepaar v. Seydlitz war aber bei N.'s Durchreise abwesend, s. S. 476. — „Verlust ihres andren Kindes" s. zu S. 473.

Nr. 214: S. 476. „Besuch mißrieth" s. zu S. 475. — S. 477. „Umschlag meines letzterschienenen Werkes" des Mitte Juli 1886 fertiggedruckten „Jenseits von Gut und Böse", auf dessen Rückseite als in Vorbereitung angezeigt war: „Der Wille zur Macht. Versuch einer Umwerthung aller Werthe." — „E. W. Fritzsch": die mündlichen Verhandlungen mit ihm wegen Erwerbung und theilweiser Wiedererwerbung von N.'s Schriften aus Schmeitzner's Verlag hatten im Juni 1886 in Leipzig stattgefunden. — „Reise nach Bologna" s. S. 475. — „japonisme" s. zu S. 472.

Nr. 215: S. 477. „Anlaß, Glück zu wünschen" zur Vermählung Prof. Deussen's mit Frl. Volkmar (vgl. S. 537). — S. 478. „Vedânteske Würde" s. zu S. 455. — „Nietzsche's gefährliches Buch" Artikel von J. V. Widmann im Berner „Bund" über „Jenseits v. G. u. B." — „für Dein Werk", das „System des Vedânta" s. zu S. 455. — S. 479. „Dein Buch" dasselbe.

Nr. 216: S. 480. „Jenseits" s. zu S. 477. — „Jacob Burckhardt und Hippolyte Taine" vgl. Briefe II, S. 579. —

„Reise nach Corsica" (s. S. 477), schon früher mehrmals geplant, scheiterte sie immer an äußeren Umständen. — S. 481. „Von Paraguay" s. zu S. 473. — „Levi", damals Münchener Hofkapellmeister, war mit N. durch Hans von Bülow bekannt geworden, gelegentlich der von diesem dirigirten Tristan-Aufführungen in München Ende Juni 1872 (s. zu S. 214).

Nr. 217: S. 481. Dieser nach Köln gerichtete Brief ist leider falsch datirt und eingereiht. Er wurde um den 20. Oktober 1887 in Venedig geschrieben, kurz vor N.'s Abreise (22.) nach Nizza. Die Exemplare des „Hymnus an das Leben" für gemischten Chor und Orchester componirt von Friedrich Nietzsche. Partitur. (Leipzig, E. W. Fritzsch) sollten an jenem Tag unter der Adresse P. Gast's in Venedig eintreffen, kamen jedoch erst nach N.'s Abreise. Daher wurde P. Gast von N. beauftragt, die Versendung des Hymnus in seiner Abwesenheit zu übernehmen; zu diesem Zweck hatte N. im Voraus eine Anzahl Karten und Briefe (darunter unsre Nr. 217) geschrieben, die dann gleichzeitig zur Mitversendung gelangten. — „Chorwerk vorführen lassen": über Gustav Krug's musikalische Stellung in Köln s. S. 523. — S. 481 f. „erinnere mich . . . des Gürzenich" s. Biogr. I, S. 217 f.

Nr. 218: S. 483. „Erdbeben" am 23. Febr. 1887 (Aschermittwoch) früh 6 Uhr; sein Centrum lag in Alassio. — S. 484. „Zeitungsblatt" (Titel unbekannt): nach mündlicher Mittheilung N.'s war die Schilderung des Erdbebens von Guy de Maupassant.

Nr. 219: S. 485. „von Deiner Odyssee": Prof. Deussen hatte in den zwei Monaten zuvor mit seiner Gemahlin eine Reise nach Italien, Griechenland und der Türkei unternommen, auf welcher sie Anfangs September N. in Sils-Maria besuchten und ihm „Die Sûtra's des Vedânta" (Leipzig, Brockhaus 1887) überbrachten. — „ohne Quarantänen": die Reisenden waren in Corfu durch eine elftägige Quarantäne festgehalten worden. — „15. Oktober", Nietzsche's Geburtstag hatte D. in Corfu gefeiert und N. davon benachrichtigt. — „Plato": welche Rolle dieser dabei gespielt hat, ist in den „Erinnerungen" (S. 93) nicht angegeben. Möglicherweise wurde N. von D. als moderner Plato gefeiert.

Nr. 220: S. 487. „Vorreden": zu den Bänden II—V und der „Versuch einer Selbstkritik" zur Geb. d. Trag., sämmtlich 1886 geschrieben (wie auch das V. Buch der

„Fröhlichen Wissenschaft"). — S. 488. „Hymnus" s. zu S. 481.

Nr. 221: S. 490. „Deussen im Engadin" s. zu S. 485. — S. 491. „Partitur"; der Clavierauszug des im Juli 1882 componirten „Hymnus an das Leben" erschien 8 Jahre später.

Nr. 224: S. 497. „Turin", erstmaliger Aufenthalt N.'s vom 4. April—5. Juni 1888. — S. 499. „Schopenhauer's Gedächtniß", die Jahrhundertfeier seines Geburtstags am 22. Febr. 1888. — „Ihre gesammelten Critica" Dr. Fuchs ist seit Mitte der 80er Jahre musikalischer Referent der „Danziger Zeitung.".

Nr. 226: S. 501. „Mum", Scherzwort N.'s: im King Lear (I, Sc. 4) sagt der Narr zu Goneril: „Ja doch, ich will ja schweigen . . . Mum, Mum!" Diesen Verstummungslaut giebt N., zugleich im Hinblick auf des Adressaten letzte, ägyptische Reise, als maskulinische Stammform des Wortes Mumie aus. — S. 503. „die Streitschrift": „Zur Genealogie der Moral" (Lpzg., C. G. Naumann 1887). — „Japon" s. zu S. 472. — S. 504. „nach Turin Sils-Maria": vom 5. Juni—20. September 1888.

Nr. 228: S. 508. „Ihre Lehr- und Wehrmeinungen" in den musikalischen Kritiken der Danziger Ztg. — S. 509. „Etymologie" des Wortes Nietzsche.

Nr. 229: S. 509. „Rapallo" s. zu Nr. 204. — S. 510. „Einzug in die neue Residenz" in die Colonie Nueva Germania in Paraguay s. S. 504.

Nr. 230: S. 511. „lassen wir die Windhose laufen" bezieht sich auf eine Sache, derentwegen auf des Empfängers Wunsch ein Brief N.'s (vom 18. Juli) ausgefallen ist. — „kleines Pamphlet" Der Fall Wagner. Ein Musikanten-Problem. Von Fr. N. (Lpzg., C. G. Naumann 1888). — „Riemann": Werke VIII, S. 35. — S. 512. „Kapellmeister vom Dresdener Hoftheater", wahrscheinlich Carl Aug. Riccius.

Nr. 231: S. 513. „ineditum": der Geheimdruck des IV. Theiles von „Also sprach Zarathustra" aus dem Frühjahr 1885 (buchhändlerisch veröffentlicht Ostern 1892). — „Die Versuchung Zarathustra's. Ein Zwischenspiel." Diesen selben Titel bezeichnet N. auch gegen Georg Brandes (Brief v. 8. Jan. 1888) als den eigentlichen.

Nr. 232: S. 516. „in dieser Schrift": im „Fall Wagner". Da N. auf S. 511 über den Inhalt seiner musikalischen Schrift keine näheren Angaben gemacht hatte (außer

der, daß Riemann darin vorkomme), so befürchtete Dr. F., die Schrift betreffe die musikalische Phrasirung.

Nr. 233: S. 517. „Mit der neuen Schrift": Fall Wagner.

Nr. 234: S. 519. „er hatte sich eine Composition": das Liebesduett in Desdur, mit welchem „Der Löwe von Venedig" beginnt. — S. 521. „Berninismus": der Vorwurf, daß er dem Detail die große weite Form opfere, ist gerade ihm am wenigsten zu machen. — S. 522. „Gürzenich-Musikfest" s. Biogr. I, S. 217 f.

Nr. 235: S. 524. undatirt, aber Papier und Schrift deuten auf Ende Aug. 1888. Wie um die Ergebnisse seiner ehemaligen Metrik-Studien vor dem Untergang zu retten, recapitulirt sie N., inmitten einer ganz andersartigen Geistesthätigkeit, schnell nochmals in den allgemeinsten Zügen.

Nr. 237: S. 529. „Müßiggang eines Psychologen": dieser Titel wurde kurz vor der Drucklegung in „Götzendämmerung" umgewandelt. — S. 531. „in Mannheim" s. zu S. 201. — „ganz entschieden Unrecht gehabt" bezieht sich auf S. 520/21, welche Dr. F. brieflich sehr eingehend erörtert hatte. — „dem müßiggängerischen Psychologen" s. zu S. 529.

Nr. 238: S. 533. „nux" hier im Sinne von „Räthsel" zu verstehen (vgl. die Unterschrift S. 476). — „Müßiggang eines Psychologen" s. zu S. 529. — S. 534. „Japanische Majestäten" Anspielung auf Frhrn. v. S. als japanisirenden Künstler (s. zu S. 472).

Nr. 239: S. 534. „größte Ueberraschung" s. Deussen, Erinnerungen S. 94 f. Deussen hatte die 2000 Mark-Spende eines ungenannt sein wollenden Verehrers, die als Beitrag zu den verschiedentlichen Druckkosten N.'s gemeint war, an Frau Pastor N. nach Naumburg gesandt. Von dieser war ihm vorläufig im Namen N.'s gedankt worden. — S. 536. „Müßiggang eines Psych." s. zu S. 529. — „Das erste Buch („Der Antichrist") wurde am 30. Sept. 1888 vollendet, s. Datum des Vorwortes zur „Götzendämmerung". — „Geld-Großmuth" s. zu S. 534.

Nr. 240: S. 537. „Fall" der Fall Wagner.

Nr. 241: S. 538. „Ecce homo" biographische Schrift, unveröffentlicht. — S. 539. „Nietzsche contra Wagner", eine Zusammenstellung von Aphorismen über Wagner aus N.'s Schriften von „Menschl., Allzum." ab: sie sollte die beim Erscheinen des „Fall Wagner" entstandene Meinung, daß N. erst im Jahre 1888 sich von Wagner abgewendet habe, mit dem Beweis wider-

legen, daß diese Abwendung schon zehn Jahre zurückliege. — „Eine Seite „Musik" über Musik": gemeint ist ein „Intermezzo" überschriebener Abschnitt in „N. contra W.", der schließlich in das noch ungedruckte Ecce homo aufgenommen wurde. — „Fritzsch . . . in seinem eignen Blatte": „Der Fall Nietzsche" von Rich. Pohl (Musikalisches Wochenblatt 1888, Dez.). — S. 540. „Ihre Schrift über Wagner": Dr. Fuchs hatte in Danzig einen Vortrag über die spätere Kunst Wagner's gehalten. — „Aufsatz des Hrn. Gast" (der leider mit redaktioneller Aenderung des Schlusses zum Abdruck kam): „Kunstwart" 1888, 4. Stück S. 52 ff.

P. G.

Namen-Register.

Aeſchylus; Citate 27, 224, 381; Aeſch.-Lexikon 41f., 44f., 56 (codex Mediceus 42, 45); Choephoren 45, 140, 220 (224); Oreſteia 175 (Marbach's Ueberſ. 282).

Ambüel, Bergführer; 318.

Alcidamas, Rhetor; 121.

Ammian, Marcellin; 71.

Ammon, Pfortenſer; 21.

Andronikus; 103.

Apulejus; 71; „De asino aureo" 109.

Ariſtoteles; 63, 103, 105, 349.

Ariſtoxenos; 524.

Arndt, Ernſt Mor.; 20.

Auer, Leop., Geiger; 38.

Auguſtinus; De musica 464.

Bach, Joh. Seb.; 296.

Bädeker; 285, 532.

Bagge, Selmar, Direktor d. Basler Muſikſchule; 265.

Bahnſen, Julius; „Beiträge zur Charakterologie" 89, 97.

Baligand, Max von, bayr. Kammerherr; 201, 254.

Batz, Rechtsanwalt in Wiesbaden; 254, 255.

Baumann; ſ. Anm. zu S. 309, 321, 370.

Baumgartner, Marie; XXII, **292f.**, 299, **304—10**, 313, **319f.**, **332—34**, 336, **337—39**, **344—46**, **356f.**, **380**, **386f.**, **391—95**, **400**, **416f.**, **427**, **428**, **432f.**, **435—45**, **449f.**, **456f.**

— Adolf, Sohn der Vorigen (jetzt Prof. in Baſel); 244, 267, 292, 300, 306, 307, 308, 339, 344, 353, 386, 398, 417, 437, 450.

Beethoven; 48, 408, 451, 462, 539, Anm. zu S. 262f.; Wagner's Schrift „B." 174, 177, 180.

Begas, Reinhold; 234.

Bentley, Richard; als Metriker 462, 463, 524.

Bergk, Theodor, Prof. d. Philologie in Halle; 108.

Berlioz, Hector; 374.

Bernays, Jacob, Prof. d. Philologie in Bonn; 108.

Bernhardy, Gottfried; Ausgabe des Suidas 55.

Bernini; 406, 521, 531.

Beuſt, Graf von (damals ſächſ., dann öſterr. Miniſter); 32, 38.

Biedermann, Karl, Prof. der Geſch. und Redakteur der „Deutſchen Allgem. Ztg." 38, 47; als Wirth R.'s 131, 133.

Birch-Pfeiffer, Charlotte; „Die Waise von Lowood" 34.
Bismarck; 29, 39, 47, 59, 98, 496.
Bizet, Georges; „Carmen" 460, 498, 502, 539.
Blaß, Friedr. Wilh. Dr., jetzt Prof. d. Philologie in Halle; 113.
Bock, Dr. Ernst, Prof. d. Anatomie in Leipzig, bek. durch sein „Buch vom ges. u. kr. Menschen"; 66.
Bodenstein, Pfortenser und Frankone; 14.
Böhtlingk, Otto, Prof. des Sanskrit in Leipzig; 478; „Indische Sprüche" s. Anm. zu S. 359.
Böttticher, W., latein. Lexikon 70.
Brambach, Jos., Musikdirektor in Bonn; 522.
Brandes, Georg, Kopenhagen; Vorträge „om den tüske filosof Friedrich Nietzsche" 499, 500, 502 f., 504, 514, 518; „Die Hauptströmungen in der Litteratur des 19. Jhdts." 519.
— Gustav, Uebersetzer von Leopardi's Gedichten; 317.
Brenner, Albert, stud. jur., Schüler N.'s; 341, 385, 388, 395, 397, 406, Anm. zu S. 418.
Brockhaus, Herm., Prof. d. ind. Philologie in Leipzig; 133, 189, 303.
— Gattin des Vorigen, Schwester Rich. Wagner's; 133.
— Fritz, Sohn der Vorigen, Prof. d. Staatsrechts in Basel, Kiel, Jena; 36, 219.
Buchbinder, Mathematik-Lehrer in Pforta; 58.
Bücheler, Franz, Prof. d. Philologie in Greifswald und Bonn; 108.
Bülow, Hans von; „Nirwana" (symphonische Dichtung) 90; 201, 209, 214, 215, 216, 401, 426, 462, 512, 530, 533.
— Gattin des Vorigen, s. Wagner, Cosima.
Burckhardt, Jacob, Prof. der Geschichte und Kunstgeschichte in Basel; 141; Abendvortrag „über historische Größe" 175 (u. Anm.); Colleg „über das Studium der Geschichte" 175; 187, 197, 201, 210; „Der Cicerone" 224 f.; 225, 267, 268, 318, 320 f., 329; griechische Culturgeschichte 341 f.; 353, 440, 480.
Byron; 97.
Calvary, S., u. Co., Buchhandlung u. Antiquariat, Berlin; 55.
Candrian; 261 Anm.
Chopin, Frédéric; 451.
Clemm, Wilh., Mitgl. des Philolog. Vereins, Leipzig (später Prof. in Gießen) 91.
Coerper, Carl, Bauakademiker, Vorstand des Berl. akadem. R. W.-Vereins; 209.
Comte, Auguste; 494.
Constantin, Großfürstin (Alexandra), Schülerin von N.'s Vater; 201.
Cook, Freund Proudhon's; 313.
Cornelius, Peter, Komponist; 247.
Cornu, Schüler N.'s; 157.
Corssen, Wilh. Paul, Prof. in Pforta; 10, 24, 33, 55,

56, 57, 59, u. Anm. zu S. 57.
Curtius, Georg, Prof. der Philologie in Leipzig; 13, 58.
Czermak, Joh. Nepomuk, Prof. der Phyſiologie in Leipzig; 178.
Dähne, Weinſtubenbeſ.; 55.
Danae; 14, 107, 113.
Darwin, Charles; 97, 239 u. Anm. zu S. 318.
Daudet, Alphonſe; 392.
Davidſon, Redakt. des Berl. Börſencouriers; 253.
Demokrit; geplante Arbeit N.'s über D.'s Schriften 91, 93 f., 97, 103.
Deuſſen, Paul, Prof. d. Philoſophie in Kiel; XVIII ff., **7—10**, 30, 40, 45 f., **50—52**, 58; Ueberſetzung von Albert Réville, Théodore Parker (Paris 1865) 63; **69—76**, **83—86**, **99—110**, **114—16**, **120—22**, **125—31**, **135 f.**; Commentatio de Platonis comp. ac doctrina 136, 139; **139—41**, **144—47**, **153—55**, 158, **158—60**, **164—66**, **168 f.**, **183—86**, **190—92**, 189, 197, **218**, **302—4**; „Die Elemente der Metaphyſik" **408—10**; „Das Syſtem des Vedânta" **454 f.**; **477—79**, **485**, 490, **491—94**, **500**, **534—37**.
Devrient, Eduard; 34.
Diday, François, ſchweizer Landſchaftsmaler; 439.
Diderot; 392, 503.
Dilthey, Carl, jetzt Prof. in Göttingen; 24.
Dindorf, Wilh., Philolog; 41, 42, 44, 45, 56.
Diodati, Comteſſe; 223, 373, 386, 391.
Diogenes Laertius; Studien und Preisſchrift N.'s über ihn 62, 67, 73, 76, 85; iudicium der philoſ. Fakultät 87; 94, 107, 115, 128, 130.
Dohm, Ernſt, Redakteur des „Kladderadatſch"; 209.
Dönhoff, Marie, geb. Prinzeſſin v. Camporeale, jetzt Gattin d deutſchen Reichskanzlers Grafen v. Bülow; 386, 391.
Dove, Alfred, Herausgeber der Zeitſchrift „Im neuen Reich" (jetzt Profeſſor in Freiburg); 255.
Dräger; „Syntax und Stil des Tacitus" 70.
Dühring, Eugen, damals Privatdozent an d. Univerſität Berlin; 97, 336 Anm.
Dumoulin, Graf, Muſiker in Regensburg; 254.
Eckert, Carl, Hofkapellmeiſter in Berlin; 163 f.
Einſiedel, Graf v., Pfortenſer; 62, 63, 69.
Eiſer, Dr. med. Otto; XXIV, Anm. zu S. 418, **445—47**, **453**.
Ellerton, Lord; 201.
Emerſon, Ralph Waldo; 23, 289; „Neue Eſſays" 379.
Eucken, Rud., Prof. der Philoſophie in Baſel (jetzt in Jena); Antrittsrede „über die Bedeutung des Ariſtoteles für die Gegenwart" 196; 267 (u. Anm.).
Eudokia, byzantin. Kaiſerin; „Violarium" 24.
Euripides; 135.
Feuſtel, Friedr., Bankier in Bayreuth; 255, 339.

Flathe, Aesthetiker, Prof. in Leipzig; 13, 55.
Flinsch, Frau, Gattin des Papiergroßhändlers Fl. in Leipzig; 38.
Förster-Nietzsche s. Nietzsche, Elisabeth.
Frankonia, Burschenschaft, Bonn; 12, 14, 18, 22, 155.
Frauenstädt, Julius, Anhänger und Herausgeber Schopenhauer's; 97, 119.
Freytag, Gustav; 89; als „Grenzboten"-Redakteur 38, 47; „Verlorene Handschrift" 15.
Fritsch, Pfortenser; 120 (125 f.).
Fritzsch, E. W., Verleger in Leipzig; Herausgeber des „Musikal.-Wochenbl." 200, 247, 348, 539; Verleger der „Geb. d. Trag." 194, 198, 200, 214; der „Unzeitgem. Betr." (I) 244, 249, 251, 252; (II) 251, 258; (III nicht) 284; der „Christlichkeit unserer heutigen Theologie" von Franz Overbeck 284; der „Afterphilologie" von Erwin Rohde 214, 217, 219; der „Präliminarien zu einer Kritik der Tonkunst" von Dr. Carl Fuchs 348, 349; des „Hymnus an das Leben" 491; im Wiederbesitz des Schmeitzner'schen Verlags 477, 487, 513, 539; Sonstiges 254, 262.
Fuchs, Carl, Dr. phil., Klaviervirtuos u. Musikschriftsteller, Schüler Bülow's; XXI f., **232** f., 244; über Georg Riemenschneider **245—48**; **263—66**, **272—74**, 276, **294—97**, 300, **324** f., **346—50**; „Logik der Hände" 348; „Präliminarien zu einer Kritik der Tonkunst" 348, 349; **375—77**, 379, **401—3**, **405—8**; zur Metrik und Rhythmik 406 f., **460—65**, 520 ff., 524—26, 530 f.; über Menschl., Allzum. **425—27**; **429—31**; „über die Zukunft des musikalischen Vortrags" 460—65; „Jahrbuch der Freunde" 430; **486—88**, **497—99**, **507—9**, **511—31**, **537—40**.
Gast, Peter, 358 (Anm.), 379, 468, 470, 490, 499, 508, 510, 517, 519, 530, 540.
Gautier, Judith (vormals Mendès), Schauspielerin; 503.
Gerlach, Franz Dorotheus, Prof. der Philologie in Basel; 198, 387.
Gersdorff, Carl Frhr. von, preuß. Kammerherr; XX f., **11—16**, 18, **19—21**, **23—27**, 30, **31—49**, **53—69**, 76, **76—82**, **86—98**, **110—14**, **116—19**, **123** f., **132—34**, **137—39**, 141, **141—43**, **147—52**, **156—58**, **160—64**, **166—68**, **170—83**, **187—89**, 192, **192—206**, **208—41**, **242—44**, **249—56**, **258—63**, **266—71**, **275—80**, **282—89**, 290, **293** f., 296, **298—302**, 307, 308, **311—13**, **315—23**, **326—29**, 334, **334—37**, **340—43**, 346, 347, **351—55**, **357—70**, **372—75**, **377—81**, 386, 398, **457—59**, **465—70**, **489—91**, 492.
— Vater des Vorigen, Dr. phil., Kammerherr, Rittergutsbesitzer, Mitglied des Herrenhauses † 1879; 209.
— Mutter † 1883; 457.
— Brüder: Ernst; 11, 31; († 5. Jan. 1867) 60, 76,

318. Theodor; 162, 188; († Dez. 1872) 227.
Gersdorff, Großvater, weimarischer Staats- u. Finanzminister; 183 (Anm.).
Gervinus, Georg Gottfr., Historiker und Aesthetiker in Heidelberg; 248, 350.
Gladstone, engl. Minister; 471.
Glycinsky, von, Stadtkommandant von Leipzig; 38.
Goethe; Citate 150, 229, 366, 402, 463; Faust (15), 115, 122, (192), 306, (522); Farbenlehre 178; Originalbriefe 219; G.-Denkmal 222.
Gräfe, von, Pfortenser und Frankone; 14, 18.
Gregorovius, Ferdinand, Historiker; 267.
Grillparzer, Franz; Ästhetika 273.
Grimm, Herman, Prof. der Kunstgeschichte an der Universität Berlin; 267.
Grote, George; „Plato and the other companions of Socrates" 345 f.
Guerrieri-Gonzaga, Anselmo, Marchese (Schwager der Folgenden), Goethe-Uebersetzer; 386, 391.
— E., Marchesa; 276, 283, 285, 299, 387.
Hagen, Hermann, Prof. d. Philologie in Bern; 206.
Händel; „Israel in Aegypten" 15.
Hannibal; 6.
Hartmann, Eduard von; „Die Philosophie des Unbewußten" (1869) 143, 179; „Ueber Shakespeare's Romeo und Julia" (1874) 277; 209.
Hatzfeld, Fürst; 189.
Haupt, Moriz, Prof. der Philologie in Berlin; 108.
Haushalter, Pfortenser und Studiengenosse N.'s in Bonn; 14.
Haydn: „Die Jahreszeiten" 15.
Haym, Rud., Prof. in Halle; „Arthur Schopenhauer" (1864) 49, 129.
Heckel, Emil, Buchhändler in Mannheim; 253, 254 (Anm. zu S. 249, 251).
Hegar, Friedr., Komponist u. Kapellmeister in Zürich; 282.
Hegel; „Philosophie der Geschichte" 175; 113, 179.
Heinze, Max, Prof. der Philosophie in Leipzig (einst Lehrer und Tutor N.'s in Pforta); 267 (Anm.), 276, 318, 410.
Helmholtz, von, Prof. der Physiologie in Berlin; 178.
Hermann, Gottfr.; „Elementa doctrinae metricae" (1816) 463.
Herzen, Alexander; „Aus den Memoiren eines Russen" (1855—59) 219; 391.
— Natalie (Tochter des Vorigen); 387, 391.
— Olga (desgleichen); 222; vermählt mit Prof. Monod 236 f., 240.
Hesiod; 94, 103, 152, 155, 175, 232.
Hesychius Milesius; 24.
Heyne, Moritz, Germanist, Prof. in Basel, jetzt in Göttingen; 235.
Heynemann, Süßmann, Studiengenosse N.'s; 40.
Heyse, Paul; 267.
Hillebrand, Karl, Florenz;

„Ueber die Franzosen" 222, 244; „Zwölf Briefe eines ästhetischen Ketzers" (1874) 259, 268; Ital. Revue 266 f.; über die 1. „Unzeitgem. Betr." N.'s 243 f., über die 1.—3. U.B. in „Zeiten, Völker und Menschen" 317, 320, 505.

Hindermann, Baseler Familie; 286.

Hölderlin, Friedrich; 28 (Anm.), 271.

Holten, Karl von, Pianist in Hamburg; 514, 519 f., 522.

Homer; über H.'s und Hesiod's Gleichzeitigkeit 94, 103; Antrittsrede N.'s „H. und die klass. Philologie" 141, 151, 154, 184; im philolog. Seminar 152; „H.'s Wettkampf" 232; der Daktylus bei H. 525.

Horaz; Citate 399, 437; metrisch 465.

Huber, Johannes; „Der Jesuitenorden" (Berlin 1873) in's Französische übersetzt.

Hug, Gebrüder (Musikalienhandlung in Basel); 263.

Jahn, Otto, Prof. d. Philologie in Bonn; 14.

Jansen, Genfer; 374.

Immermann, Hermann, Prof. der Med. in Basel; 322, 326 f., 345, 363, 368.

Johann, König von Sachsen; 47.

Jörg, Jos. Edm.; „Gesch. der sozialpolitischen Parteien in Deutschland" (1867) 96.

Kant; in F. A. Lange's „Gesch. des Mat." 48; N.'s Dissert. „Der Begriff des Organischen seit K." 101; Kant-Schiller (: Schopenh.-Wagner) 165; K. u. Schopenh. 40, 48, 109, 160, 178, 303; Wirkung auf Deussen 40, 100, 303.

Kanchine, russ. Familie; 185 (Anm.).

Keil, Prof. in Schulpforta; 6; Auktion seiner Bibliothek 55.

Kelterborn, Dr. jur., Schüler N.'s, jetzt Schriftsteller in Boston; ausgearb. Collegienheft von Burckhardt's Griech. Culturgeschichte 342.

Kestner, Charlotte, Tochter von Lotte Buff, Wetzlar; 219.

Kiepert, Heinr.; „Atlas von Hellas" (Gotha 1872) 223.

Kintschy, Café, Lpzg.; 38, 67.

Kleinpaul, Rud., Schriftsteller, Studiengenosse N.'s; 40, 96, 145; Reise nach Paris (Anm. zu S. 73) 106, 118.

Kletschke, Lehrer in Pforta; 10.

Klindworth, Karl; Klavier-Auszug des Nib.-Rings 291.

Kneschke, Emil, Musikkritiker des „Leipz. Tageblatts"; 54.

Knortz, Karl, Prof., Schulsuperintendent in Evansville; XXV, 504–6.

Koberstein, Karl August, Prof. in Pforta; XX, 3, 13, 59.

Koch, Ernst, Professor in Grimma, jetzt in Moskau; „R. Wagner's Ring des Nibelungen" (1874) 262, 296.

Köckert, A., Bankier, Genf; 374.

Kohl, Otto, Studiengenosse N.'s in Leipzig (dann Oberlehrer in Barmen); 67.

Krämer, Pfortenser, † 1866 bei Sadowa; 39 (Anm.).

Krebs-Michalesi, Aloysia, Sängerin; 38.
Kretzschmer, Lehrer in Schulpforta; 90.
Krokow, Gräfin; 208.
Kron, Studiengenosse N.'s in Leipzig; 40.
Krüger, Paul, Freund des Frhrn. v. Gersdorff, jetzt Oberlandesger.-Senatspräsident in Stettin; 82, 143, 203.
Krüger, Dr. med., Augenarzt in Frankfurt a. M.; 418 (Anm.).
Krug, Gustav, Justizrath in Köln (zuletzt Oberregierungsrath in Freiburg i. Br.); XVIII, **1—4**, 18, 30, 189, 192, 195, 201, **241** f., **256** f., 276, 280, **281**, **286** f., **290—92**, 301, **330—32**, **355** f., **431** f., **438**, **448** f., **450** f., **481** f., 523.
— Vater des Vorigen, Geheimrath in Naumburg; († 1874) 280, 281.
— Mutter G. K.'s; († 1880) 448.
Kuttig, Pfortenser; 21.
Laertius Diogenes s. Diogenes Laertius.
Lange, Friedrich Albert, Prof. der Philosophie in Marburg; „Gesch. des Materialismus" (Iserlohn 1866) 48, 97.
Lassalle, Ferd.; 65, 96.
Lauer, Pfortenser u. Franke; 14.
Lehrs, Karl, Prof. d. Philosophie in Königsberg; 108.
Leopardi, Giacomo; 209 Anm.; Uebersetzung von Gustav Brandes 317; 437.
Leskien, August, Prof. d. slav. Sprachen in Leipzig; 478.
Lessing, Gotth. Ephraim; Stilvorschriften 78.
Leutsch, Ernst von, Prof. d. Philologie in Göttingen, Herausgeber des „Philol. Anzeigers"; 155, 244.
Levi, Hermann, Hofkapellmeister in München; 481.
Lichtenberg, G. Christoph; Stilvorschriften 78.
Liechtenstein, Fürst Rudolf von; 341.
Lindau, Paul; Zeitschrift „Nord und Süd" 488.
Lindwurm, Aug.; „Handelsbetriebslehre" (Stuttg. 1869) Anm. zu 336, 338.
Lipiner, Siegfried (jetzt Reichsrathsbibliothekar in Wien); 422, 436, 437 (vgl. Briefe II, 538).
Liszt, Franz; 90, 145, 201, 226, 290, 348, 350, 386, 391, 421; „Eine Faustsymphonie" 10; „Die Seligkeiten" 90.
Löwenstein, Prinz; 300.
Lotze, Hermann, Prof. d. Philosophie in Göttingen (zuletzt Berlin); Dr. Fuchs über L.'s Aesthetik 248, 273, 350.
Lucian; *Λούκιος ἢ ὄνος* 109.
Lucius von Paträ; 109.
Ludwig II., König von Bayern; 58; R. Wagner's Aufsatz „Ueber Staat und Religion" an ihn gerichtet 143, 236; R. schreibt an den König 203.
Lützow's „Zeitschrift für bildende Kunst" (1872); Dr. Meyer über Otto's und

Rau's Entwürfe zu einem Goethe-Denkmal f. Berlin 222.
Mahn, Leipziger Restaurant; 38, 147.
Makart, Hans, Maler; 201.
Marbach, Oswald, früher Prof. d. Technologie an d. Universität Leipzig; Uebersetzung der „Oresteia" 282 f.
Marcellinus, Ammianus; 71.
Marx, A. B.; „Ludwig van Beethoven's Leben u. Schaffen" (1858) 15.
Mazzini, Giuseppe, italienischer Republikaner; 194 Anm., 229.
Mencke, Frau Oberjustizrath; 354.
Mende, Freund des Frhrn. v. Gersdorff; 267.
Mendelssohn-Bartholdy, Felix; 206.
— Karl, (Sohn des Vorigen), Prof. d. Gesch. in Freiburg i. Br.; lädt N. zu einer Reise nach Griechenland ein 206.
Mendès, Judith; s. Gautier.
Mérimée, Prosper; Lettres à une inconnue 439 Anm.; P M. als Künstler 439 (Anm.).
Metschersky, Alexander, Prinz; 386, 387, 391.
Meyer, Pfortenser; 147.
— Dr.; s. Lützow.
— Jürgen Bona, Prof. d. Philos. in Bonn; 239.
Meyerbeer, Giacomo; „Afrikanerin" 49.
Meysenbug, Malvida v., Fräulein; XXIII; mit N. in Bayreuth 208, 254; beim „Tristan" in München 219; in Sorrent 377, 385, 388, 396, 397, 398, 403; M. v. M. und Monods 222, 240 (Anm.), 267, 321, 400, 412; N.'s Vorträge über die Zukunft unsrer Bildungsanstalten 228 f.; „Memoiren einer Idealistin" 223, 367, 373, 383, 385, 406; Sonstiges 217, 244, 267, 271, 285, 304 f.; 326, 365, 393, 395.
Miaskowski, August von, Prof. der Nationalökonomie in Basel; Verhandlungen betr. seine Berufung an die Landwirthschaftliche Akademie Hohenheim 315 f., 323, 355.
Michael, Pfortenser; 14.
Michelangelo; 234.
Michelet, Jules, Philosoph und Historiker; 392.
Minckwitz, Johannes, Prof. der Philologie und Litteraturgesch. in Leipzig; 13.
Minghetti, Laura, Gattin des ital. Ministers M., vorher Gattin des Fürsten v. Camporeale, als solche Mutter der Gräfin Dönhoff (s. das.); 391.
Mommsen, Theodor (oder Tycho M.?); 108.
Monod, Gabriel, Prof. d. Geschichte an d. Sorbonne; „Français et Allemands" 222; „Monodie à deux" zu seiner Vermählung mit Olga Herzen von N. componirt 236 f., 240; 321, 400, 412.
Montaigne; 310 (Anm.).
Moretto, Il (Buonvicino), Brescianer Maler; 221.
Mosengel, Maler in Hamburg; 171 f.
Mottl, Felix, Hofkapellmeister in Carlsruhe; 488.

Mozart; 383; Zauberflöten-Ouverture in der Auffassung Wagner's im Mannheimer Concert (1871) 531.
Muchanoff, Marie von, geb. Gräfin Nesselrode, Freundin Rich. Wagner's; 201, 208.
Müller, Lucian, Privatdozent der Philologie in Bonn (dann Professor in Petersburg); 56, 108.
Muncker, Theod., Bürgermeister von Bayreuth; XXV, **207**, 208.
Mushacke, Studiengenosse N.'s in Bonn u. Leipzig; 76, 84, 189.
N . . . . ., Rosalie; „Gespenst" 249 Anm., 252, 262.
Napoleon I.; 477.
— **III.**; 32, 33, 39.
Naumann, C. G., Verleger der Werke N.'s; 466, 467, 469, 513, 535, 536, 537, 539, 540.
Newton; Goethe's furor antinewtonianus 178.
Niemann-Seebach, Marie, Schauspielerin; 42.
Nietzsche, Karl Ludwig, Pfarrer in Röcken, Vater Fr. N.'s; 281, 334, 363; „Nietzschische Art" 352, 361.
— Rosalie, Schwester des Vorigen; 60, 352.
— Franziska geb. Oehler, Gattin des Vorgenannten und Mutter Fr. N.'s; 21, 53, 59, 60, 69, 76, 220, 364, 370, 425, 475, 510.
— Elisabeth, Schwester Friedr. N.'s (später Frau Dr. Förster); 21, 53, 60, 182, 207, 220, 244, 276, 290, 319, 321, 323, 325, 328 f., 332 f., 351 f., 359, 361, 362, 364, 366, 369, 370, 375, 377, 379, 412, 417, 423, 425, 436, 441—444, 447, 473, 475, 499, 503, 510.
O**, Madame Louise; XXII, **382**, **383** f., 386, 391, **389** f., 391, **414** f., **420**, **452**, **454**.
Oertzen, von, Pfortenser; 170.
Opitz, Theodor; XXV, **297** f. „Schopenhauer als Erzieher" Sonett an Fr. N. 299.
Oppenheim, Robert, Verlag in Berlin; 259.
Ortlepp, Aufwärter i. Schulpforta; 6.
Otto, Paul, Bildhauer, Freund des Frhrn. v. Gersdorff; 209 (Anm.), Goethe-Denkmal 222 (Anm.); 225; Entwurf zum Tegetthoff-Denkmal 234.
Overbeck, Franz, Prof. d. Kirchengeschichte in Basel; als Freund N.'s 196, 219, 225, 244, 249, 256, 258, 262, 263, 264, 265, 270, 277, 290, 292, 294, 297, 300, 303, 312, 313, 357, 358, 366, 367, 379, 381, 443; Rektor der Univ. 375; Urlaub (1875) 317, 320, 321, 334; Bayreuth betr. 251, 290, 334, 346, 347, 376; „Ueber die Christlichkeit unserer heutigen Theologie" (1873) 240, 255, 284; „Studien zur Geschichte der alten Kirche" (1874) 288.
Pahlen, Isabelle Freiin von der (später Freifrau v. Ungern-Sternberg); 387.
Parker, Theod., amerikan. Theolog; Deussen's Uebersetzung von Alb. Réville's Buch

„Theodor Parker“ (Lpz. 1867) 63.
Peipers, David, Prof. in Göttingen; Recenſion über Deuſſen's Commentatio de Platonis doctrina 155.
Perfall, Karl von, Hoftheater-Intendant i. München; 216.
Peter, Karl Ludw., Rektor der Pforta; 57, 59.
Petöfi, Alexander; Ueberſ. von Theod. Opitz (Peſt 1864) 299.
Philologiſcher Verein, Leipzig; 30, 40, 46, 67, 76, 88, 106, 113.
Photius, Patriarch v. Conſtantinopel; Myriobiblion (*βιβλιοθήκη*) 71 f.
Pinder, Wilh. (zuletzt Oberregierungsrath in Kaſſel); XVIII, **1—7**, **16—19**, **28—30**, 78, 189, 192, **257 f.**, 259, 276, 280, 301, 314, 318.
— Vater des Vorigen, Appellationsgerichtsrath in Naumburg; 313 f., 318.
— Gattin d. Vorigen; **313 f.**
Plato; 83, 115, 121, 130, 155, 411, 485 (Anm.); Dialoge: Phädon 141; Phädrus 116; Jon, 526; Euthydemos 102 f. Platoniſche Frage 102, 115; N.'s Colleg „Einleitung in das Studium Plato's“ 196; „Plato's Leben und Lehre“ 255; Grote's Plato 345 f.; Deuſſen's Commentatio Platonis 136 (Anm.), 139 f.
Plüß, Hans Theodor, Philolog, Prof. in Schulpforta (ſpäter in Baſel); Vortrag über die Geb. d. Trag. und die 1. Unzeitgem. Betr. 270.
Plutarch; Montaigne über Pl. 310 (Anm.).
Pollini (Pohl), Bernh., Leiter des Hamb. Stadttheaters; 530.
Polykrates; 177.
Proudhon, P. J., Theoretiker des Anarchismus; 313.
Prudhomme, Sully, franzöſiſcher Dichter; 432, 436.
Pſeudo-Plutarch; de decem orat. vit. 72.
Puſchmann, Theod.; „Rich. Wagner. Eine pſychiatriſche Studie“ (1872) 255 (Anm.).
Quinctilian; Institutio oratoria 116.
Raabe, Hedw. (Niemann-), Schauſpielerin; 34, 46.
Raffael; 48, 259.
Ranke, Leopold von; „Zwölf Bücher preuß. Geſch.“ 262.
Rau, Dr. von, Direktor der Landwirthſchaftlichen Akademie Hohenheim (Württemberg); 315.
— Leopold, Bildhauer († 1881 in Rom), Freund des Frhrn. v. Gersdorff; 203, 209 (Anm.), 222, 225, 240 f., 249, 250, 301, 327, 378 f.; Titel-Rundbild (der entfeſſelte Prometheus) zu N.'s „Geb. d. Trag.“ 195 (Anm.), 198, 200; Entwurf zum Tegetthoff-Denkmal 234.
Redtel, Pfortenſer; 120, 125 f. (Anm.).
Rée, Paul, Dr. phil., ſpäter Dr. med.; „Pſychologiſche Beobachtungen“ (1875) 385; in Sorrent 385 (Anm.), 388, 397, 398, 406; „Der Urſprung der moraliſchen Empfin-

dungen“ (1877) 392 Anm., 398; besucht R. 1882 in Genua 451.
Reinhardt, Direktor in Frankfurt a. M.; 160.
Reiter, Ernst, Musikdirektor in Basel; 265.
Renan, Ernest; 273.
Reuß, Fürst von; 300.
Revett, Richard, s. Stuart.
Réville, Albert, Prof. d. vergleichenden Religionsforschung am Collège de France; „Théodore Parker“ (Paris 1865) 63 (Anm.).
Ribbeck, Otto, Prof. der Philologie in Kiel, Heidelberg, Leipzig; 108.
Riccius, Karl August, Hofkapellmeister in Dresden; 512 Anm.
Richter, Gustav (aus Naumburg), Rektor des Gymnasiums i. Jena; L. Annaei Senecae tragoediae rec. (Lips. 1867), kritische Ausgabe (mit Rud. Peiper) 56.
Riedel, Carl, Prof., Begründer und Leiter des „Riedel'schen Vereins“ in Leipzig; 38, 39, 46.
Riedesel, von, Pfortenser († 1870); 170.
Riemann, Hugo, Prof. d. Musik-Gesch. und -Theorie a. d. Universität Leipzig; Problem der Phrasirung 461, 514, 520 f., 522, 529 f.; „ehrendes Wort für R.“ im „Fall Wagner“ 511, 529.
Riemenschneider, Georg, Komponist; 333; symphon. Dichtungen „Julinacht“ und „Nachtfahrt“ 246, „Todtentanz“ u. „Donna Diana“ 248.
Riese, Adam, der Rechenmeister; 58.
Rintelen, Philolog († 1864); „De Theognide Megarensi poeta“ (Münster 1863) 2, 6, 10.
Ritschl, Friedrich, Prof. d. Philologie in Bonn u. Leipzig; Jahn-Ritschl-Streit in Bonn 14; R. geht nach Leipzig 13, 14, 19; von R. gehörte Collegien R.'s 19, 58; R. und R.'s Theognis-Studien 24, (30 Anm.), 34 f., 41, 44; R. und der „Philolog. Verein“ 40, 46; Aeschylus-Lexikon 41 f., 44 f., 56 (Anm.); Preisaufgabe über Diogenes Laertius 62 f. (Anm.); judicium R.'s über R.'s De Laertii Diogenis fontibus 87 f.; geplante Festschrift für R. 91 (Anm.); Persönliches 51, 54, 72 f., 75, 121, 131, 145, 244, 252; Briefverkehr 56, 92, 113; R. besucht R. von Basel aus 189, 262; R. über Spielhagen 89; R.'s Stellung in der Rangordnung der Philologen 108 (122); R.'s Tod 387.
— Sophie, Gattin des Vorigen; 96, 131, 145.
Ritter, Alexander, Komponist in Würzburg; 330.
Roberty, E. de; „L'ancienne et la nouvelle philosophie“ (1887) 494.
Roggenbach, Franz Frhr. von, bad. Minister; 46 f.
Rohde, Erwin, Studiengenosse R.'s in Leipzig, Prof. der Philologie in Kiel, Jena, Tübingen, Leipzig, Heidelberg, Geh. Hofrath († 1898); Mitglied des Philolog. Vereins 40, 46; Freundschaft mit R. 67, 88,

145, 169; Schopenhauer-Verehrung 88, 122, 151; Reisen: geplante nach Paris 106, 118; in den Böhmerwald 83; nach Italien 141, 151, 158, 169; Besuche: in Naumburg 123; in Basel 352; bei Verleger Fritzsch, Leipzig 194, 249; Bayreuth: Grundsteinlegung (1872) 208, 212; (1873) 237; Orchesterproben (1875) 290, 334, 346, 347; Aufruf 209, 251; Zusammenkunft der Freunde in Leipzig und Naumburg 188, 189, 192, 194, *χαίρετε δαίμονες* 193; geplantes concilium Rhaeticum (270 Anm.) 252, 258, 261, 288; „Tristan" in München 353; Stimmungen 240, 278, 327, 352 f., 360, 367; Aussicht für eine Dorpater Professur 317; Verlobung 381; Prof. in Jena 417; über N.'s II. Unzeitgemäße Betr. 271 (Anm.); geplante Festschrift für Ritschl 91; über Lucian's Schrift *Λούκιος ἢ ὄνος* 109 (Anm.); Anzeige der „Geb. d. Trag." für's Litterar. Centralbl. 201, 205; gegen v. Wilamowitz 213, 214; „Afterphilologie" 217, 219, 225, 239; „Novelle bei den Griechen" 353 (Anm.); „Der griech. Roman und seine Vorläufer" (1876) 300, 378.

Rohn, Antiquar, Leipzig; 55.

Rohr, Frl. Bertha, und Angehörige, aus Basel; 286.

Romundt, Heinrich, Dr. phil.; XXV, Verhältniß zu N. 145; in Leipzig 118, 145, 158; in Nizza 189, 201; in Basel 219, Privatdozent 240, 243, 244, 253, 256, 261 f., 270, 277, 285, 286, 308; in Oldenburg 354, **371 f.**, 386; in Osnabrück 410; — N.'s Pariser Reise 118; Schopenhauerthum 151, 157, 261 f.; Schrift „Kant und Empedokles" („Die menschl. Erkenntniß und das Wesen der Dinge") 219, 223, 225, 231.

Roscher, Wilhelm, Prof. der Nationalökonomie in Leipzig; 13, 25, 96.

— Wilhelm, Prof., Sohn d. Vorigen, Studiengenosse N.'s (jetzt Rektor des Gymnasiums in Wurzen); 91, 128, 145.

Rose, Valentin, Philolog, Oberbibliothekar in Berlin; 108.

Rothkirch, Graf; 300.

Rütimeyer, Ludwig, Prof. d. Paläontologie in Basel; 318 Anm.; „Die Bevölkerung der Alpen" (1864) 318; „Vom Meer bis nach den Alpen" (1854) 318; Universitätsprogramm (1875) 362.

Samarow, Gregor, (Ps. für Oskar Meding); Anspielung auf den Roman „Europäische Minen u. Gegenminen" (1873) 249.

Sandoz & Fischbacher, Pariser Verlagshaus; 305.

„Sargino, der Zögling der Liebe" (Oper von Paer); Scherzname N.'s beim Bankett 255.

Saussure, Madame de; 374.

Sayn-Wittgenstein, Caroline Fürstin v. (Freundin Liszt's); 391.

Schaarschmidt, Karl Max, Prof. in Bonn; „Die Sammlung der Platonischen Schriften, zur Scheidung der echten und

der unechten untersucht“ (1867) 102.
Schäfer, Arnold, Prof. d. Geschichte in Bonn; „De libro vitarum X oratorum“ (Dresd. 1844) 72.
Schenk, Pfortenser; 105.
Schenkel, Verwandter N.'s, Jurist; 9, 36, 67, 69.
— Daniel, Prof. d. Theologie in Heidelberg, Mitbegründer und Leiter des „Deutschen Protestantenvereins“; 255.
Schieß, Prof. d. Augenheilkunde in Basel; 378.
Schiller, Friedr.; 3, 155; Sch. u. R. Wagner 150, 161; Künstler vom Philosophen abhängig: Schiller von Kant, Wagner von Schopenh. 165.
Schleiermacher; Uebersetzung der Schriften Plato's (1804—28) 102; 110.
Schleinitz, Marie, Freifrau v., Gattin des preuß. Hausministers (jetzt des Botschafters von Wolkenstein); 189, 201, 203, 208, 223.
Schlöth, Baseler Bildhauer; 234.
Schmeitzner, Ernst, Verlagsbuchhändler in Schloßchemnitz; Anknüpfung mit N. 284; französ. Uebersetzung von „Schopenh. als Erzieher“ (nicht gedruckt) 307, 308, 321, 339, 392 Anm.; französ. Uebers. von „Rich. Wagner in Bayreuth“ (bei Schm. erschienen, jetzt bei C. G. Naumann) 386, 393 (Anm.), 440; verlegt Dr. Paul Rée „Der Ursprung der moral. Empfindungen“ 392; „Jahrbuch der Freunde“ 430; Sonstiges 360, 466, 469; N.'s Schriften vom Verleger Fritzsch übernommen 477.
Schmidt, Bernh., Prof. d. Philologie i. Freiburg i. B.; „Ueber syntaktische Eigenheiten des Tacitus“ 70 f.
Schmidtborn, Pfortenser; 21.
Schnabel, Ernst, Cousin Deussen's, in Elberfeld; 104.
Schömann, Georg Friedr., Prof. in Greifswald; „Die Hesiodische Theogonie“ (Berlin 1868) von N. recensirt 103 (Anm.).
Schönberg, Gust. Friedr., Prof. d. Nationalökonomie in Basel (1868—70), jetzt in Tübingen; 141, 145.
Schopenhauer, Arthur; als Mensch 119; Bildnisse 88, 151, 157; Stilvorschriften 78; über die „Philosophieprofessoren“, Belege dazu 49, 80, 129, 162, 239, 262, 265; Schop.-Cult und Ausbreitung der Lehre Sch.'s 27, 40, 48, 67, 82, 85 f., 88, 89, 90, 97, 109, 113 f., 118, 122, 123, 124, 128, 145, 150, 153, 157, 160, 169, 175, 178, 189, 232, 261, 273, 303, 490; Erprobung seiner Lehre im Ungemach 61, 68, 91; Sch. und Wagner 133, 142, 151, 152, 161, 162, 165, 174, 179; Einfluß Sch.'s auf N. 25, 88, 91, 95, 99, 115, 128, 138, 162, 361; „Schop. als Erz.“ 275, 279, 284, 286, 287, 290, (297 f.), 299, 310; Sch.'s Metaphysik falsch 407 Anm., 409.
Schott's Söhne, B., Mainz, Musikalienverlag; 356.

Schrön, Prof. der Medizin in Neapel; 396.
Schumann, Robert; Studium der Sch.'schen Musik 25; „Faust" 15, 522; Sch. und Krug's Verlobung 242; Portrait 404.
Schuré, Edouard; „Le drame musical" (1875) 342f.; Gedichte (1876) 392; 386, 391.
Scott, Walter; 289, 364; „Robin der Rothe" 358.
Seebach, Marie; 42.
Seneca, Lucius Annäus; Tragödien s. Richter 56; Epistulae morales 67; Reminiscenz (de tranqu. animi) 263; Büste 411.
Senfft v. Pilsach, Abgeordneter; 39.
Senger, Hugo von, Musikdirektor in Genf; 223, 371 (Anm.), 373; Familie 374.
Seydlitz, Reinhard, Frhr. von, XXIII f., **384 f.**, **388 f.**, **395—98**, 399, **399**, **403 f.**, **410—14**; Novelle „Im todten Punkt" 411, 413, 418; **418—25**, **434 f.**, **470—72**; Japanismus 472, 475, 477, 503; **476 f.**, **479—84**, **495—97**, **501—4**, **509 f.**, **532—34**.
— Irene Freifrau von, geb. Simon v. Pálya, Gattin des Vorigen; 389, 399, 404, 412, 414, 418, 435, **470—72**, **474—76**, 477, 510.
— Freifrau von, Mutter des Vorgenannten; 411, 412, 414; N. erklärt Gladiatoren-Ausdrücke 419; 510.
Shakespeare; Sh.-Feier 3; Citate: (Heinrich IV.) 5, (Hamlet) 85, (Lear) 348.
Shelley; Vegetarismus 147.
Simmer, Weinstubenbesitzer in Leipzig; 88.
Simon, Dr., Mitinhaber der Buchhandlung S. Calvary & Co. in Berlin; 55.
Simonides von Keos; sein „Danaelied" von N. behandelt 14, 107, 113.
Simrock, Karl, Germanist, Dichter, Prof. i. Bonn; 235.
Soennecken, Friedr., Erfinder der Rundschrift-Feder; 511.
Sokrates; Instinkt und Vernunft 160; 239; „Sokr. u. d. Tragödie" 166, 182 Anm., 184 Anm., 186 Anm.
Solon; Distichon für Bismarck 59.
Sopater, Rhetor; ἐκλογαί 72.
Sophokles; als Mensch 80; S. und Eros 159 (Anm.); Soph.-Vers variirt 136.
Spielhagen, Friedrich; Urtheil Ritschl's über ihn 89; N. wünscht Sp.'s Bekanntschaft 16, 97; „Problematische Naturen" (1860) und deren Fortsetzung „Durch Nacht zum Licht" (1861) 15; „Die von Hohenstein" (1864) 15; „In Reih' und Glied" (1866) 89.
Springer, Anton, Prof. d. Kunstgeschichte in Bonn (zuletzt in Leipzig); 13.
Stade, Fritz, Dr., Musikkritiker in Leipzig; 247.
Stedtefeld, Pfortenser und Bonner Studiengenosse N.'s, dann Lehrer in Pforta; 14, 107, 113.
Steinhart, Karl, Prof. in Schulpforta; 57; seine Einleitungen zur Hieronymus Müller'schen Uebersetzung Plato's 102.

Stephani, Vicebürgermeister von Leipzig; 64, 66.
Stern, Adolf, Prof. der Litteraturgesch. am Polytechnikum in Dresden; fertigt auf R.'s Vorschlag einen 2. Bayreuther Aufruf 254, 255.
Stöckert, Pfortenser und Bonner Frankone, † 1870; 170.
Strauß, David Friedr.; 110, 239, († 8. Febr. 1874) 269; 1. Unzeitgem. Betr. 241, 243, (248), 250, 262, Druckf. 271, 272, 506.
Stuart und Revett: „The antiquities of Athens" 318 Anm., 320.
Suidas, Lexikograph; 24, 55, 77, 115.
Sybel, Heinrich v., Prof. der Geschichte in Bonn, zuletzt Direktor der preuß. Staatsarchive in Berlin; Rede zur Arndtfeier 20.
Tacitus; sprachlich 70 f.
Taine, Hippolyte, franz. Historiker; als Leser R.'s 480, 505.
Tausig, Karl, Klaviervirtuos, eifriger Werber für Bayreuth; „Wird besorgt!" 249, 267, 336.
Tegetthoff, Wilh., Frhr. von, österr. Admiral, Sieger von Lissa; 234.
Teubner, B. G., philologischer Verlag, Leipzig; 42, 45.
Textor, Jurist, Freund des Frhrn. v. Gersdorff; 143.
Thales; 239.
Theognis von Megara, griech. Elegiker; Citat 36; Gegenstand der Abiturientenarbeit in Pforta 2, 6, 7, 17; weitere Studien 24, 25, 30 (Anm.); Abhandlung für's Rhein. Mus. 34 f., 41, 43, 44, 56, 73, 78.
Therese, Prinzessin von S.-Altenburg, Schülerin von R.'s Vater; 259.
Thukydides; 392.
Thurneysen, Ed., Präsident des Appellationsgerichtes zu Basel; 299.
Tischendorf, Konstantin von, Prof. der biblischen Paläographie in Leipzig; 58, 233.
Travers, graubündner Familie; 286.
Treitschke, Heinr. v. (legte Juni 1866 seine Freiburger Professur nieder und übernahm die „Preuß. Jahrbücher"); „Ueber die Zukunft der deutschen Mittelstaaten" (1866) 38, 46, 47.
Trubetzkoi, russ. Fürstin; 190.
Ueberweg, Friedr., Prof. d. Philos. in Bonn und Königsberg († 1871); 129.
Vischer, Wilhelm, Prof. d. Philologie, Rathsherr, Chef d. Erziehungswesens im Kanton Basel-Stadt; (133), 134, 182 f., 187, 244, 262, 280, († 1874) 282, 329, 473.
Vischer-Heußler, Wilhelm, Sohn des Vorigen, Prof. d. Gesch. in Basel; 240, 473. — Gattin des Vorigen; XXV, 262, **472—74**.
Volkland, Alfred, Dr., Kapellmeister i. Basel; 405.
Volkmann, Dietrich, Philolog, Oberlehrer, später Rektor in Schulpforta; 24, 49, 59, 92, 113, 145, 270.

Volkmann, Richard von, Prof. d. Chirurgie in Halle; 112, 114 Anm., 115, 117.
Volkmar, Lothar, Rechtsanwalt in Berlin, Schwiegervater Deussen's; 537.
Voltaire; 373, 392.
Voltz, Agent; 254.
Wachsmuth, Kurt, Prof. d. Philologie u. alten Gesch. in Leipzig; 108.
Wachtel, Theodor, berühmter Tenorist; 58.
— Theodor, Sohn des Vorigen, gleichfalls Tenorist; 58.
Wächter, Karl Georg v., Prof. des Pandektenrechts in Leipzig; 64, 66 f.
Wagner, Richard; Bekanntschaft mit R. 133; „Genie" 142, 145, 152; idealistische Art 161; Wirkung von W.'s Musik auf R. 133, 201 f., 217; W. Anhänger Schopenhauer's 133, 142, 151, 161, 165, 174, 179; vorbildlich als Kämpfer 150, 161, 205, 361; W. als 1848er 512; W. und Ludwig II. 58, 143, 203; persönliches Verhältniß zwischen W. und R. 141, 145, 154, 157, 162, 200, 210, 236, 238, 280, 321, 323, 378, 424, 434, 487, 506; R.'s Freunde und W. 162, 163, 182, 204 (Anm.), 205, 209, 231, 232 f., 237, 241, 251, 276, 278, 294, 424, 429; Bildnisse W.'s 167, 178, 321; W. als Philolog 122; W. über Vegetarismus 148; W. und der „deutsche Geist" 483; „unendliche Melodie" 461, 530; W.'s Musik in metrischer Hinsicht 406 f.; Vortragsmanier 521, 530; — Reisen W.'s: Berlin 204, 205, 313, 319; Mannheim 188, 202, 531; Bayreuth 182, 202; Straßburg 229; Sorrent 385, 388; Rom 385.
„Bayreuth": 182, 202, 239, 291; Uebersiedelung dahin 210; Grundsteinlegung 207, 212 (Anm.), 237 f.; Festspielhaus 226, 255, 342; Wagner-Vereine 219 Anm., 523; Aufruf an die Deutschen 249, 251, 254; Sitzung und Bankett 254 f.; Reisen R.'s nach Bayreuth 207, 208, (231), 237, 251, 253, 279 f. Anm., 284, 291, 381, 382; Orchesterproben im Aug. 1875: 290, 296 f., 323, 324, 327, 328, 343, 354; Festspiele 1876: 353, 364, 376, 379, 382, (388); „Bayreuther Blätter" 430.
Schriften R.'s und R. W.: Geburt der Tragödie 200, 203; Unzeitgem. Betr. I: 243; II: 271 Anm.; III: 294 Anm.; IV: 283 Anm., 380, 381, 390, 393 f.; Der Fall Wagner 511, 528, 530, 533, 535, 537; R. contra W. 539 f.
Werke W.'s: Holländer 216; Tannhäuser 263; Lohengrin 216; Tristan 214, 215, 216, 217, 353, 461, 540; Meistersinger 133, 162, 163, 406; Walküre 58; Siegfried 142 Anm., 514; Götterdämmerung 291, 301, 313, 318; Nibelungen insgesammt 225, 289, 301, 356, 408 (Preisausschreiben über die W.'sche Dichtung der Nib. 235, 262); Parsifal 421, 514; Faust-Ouverture 263; Kaisermarsch 197 ff.

Schriften W.'s: noch unveröffentlichte Selbstbiographie 133; Gedicht an Ludwig II. 58; über Staat und Religion 143, 235 f.; Deutsche Kunst u. Politik 143, 162; Oper und Drama 143, 162; Ueber das Dirigiren 162; Beethoven 174, 177, 180; Bestimmung der Oper 195, 201; offener Brief: An Friedr. N. 214, 506.

Wagner, Cosima, geb. Liszt, Gattin des Vorigen; 145, 154, 164, 187, 226, 254 f., 258, 294 Anm., 299, 305, 321, 328, 336, 338, 339, 368, 381, 392 (Anm.), 429, 506, 531; Hochzeit mit R. W. 174; N. widmet Frau W. eine Composition 196; desgleichen eine Schrift „Fünf Vorreden ꝛc." 231.

— Siegfried und die andern Kinder der Vorigen; 255, 339, 345.

Walther, Bergführer; 318.

Weber, Friedr., Kupferstecher in Basel; Bild des Rathsherrn Vischer 329.

Weiße, Christian Herm., Prof. der Philosophie in Leipzig; 55.

Wenkel, Friedr. August, Oberpfarrer in Naumburg; 109, 113 f., 119, 122, 123, 145, 151.

Westphal, Rudolf, Philolog und Metriker; 462.

Wettin, sächsisches Königshaus; 512.

Widemann, Paul Heinr., Komponist und philosoph. Schriftsteller in Chemnitz; 358, 360.

Widmann, J. V., Dr., Redakteur d. „Berner Bund"; „Nietzsche's gefährliches Buch" 478 (Anm.).

Wiel, J., Dr. med. in Steinabad; 328, 333 Anm., 334 ff., 337 f., 345, 354.

Wieske, Karl Ferdinand (1798—1880), Gutsbesitzer auf Plauerhof bei Brandenburg, Freund Schopenh.'s; 119 (Anm.), 123, 134 Anm., 139, 167.

Wilamowitz-Möllendorff, Ulrich v., Dr. phil. (jetzt Prof. in Berlin); „Zukunftsphilologie! Eine Erwiderung auf Fr. N.'s ꝛc. Geburt d. Trag." 211 f., 213, 214, 217, 229; „Zukunftsphilologie! Zweites Stück" 239.

Wilhelm I., König von Preußen (Deutscher Kaiser); 32, 39, 46.

Wilhelm II., desgl.; 518.

Windisch, Ernst, Studiengenosse N.'s in Leipzig, jetzt Prof. der indischen Philologie daselbst; 91, 106, 113, 145, 189.

Wölfflin, Eduard, Prof. d. Philologie in München; „Untersuchungen über die Sprache des Tacitus" (Philologus, Bd. 24 f.) 71.

Wolzogen, Hans Paul Frhr. von, Redakteur der „Bayreuther Blätter"; 247, 407, 430.

Würkert, bis 1848 Pfarrer in Zschopau, dann Wirth des Restaurants „Stadt Dresden" in Leipzig; 64 f.

Wuttke, Heinrich, Prof. der Geschichte in Leipzig, 1848 Mitglied der Frankf. Nationalversammlung; 64.

Xenophon; Memorabilien des Sokrates 378.
Young, Thomas, engl. Physiker und Orientalist; 178.
Zarncke, Friedrich, Prof. d. deutschen Philologie in Leipzig, Herausgeber des „Litterar. Centralblattes"; 13, 103, 145, 201, 205.
Zeno der Eleat; 116.
Zernial; über den Taciteischen Genitiv 70.
Ziemssen, Hugo von, Prof. der Medicin in München; 171.

P. G.

Lippert & Co. (G. Pätz'sche Buchdr.), Naumburg a. S.

69371

Philos
N677g

Nietzsche, Friedrich Wilhelm
Gesammelte Briefe ...

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY

Do not
remove
the card
from this
Pocket.

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File."
Made by LIBRARY BUREAU